Adolf Frey

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834 F89
BF891

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/adolffreyseinleb01frey

A. Frey.

1882

Frey, Frau Lina (Beger)

Adolf Frey

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS, URBANA.

Sein Leben und Schaffen

erzählt von

Lina Frey

Erster Band

1 9 2 3

H. Haessel, Verlag, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck einzelner Gedichte ausdrücklich verboten
Copyright 1923
by H. Haessel, Verlag, Leipzig

Satz und Druck von Hesse & Becker, Leipzig

PRINTED IN GERMANY

734F89
3F891

Vorwort

Leben und Schaffen Adolf Freys zu schildern, verlangte die Bewältigung seines sehr reichlichen Materials, das aus der Fülle seiner persönlichen Beziehungen, mehr aber noch aus der Vielseitigkeit seines dichterischen und gelehrten Schaffens hervorging.

Er hat keine autobiographischen Entwürfe, nicht einmal Notizen hinterlassen und sich über seinen künftigen Biographen nicht ausgesprochen, kaum an diesen gedacht, immer von gegenwärtigem Schaffen bis zuletzt erfüllt.

Wenn ich nun meine letzte Lebensaufgabe darin erblicke, hier einzutreten, so ermutigt mich dazu das Vertrauen, das mein Gatte meiner bescheidenen Mithilfe entgegenbrachte, sodann aber die Kenntnis seines Lebens und seiner Persönlichkeit, wie er, der Zurückhaltende, sie kaum einem andern ermöglicht haben dürfte.

Gerade dieser Umstand mußte mich an so gedrängter Kürze hindern, wie sie vielleicht fernerstehenden Lesern willkommener wäre: ich wollte der brieflichen Aussprache möglichsten Raum gönnen, um ein vollständiges Bild der Persönlichkeit entstehen zu lassen; und mich leitete das Bestreben, besonders die Entwicklung des Dichters zu verfolgen, sein Werk aus dem Tagesstreit herauszuheben, falscher Beurteilung zu entziehen, unerkannte Fäden bloßzulegen.

Biographie ist Geschichte, ihr oberstes Gesetz Wahrhaftigkeit; dieses Gesetz gebot mir, vor mancher Rücksicht nicht stehen zu bleiben, auch nicht vor der auf mein persönliches Empfinden.

Daß die Gliederung dieses ersten Bandes, der an einem Wendepunkte seines Lebens, der Berufung an die Zürcher Hochschule, innehält, keine streng chronologische sein konnte, rechtfertigt sich wohl von selbst. Was dem zweiten Band vorbehalten bleibt, wird keinen von erreichter Höhe Zurücksinkenden zu zeichnen haben, sondern gesteigertes Können, erweiterte Auswirkung, Vollendung bis zu dem herben letzten Geschehen, das mit dem Dichter neugeplante Werke in die Tiefe riß.

Es bleibt mir noch, allen denen meinen herzlichsten Dank zu sagen, die mir geholfen haben — möchten sie es empfinden, als ob ihnen der allzufrüh Geschiedene selbst dankte!

Zürich, April 1922. Lina Frey.

530917

Inhalt

Seite

I. Kindheit und Jugend. Eltern. Schule. Der Kantonsschüler. Maturität. Freunde 9

II. Bern. Der Student. Die Studiengenossin. Erste Lehrtätigkeit. Der Tod des Vaters. Der Füsilier Frey. Erste Liebe. Die Freiharstbuben 29

III. Zürich. Studien. Freunde. Keller und Meyer. Verglimmende Liebe. Am Gymnasium. Der Doktorhut 46

IV. Leipzig. Studien. Der eigene Stil. Krankheit. Das Hallerbuch. Auf eigenen Füßen 63

V. Zwei Bergwanderer. Der Genesende. Weimarer Schriftstellertag. Die Studienfreundin in Leipzig und Berlin . 77

VI. Berlin. Am Deutschen Familienblatt. Geselligkeit. Rodenberg. Scherer. Erkrankung der Mutter. Verlobung . 85

VII. Aarau. Das Bräutigamsjahr. Der Privatdozent. Schatten und Sorgen. Der Dichter. Heirat 103

VIII. Im Amt. Anfechtung. Der Lehrer. Der Vortragende. Die Schulhauskantate 119

IX. Die Entwicklung des Lyrikers. Der erste Gedichtband und seine Aufnahme 127

X. Die ersten Gaben des Gelehrten. Haller—Salis, Geßner. Salisbiographie. Der Generalstabschef Salis 159

XI. Aarauer Leben. Sommerfrischen. Freunde. Gesellschaft . 172

XII. Im Schatten von Zypressen. Tod in Familie und Freundschaft. Tod Gottfr. Kellers. Gäuggeli. Jakob Frey. Kellerschriften. Kellererinnerungen 192

XIII. Dialektgedichte. Totentanz 203

XIV. Komponisten, Operntexte und Kantaten 218

XV. Der Dramatiker. Berner Kantate. Bundesfestspiele. Herport. Winkelried 229

XVI. Der Kritiker und Journalist. Scheffelbriefe 256

XVII. Das Meyerbuch. Hermann Grimm 260

XVIII. Letzte Aarauer Jahre. Sommerfrischen. Neue Freunde (Emil Milan). Italienische Reise 276

XIX. Auf der Paßhöhe. Zürcher Wahl. Abschied von Aarau . 291

XX. Rückblick. Anlagen. Persönlichkeit 297

Anhang I: Beilagen: 1. Adolf Freys Gattin 317

2. Zur Geschichte der Bundesfestspiele . . . 321

Anhang II: Anmerkungen 337

Kunst kommt von Können
Adolf Frey

I

Kindheit und erste Jugendzeit 1855—1875

Motto: Die Morgenröten beglänzen den Pfad,
Die Pulse jagen, die Träume blühn,
Die Hoffnung lacht und die Liebe naht,
Und das Leben siehst lockend und farbig du glühn
Und hörst nicht das Lied vom Ende.
(Gedichte I. 1886, S. 222.)

In der sogenannten „Baumschule“[1]), einem kleinen vor dem Städtchen Aarau an der Straße nach Küttigen gelegenen halbländlichen Gut, genas am 18. Februar 1855 die junge Frau des volkstümlichen Erzählers Jakob Frey eines Knäbleins. Rosina Frey hatte sich mit einer schweren Kommode zu schaffen gemacht, und die Geburt erfolgte zwei Monate zu früh, so daß der Kleine nicht größer zur Welt kam, als daß ihn sein Vater in die Hosentasche stecken konnte und er, in Watte warm eingewickelt, mit aller Sorgfalt am Leben erhalten werden mußte.

Es war das erste Kindchen, das dem jungen Paar geschenkt wurde. Beide stammten aus einfachen ländlichen Verhältnissen. Jakob Frey[2]), am 13. Mai 1824 zu Gontenschwyl im Aargau geboren, war der Sohn eines kleinen Bauern, konnte aber die Bezirksschule und, in Aarau, das Gymnasium besuchen und auf den Universitäten Tübingen, München und Zürich geschichtliche, literargeschichtliche, philosophische und volkswirtschaftliche Fächer hören. Er hoffte an der gesamteidgenössischen Universität, die damals eifrig angestrebt, aber nie verwirklicht wurde, sich der akademischen Laufbahn widmen zu können. Da auch ein Versuch, im Staatsdienst seines Heimatkantons unterzukommen, scheiterte, so stand er nach Abschluß seiner Studien mittel- und stellenlos da und sah sich durch die engen heimatlichen Verhältnisse, wie durch die Art seiner Vorbildung und seinen Hang nach freier Betätigung seiner Ziele auf eine schriftstellerische und journalistische Laufbahn gewiesen, die für ihn, da er sein Brot auf Redaktionen zu verdienen hatte, ein erst mit seinem Tod endigender Passionsweg wurde.

Mittelgroß, blond und blauäugig, war er in jungen Jahren ein eif-

riger Turner, Schwimmer und Schlittschuhläufer und ein gewandter Fechter von mutigem, ritterlichem Wesen; die auf dem Todbette aufgenommene Photographie, das einzige von ihm existierende Bildnis, zeigt die gleiche Schädelform, die vorspringende, vielleicht etwas weniger gewölbte Stirn, die buschigen Brauen und den starken Einbug der Nase, wie sie dem Sohn Adolf eigneten, als einzige gemeinsame Merkmale. Es ist ein ungewöhnlicher Kopf, dessen Formen sich einprägen. Der Eindruck der ganzen Persönlichkeit, seine völlig unbäuerliche Art war so, daß ihm die Kommilitonen auf der Universität den Übernamen der „Lord" beilegten. Aber von Jugend auf zerbrachen seine Kräfte an schweren Krankheiten und Enttäuschungen, und eine melancholische Schwäche lähmte seine Energie, der das Gegengewicht des Humors völlig versagt gewesen zu sein scheint. Ein aufrichtiger Idealist und mutiger schriftstellerischer Verfechter seiner politischen und ethischen Reformgedanken, vermochte er der wirklichen Verhältnisse nicht Herr zu werden und unterlag in einem Lebenskampf von seltener Härte. Er flüchtete daraus in seine Familie, an der er mit zärtlicher Liebe hing, und in seine dichterischen Träume. Denn ein echter Dichter, ein geborener Erzähler war Adolf Freys Vater.

Er trat zunächst in den von Heinrich Zschokke in Aarau herausgegebenen „Schweizerboten" ein, den er, der sich zu den Achtundvierzigern schloß, seinen Reformgedanken dienstbar zu machen suchte und überdies mit Erzählungen ausstattete, wobei er sich überall als gewissenhaften, ernsten Arbeiter erwies. Aber ein über das Dürftigste hinausreichender Lebensunterhalt ließ sich damit nicht gewinnen, und als er am 3. März 1854 seine unbemittelte Braut heimführte, setzte sich die Not mit an den Herd.

Rosina oder Rosa Hunziker, die Rose des Kulmertales, wie sie in der Gegend genannt wurde, war die Tochter eines Wirtes im aargauischen Dorf Oberkulm. „Mittelgroß," schildert Adolf Frey seine Mutter, „schlank mit dunkelm vollem Haar, rehbraunen glänzenden Augen, blühender Gesichtsfarbe und schönen Zähnen, war meine Mutter eine anziehende Erscheinung. Sie war eine treue, besorgte, aufopfernde Gattin, gottvertrauend im Leid, im Mißgeschick ausharrend und wachsend, mutig bis zur Schärfe. Ein einfacher, fast großer Zug ging durch ihr Wesen, der sie, die doch fast gänzlich Ungebildete, vor den meisten der weiblichen Kleinlichkeiten behütete. Leidenschaftlich und ganz in Haß und Liebe, verriet sie das zuweilen herbe, aber tapfere Wesen der Volksfamilie, die ursprüngliche Farbe und Kraft der Scholle, ganz im Gegen-

saß zu ihrem Manne, hinter dem niemand eines Bauern Kind gesucht hätte. Was sie über ihresgleichen hinaushob, war eine tiefe, feine Empfindung. Sie gehörte zu den latenten Dichternaturen ... Auch das war bei ihr eine Gabe aus erster Hand: denn mit 14 Jahren aus der Schule entlassen, hatte sie keine weitern Kenntnisse erwerben können; freilich steckte künstlerische Begabung in der Familie ihrer Mutter, aus welcher ein Maler, Johann Rudolf Huber, hervorging." Die Feinheit ihres Wesens, der klaglose Stolz in den Zeiten bitterer Armut, ihre Güte und Hilfsbereitschaft werden auch sonst bezeugt, und ihre Bildung reichte immerhin so weit, daß sie dem Gatten in den frühen Ehejahren Sekretärdienste tun konnte und für literarische Dinge Empfänglichkeit und lebhaftes Interesse besaß.

Die Wohnung in der „Baumschule" umfaßte fünf niedrige, nach einem damals in der Schweiz vielfach üblichen Brauch graugetäfelte Zimmer, wovon zwei geräumige Vorderzimmer nach der etwas zurückliegenden Straßenfront wiesen, eine kleine rückseitige Laube, Küche und Zubehörden. Auch einige Gartenbeete gehörten dazu, denn das Haus lag ganz im Grünen und in damals noch völlig ländlicher Umgebung.

Am 6. Mai 1855 wurde das Söhnchen, das kräftig gedieh und zunahm, in der Kirche des etwa eine halbe Stunde entfernten Dörfchens Kirchberg auf den Namen Gustav Adolf getauft[3]).

Als der Kleine ein Jahr alt war, feierte der Vater das Ereignis in zwei Gedichten, die sein Gedeihen und seine Kinderkunststücke besangen:

„Ach heut vor einem Jährchen
Warst noch ein kleines Närrchen,
Fast kaum zwei Fäustchen groß.
Ob alles, was da keimend
Im Erdenschoße träumend
Noch tiefer Schnee umschloß,
Kamst du nach eignem Willen,
Die Lust nach Licht zu stillen,
Zwei Monden wohl voraus
Mit Freud und Leid ins Haus.
Mit kummervollen Blicken,
Ob du wohl möchtest glücken,
Grüßt dich das Mutterherz.
Doch du aus frischem Blute
Mit unverzagtem Mute
Verstandest keinen Scherz" usw.

. . . . . .

Der Mai 1856 brachte dem jungen Erdenbürger einen kleinen Bruder; diesmal wars nicht ein braunaugiges und schwarzhaariges, der Mutter nachschlagendes Büblein, wie Adolf, sondern ein Blondkopf mit hellen blauen Augen, Emil. Als er erst wenige Monate zählte, ging das Idyll in der sonnigen Baumschule zu Ende, und die kleine Familie wurde zum erstenmal für längere Zeit auseinandergerissen.

Jakob Frey mußte darauf bedacht sein, seine spärlichen Einnahmen zu vergrößern. So lockte ihn nach Bern nicht so sehr der ebenfalls magere Gehalt an der Redaktion der „Berner Zeitung" und des „Neuen Unterhaltungsblattes", wofür er nebenher noch monatlich 48 Druckseiten erzählenden Textes zu liefern hatte, als die Hoffnung auf größere Verhältnisse und journalistische Chancen. Seine Frau brachte das Halbjahr der Trennung bei ihrem Vater in Oberkulm zu, auch nicht in rosigen Verhältnissen: ... „wenn nur wenigstens Du auch auf einen Augenblick mit dem kleinen Schnüfi (Schnaufer) da wärest," schrieb Jakob Frey, dessen Herz vor allem an seinem ältesten Buben hing, an sie am 9. September 1856 ... „ich kann nicht helfen, nach dem Büblein habe ich eben ein unbändiges Heimweh, und wenn ich irgendwo auf der Straße so einen Schnog sehe, so tut's mir wohl, und doch wollen mir die Augen naß werden. Er ist eben doch gar lieb, der kleine Schnüfi. Gib ihm doch auch nicht, wenn es nicht durchaus notwendig ist, aufs Füdi; er ist doch noch ein Geschöpflein, das einen Spucknapf nicht von einem Präsentierteller unterscheiden kann." Und als gegen Weihnacht die kriegerischen Aussichten des Neuenburgerhandels ins Land herein wetterleuchteten, steigerte sich die Sehnsucht nach den Seinen noch: ... „wenn der Krieg wirklich losbricht und Militärmassen sich wohl auch über den ganzen Aargau verbreiten werden, so will ich Dich und die Kleinen durchaus bei mir haben, wenn wir uns auch im kleinsten Winkel begnügen müßten" (undatiert). Von der Gesichtsrose befallen, konnte er freilich dem „kleinen Schwedenkönig" das versprochene Bilderbuch nicht schicken — „gib ihm eine Wurst dafür," wünschte er —, und Krankheit und Geldmangel brachten ihn um den Festtagsbesuch bei den Seinen und eine besondere Freude an dem noch nicht einjährigen Kind: „Ich bin," schrieb er, „um einen schönen Anteil an meinem großen Schnüfi gekürzt worden, daß ich nicht mitangesehen, wie er das erste Mal stehen und gehen konnte" ... Am Neujahrstag hatte freilich Frau Rosa „beide Schatzli" im Bett, und bei Adolf schien eine Halsentzündung im Anzug: „Adolf lag den ganzen Nachmittag," berichtete sie, „so geduldig im Bettchen, er ist,

wenns ihm fehlt, ein wahrer Geduldsengel und schlägt seinem Papa nach[4])." Leidlich erholt von neuer Krankheit, gelang es Jakob Frey im Januar 1857 für seine Familie eine Dreizimmerwohnung — eine blaugestrichene Vorderstube und ein geräumiges Schlafzimmer waren die Haupträume — in der Spitalgasse gegenüber der Heiliggeistkirche zu mieten, die aber erst Mitte März bezogen werden konnte. Unterdessen hatte sich ihm eine Aussicht aufgetan, die aller Not hätte ein Ende machen können: er erhielt den Antrag, mit 2000 Talern Gehalt in die Redaktion der Weserzeitung einzutreten. Aber die Scheu vor der weiten Reise mit den beiden Kleinen und vor völlig fremden Verhältnissen bestimmten ihn zur Ablehnung. „Hättest Du Lust gehabt, aus den Bergen in die ebene Nähe des Meeres zu wandern?" frug er die Frau. Er konnte nicht voraussehen, daß ihm ein ähnlich günstiges Angebot nicht mehr gemacht würde — breitete sich doch sein Schriftstellername in immer weiteren Kreisen aus — und daß für ihn und die Seinen auf Jahrzehnte neue Not drohte.

Beinahe fünf Jahre hielt er in den elenden Berner Zuständen aus; seine Familie vergrößerte sich, da ihm im Jahre 1858 ein Töchterchen, Lili, geschenkt wurde, ein liebenswürdiges blondes Kind, das sein Augapfel, ihm aber neunjährig schon wieder entrissen wurde, und 1859 der dritte Sohn, Alfred. Seit 1860 hatte er eine gesundere und freier gelegene Wohnung inne in dem sogenannten „Fischergut" in der Enge außerhalb der Stadt, unweit der Aare. Damals geschah es auch, daß seine Kinder beinahe vaterlos geworden wären, indem er sich beim Baden in der Aare einmal nur mit knapper Not vor dem Ertrinken retten konnte.

Die immer unmöglichere Stellung seinem Brotherrn gegenüber, gesundheitliche und endlose finanzielle Bedrängnisse nötigten ihn, nach einem anderen Posten Umschau zu halten. So kam ihm ein Vorschlag, in Basel in die Redaktion der „Illustrierten Zeitung" einzutreten, nicht unerwünscht. Am 1. Juli 1861 zog er mit den Seinen in der alten Rheinstadt ein, trotz allem Jammer der letzten Zeit „frisch und hoffnungsvoll" — aber mit einem Wochenhonorar von ganzen 80 Franken, woraus er noch etwaige Mitarbeiter zu entschädigen hatte. Er wohnte zuerst in der Grenzacherstraße, nachher im Rosengartenweg. Nach Jahresfrist lag er 10 Wochen schwer erkrankt darnieder, und das gleiche — die kranken Tage waren unterdessen kaum einmal auf Wochen ausgeblieben — wiederholte sich zwei Jahre darauf, im Spätsommer 1864, und machte,

wie früher, eine Kur in Baden notwendig. Aus dieser Zeit datiert der erste erhaltene Brief seines Adolf vom 3. September 64: „Ich grüße Dich herzlich, lieber Papa, sei so gut und bring uns eine Farbenschachtel Adolf." Auffällig ist die ungleich große Schrift und die Ähnlichkeit mit der Schrift des Vaters, vor allem aber sind es die individuellen Bindungen des Neunjährigen, die seiner Schrift später das charakteristische Gepräge verliehen. Seit einem Jahr besuchte der Knabe die Schule. Es war die von St. Theodor in Basel. Aus seiner Schülerzeit hier ist nichts überliefert. In seinen freien Stunden steckte er viel bei einem in der Nähe des Rosengartenweges stationierten badischen Bahnwärter, mit dem er lebhafte Freundschaft pflog.

Was an kleinen Anekdoten über ihn sonst noch zu finden war, ist bald erzählt[5]). Einmal an einem Wintertag, als reichliche Schneeflocken vom Himmel wirbelten und der Kleine am Fenster ihr Spiel betrachtete — er war vielleicht 2 bis 3jährig —, gingen zwei Männer unter einem Regenschirm vorbei. An der Straßenecke verließ der eine den schützenden Schirm und ging seines Weges. „Eh lue au, Müetti," rief der kleine Adolf, „es isch eine usenand gheit!" (Eh, schau auch, Mütterli, es ist einer auseinander gefallen.) Einmal wollte ihn jemand mit einem rotgesottenen Krebs necken, indem er das fremdartige Tier gegen das Kind bewegte und es damit in die Flucht zu jagen erwartete. Aber der Kleine brach nur in den Jubelruf aus: „Oh das schön rot Vögeli!" Rot war schon damals und blieb zeitlebens seine Lieblingsfarbe. Als das Schwesterchen Lili in den Besitz einer großen Holzpuppe gekommen war, wurde diese Adolf mit der Weisung ausgehändigt, daran einen Schlips binden zu lernen, was der geschickte und intelligente Junge auch sofort los hatte. Aber man mutete ihm das langweilige Geschäft wiederholt zu: da sägte er der Puppe kurz entschlossen den Kopf ab und machte so dem Weiteren ein Ende[6]). Es war Sitte in der Familie, daß vor Tisch das bekannte Gebet gesprochen wurde: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns beschert hast!" Aber der hungrige Adolf betete einmal:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Aber mach gschwind, i verhungere fast!"

Eine große Freude für die Freyschen Buben war von jeher Zeichnen und Malen, sei es, daß sie Bilderbogen kolorierten, oder, häufiger, das ganze Kunstwerk selbst lieferten. Sie feierten damit die Geburts- oder Namenstage der Mutter oder stifteten ihre Neujahrsgabe auf diese Weise,

denn Neujahr, nicht Weihnacht, war nach alter Schweizersitte der Beschertag. Da die drei zu Geschenken jeglichen Kleingeldes entbehrten, so schufen sie in wahrem Künstlerwettstreit sorgfältig ausgetiftelte Kabinettstücke, zu denen auch ein selbstgedichteter Text nicht fehlen durfte. Adolfs Sachen zeichneten sich vor denen der Brüder durch einen flotteren Schmiß aus, und er legte seinem Künstlertrieb auch in der Schule keine Zügel an.

Nach Basel kam er vom 10. bis 13. Jahr auf Berner Schulbänke.

Wieder war in Basel die Existenz der Familie in Frage gestellt worden, da Jakob Frey seine Redaktionsstelle aus Ersparnisgründen gekündigt wurde. Damals tauchte der Plan auf, wiederum nach Aarau und zwar in das sogenannte „Schlößli" zu ziehen, wo später Adolf acht Jahre lang hauste. Oder, so träumte der Vater, daß ihm vielleicht die in der Nähe des aargauischen Ortes Teufenthal gelegene, wohnbar gemachte Schloßruine Trostburg[7]) ein Asyl bot, wo er frei und in der Einsamkeit von Wald und Feld gesundend seiner Dichtkunst leben könnte. Aber weder das eine noch das andere war möglich, und er geriet zum zweitenmal nach Bern. Dieser zweite Berner Aufenthalt von 1865 bis 1868 bedeutete keine Verbesserung. Mutlos, widerstrebend und krank übernahm er die Redaktion des illustrierten Unterhaltungsblattes „Die Schweiz", die der Eigentümer nach Jahresfrist in „Alpenrosen" umtaufte, um den mit jeglicher journalistischen Frohn beladenen Redaktor entlassen zu können. Ohne festen Gehalt sah sich Jakob Frey auf Gelegenheitseinkünfte angewiesen, und die Not wurde größer denn je. Die Schuld an allem diesem Jammer lag nicht an ihm, der sich in der würdelosen Arbeit vergeblich aufrieb und das Unglaubliche leistete, sondern an den kleinlichen und jämmerlichen Verhältnissen des schweizerischen Schriftstellertums in jener Zeit überhaupt, wie sie Adolf Frey in der Lebensgeschichte seines Vaters auseinanderlegt. Alle Versuche zur Hebung der Übelstände, zum Zusammenschluß der Berufsgenossen, zur Gründung einer gediegenen Zeitschrift scheiterten — Dinge, um die sich gerade Jakob Frey aufs Ernstlichste bemühte und die ihn auch in brieflichen und persönlichen Verkehr mit Gottfried Keller brachten.

Er hatte mit den Seinen eine Wohnung in einem der sogenannten Wyderhäuser an der Länggasse in Bern bezogen, wo Adolf jene Episode erlebte, die dem mitleidigen Knaben einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ: wie sein Vater einem Mitbewohner, der sein Kind mißhandelte, unter eigener Lebensgefahr entgegentrat, „während auf den Treppen die

Bewohner lärmend, verwünschend und fluchend wie Lemuren herumfuhren". Damals lernten die Knaben, die sich mit den Altersgenossen auf der Gasse herumtrieben, das Zigeuner- oder Gaunerrotwälsch, auch „Mattenenglisch" genannt, das sich in der Tradition der Länggasse erhalten hatte, und noch in ihren späteren Jahren gebrauchten die Brüder untereinander im Scherz den einen und anderen Ausdruck des merkwürdigen Idioms. Ein trauriges Ereignis der traurigen drei Bernerjahre war der Tod der kleinen Lili, die am 13. August 1867 starb und deren Verlust Eltern und Brüder nie verschmerzten. Wie sein Bruder erzählt, litt Adolf wohl auch gelegentlich trotz aller brüderlicher Liebe unter dem Gefühl, daß dem liebenswürdigen Kind mehr Zärtlichkeit zu Teil werde, als ihm selbst, und auch Emil gegenüber gab es solche Momente: „Wenn der Schalk von Emil mit seinem goldblonden lockigen Haarschopf und seinen strahlenden Blauaugen die Leute anlachte, so galt er eben viel mehr als ich, der dunkle Bub, der nicht so freundlich sein konnte!" verriet er einmal.

Mehr und mehr kam Jakob Frey zur Einsicht, daß seine auf Bern gesetzten Hoffnungen zerrannen und seines Bleibens hier wiederum nicht war, um so weniger, als er in einem Augenblick tiefster Verstimmung eine günstigere Redaktionsstelle am „Bund" ausgeschlagen hatte. Er sehnte sich von ganzer Seele nach ländlicher Stille und freiem dichterischem Schaffen. Einen Landsitz in der Nähe einer Stadt, wie es die Ausbildung der Söhne verlangte, bot ihm der Landenhof bei Aarau, wo er von dem befreundeten Verleger Karl Sauerländer die Herausgabe seiner gesammelten Werke erhoffte und seine Familie aus den Erträgnissen seiner fleißigen, dann nicht mehr an eine Tagesfrohn gefesselten Feder zu erhalten gedachte. In der ersten Oktoberhälfte des Jahres 1868 geschah die Übersiedlung in den Landenhof, damals ein einfaches bäuerliches Landgut, nahe dem ungefähr eine schwache Stunde von Aarau entfernten Dorf Entfelden auf einer Hügelwelle des Distelberges gelegen. Das Haus, in welchem die Familie, wie seinerzeit in der Baumschule, die erste Etage von fünf ebenfalls graugetäfelten Zimmern bewohnte und das von einem großen Birnbaum flankiert war, bot außer Stille und Einsamkeit nächste Waldesnähe und nach der Südseite eine weite, reizvolle durch die Urner- und Berner Schneeberge eingerahmte Aussicht. Aber so schön es sich hier zu leben schien, so traurig, ja die schwersten wurden die sechs Jahre dieses Aufenthaltes. Der jähe Tod des Verlegers Sauerländer vereitelte alle auf diesen gesetzten Erwartungen.

Not und Sorge zermürbten den gesundheitlich längst untergrabenen Organismus des Vaters, legten ihn schlaflos, machten ihn widerstandslos gegen die häufigen Krankheitsanfälle und vereitelten die gedeihliche Arbeit, auf die er angewiesen war.

Im Sommer 1870 fiel er für Stunden in eine schwere, durch einen Herzkrampf herbeigeführte Ohnmacht, „während welcher die Seinen angstvoll das Lager umstanden in der jammervollen Befürchtung, er möchte nicht wieder erwachen“[8]). Wieder sollte ihn eine Kur in Baden kräftigen, die er im September antrat; aber Angst und Sorge taten auch jetzt wieder ihre unabläßigen Botengänge zwischen ihm und seinen Lieben. „Ja denke nur,“ schrieb ihm Adolf am 14., „der Mutting kümmert die ganze Zeit und hat mich auf Morgen nach Baden schicken wollen; jetzt unterbleibt das, da er weiß, wie es mit Dir steht.“ Und nicht viel tröstlicher tönte es aus einem längeren lateinischen Brief vom 23.: „... A carissima matre, multis nunc obruta laboribus, pater familias te absente sum electus ... Eheu! me miserum! juri scribendi non junctum sciendi! Ignosce igitur! Tamen haec mihi dictu digna videntur: mater carissima nostra, quia abs te reprehensa solicitudinis causa, eam aperte non amplius ostendit; sed, ut animadverto, intus tamen haud laetissima et concupiscit mutata ... cetero egregie est me contenta“ ... etc. Der Empfänger der lateinischen Epistel, die nicht die einzige blieb, bedachte die Leistung seines „Primus“ mit vorsichtigem Lob: „Adolfs Latein ist nicht ganz ohne, wenn auch noch kein Cicero.“ Er schloß übrigens jeden Brief nach Hause mit der Formel: „Die Buebe sollen brav sein!“ Die Ursache des mütterlichen „Kümmerns“ war nicht weit zu suchen: ein Haushaltungsbüchlein, das sie in Abwesenheit des Gatten vom 11. September bis 5. Oktober führte, verrät, daß in dieser Zeit kein Fleisch auf den Tisch gekommen war und daß von dem Gesamtverbrauch von Fr. 54 noch Fr. 6 für den Schneider und ein Darlehen an eine noch ärmere Frau abgingen.

Noch einmal leuchtete ein trügerischer Hoffnungsschimmer in die Badenertage des Vaters herein: „wenn ihm in Zürich an der „Neuen Züricher Zeitung“ oder an der dort, wie geplant war, wieder auflebenden „Schweiz“ ein Redaktionsposten aufginge! Schon sah er sich in Zürich nach einer Wohnung um, und setzte sich mit Gottfried Keller in Verbindung, Bemühungen, die er noch zwei Jahre fortführte — vergeblich! Die Vakanz an der Neuen Züricher Zeitung wurde durch Errichtung einer

Administrationsstelle erledigt, und auch sonst wollte sich kein Ausweg zeigen: Das „Hurrah Zürich!" seiner Buben war umsonst gewesen. Vergeblich klopfte er nun in Bern beim „Bund" an, vergeblich suchte er eine Anstellung als aargauischer Kantonsbibliothekar, als eidgenössischer Unterarchivar in Bern, als Deutschlehrer am Aarauer Gymnasium, es wollte ihm nirgends glücken!

„Und doch trotz aller Armut und allem Mangel: es war eine schöne Zeit." Der dies gesprochen hat, ist der Bruder Adolfs, Alfred, als er im Züricher Krematorium vor dem Sarg des Entschlafenen der Erinnerung an die gemeinsamen Jugendtage Gestalt verlieh. Er wußte und empfand es noch bis zum Augenblick des Scheidens tief, wie die niegeschädigte, innige Liebe der Familie untereinander den grauen Jammer vergoldete und, darf man hinzusetzen, wie die lebendigen, auch in den heranwachsenden Söhnen mächtigen geistigen Interessen sie über den schweren Alltag hinweghoben. Aus seinen Worten erstand das sympathische Bild des Knaben aus dieser und einer wenig zurückreichenden Zeit:

„Adolf entwickelte sich rasch in allen Dingen: er war gescheit, anstellig, findig, geschickt, ordnungsliebend, überall wohl gelitten: daheim, in der Schule, im Spiel, allerwärts. Er war Meister auf der Maultrommel wie auf der Mundharfe; seine selbstgeschnitzten Chläfeli (Klappern) mit dem Nagel drin schmetterten heller und tadelloser als alle übrigen; sein Kreisel war kunstgerecht angetrieben und surrte kühner und länger als die seiner Neider; sein Bogen war nach Holz, Sehne und Spannung einzig, und seine Pfeile entschwanden den Blicken ins Blaue; sein Spickrohr übertraf alle anderen, und der Verfertiger zeigte sich als zielsicherer Schütze; beim Schlitteln und beim Schwimmen war er ebenso gewandt als keck; beim Märmeln gewann er — trotz seiner kleinen Hand hatte er die längste Spanne und traf sicher ins Ries; weil sie am zweckmäßigen Stecken richtig befestigt war und mit dem rechten Zwick versehen, knallte seine Geißel kräftiger als die unsere; er baute die wunderbarsten Feuerteufel aus anderer Leute Pulver; er handelte mit beredter Geschäftigkeit und mit Erfolg die gesuchtesten Briefmarken ein; er wußte, wo auf den Bäumen des Vermieters die prallsten Kirschen wuchsen; wenn wir im taufrischen Garten Umschau hielten nach den gefallenen Birnen, Äpfeln oder Zwetschgen, waren sicherlich die schönsten davon schon weg; unter verborgenen Tännchen zeigte er uns flaumige Mäuslein in ihrem Nestchen. Es war erstaunlich, wie er immer und immer wieder die ausgiebigsten Beerenplätzchen fand, wie er seine Kratten bald

und mit der erlesensten Ernte gefüllt hatte; er brachte die prächtigsten Kristalle heim, die größten Ammonshörner und Bohnerze, die seltensten Schmetterlinge; sein Herbarium war ungeachtet der unzulänglichen Herstellungsmittel wertvoll; die Aufträge der Mutter besorgte er musterhaft; er trug das Wasser zu; er las früh und viel und mit Verständnis. Er war ein vortrefflicher Schüler und nur mit der Mathematik nicht innerlich befreundet. Auch nicht besonders eingenommen war er vom Bodenfegen auf den Knien, vom Buttern im Stöpselfaß, vom Gartenbespritzen und Tannenzapfensuchen und vom Holzsägen und -spalten, höchstens zum Spiggeli(Späne)machen ließ er sich herbei und brachte es auch da zur Vollendung. Während wir in den Jahren, wo sich die Jugend am ehesten zusammenschließt, schon wegen der Abgelegenheit der Wohnstätte scheue Einsiedler waren, verspürte Adolf doch bald den Drang nach weiterem geistigem Umgang und fand ihn erfreulicherweise in Aarau, behielt aber seine geistigen Schätze in der Hauptsache für sich. Kam er heim, so mußte er, wie wir andern aus Sparsamkeitsgründen stets die Kleider wechseln und erhielt, sobald es irgend anging, Vaters langschössigen Rock, der ihn so kleidete, daß wir ihn den „langen Mathis" hießen. Im übrigen belegte er auch den Vater und nicht nur dessen abgetragenen Rock sozusagen ganz und bereicherte sich dabei mit Wissen und Einsichten, die uns versagt blieben. — Im übrigen mußte er mit uns schmal durch: jahrelang war es uns der Länge des Schulwegs wegen nicht möglich, über den Mittag heimzugehen. Da gabs vom frühen Morgen bis zum späten Abendessen zuerst ein Fünfer-, später ein Siebnerweggli, noch später eine kurze Zeitlang einen Teller Wassersuppe mit einem Fünferbrötli. Und doch trotz aller Armut und allem Mangel: es war eine schöne Zeit." —

Der Schulweg aus dem Landenhof nach Aarau führte Adolf für ein halbes Jahr nach dem Einzug in die oberste Klasse der Bezirksschule, wo er trotz des vielfach unterbrochenen und wechselvollen Unterrichts seiner bisherigen Schuljahre so gut vorwärts kam, daß er im Jahre 1869 in die erste Klasse des Progymnasiums der Kantonsschule eintreten konnte.

Es mochte ein feierlicher Augenblick für ihn sein, als er am 1. Mai, einem Sonntag, zwischen 9 und 12 Uhr, zum erstenmal das stattliche dreistöckige, von einem Türmchen gekrönte alte Kantonsschulgebäude betrat. Er hatte, mit seinen Schulzeugnissen versehen, sich anzumelden. Ein stattlicher, brünetter Herr von freundlichem Wesen reichte dem Jungen die Hand, der Herr Rektor. Es war Prof. Hunziker, Lehrer des

Französischen. Am 2. und 3. Mai bestand Frey, Adolf die Aufnahmeprüfung in den geforderten Fächern Deutsch, Französisch, Mathematik, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte.

Drei Bilder aus seiner Gymnasialzeit zeigen ihn in verschiedenen Altersstufen, das erste ein Daguerrotyp, Einzelbild, wurde von seinem Mathematiklehrer Krippendorf aufgenommen und zeigt den fünfzehnjährigen; die zwei andern sind Klassenbilder kleinen Formates aus seinem wohl 16. und 18. Jahr. Auf dem ersten Bild sitzt der schmächtige Junge auf einem Tisch, den rechten Fuß auf einen Stuhl aufgestellt, während der linke frei herunterhängt. Der leichtvorgebeugte Oberkörper, die magern Hände und Beine machen den Eindruck etwelcher Kränklichkeit und Schwäche. Der Kopf — es handelt sich um das erste überhaupt vorhandene Bild — ist von allen drei Jugendbildern der charakteristischste und dem spätern Aussehen ähnlichste. Auch der Sechzehnjährige, geradeaus vor sich Hinblickende zeigt, wie das Daguerrotyp, den ernsten Ausdruck, die geschlossenen Lippen und zwischen den zusammengezogenen Brauen eine frühe Falte. Auf dem späteren Klassenbild spricht der emporgerichtete Kopf auf dem gestreckten Hals von Willensanstrengung, Überlegenheit und geistiger Reife und — unverkennbar von verhaltenem Schmerz. Ein Gesicht, das unter denen der anderen auffällt und eine schwere Jugendgeschichte, Kampf und Aufstreben erzählt. Wie der Text zu diesen drei Jugendbildern mutet ein bitteres Gedicht des Achtzehnjährigen an:

Der glücklichste Mensch

Mir hilft der Freunde große Zahl
Und stützt mich armen Teufel;
Sie zieh'n mich freudig aus dem Pech,
— Das ist ganz ohne Zweifel.

. . . . . .

Sie nennen mich famosen Kerl
Und genial und weise,
„Doch nicht, wie ich, versteht sich schon,"
Denkt jeder bei sich leise.

. . . . . .

Sie sind zu allem stets bereit,
Solang' ich nichts von ihnen
Zu fordern mich erkühne, sonst,
Sonst können sie nicht dienen.

. . . . . .

Adolf Frey.

1870

Was will ich mehr? Vor jedermann
Bin ich beglückt auf Erden —
Von seinen teuren Freunden so —
So sehr geliebt zu werden —!

29. März 1873. Adolf Frey. (Ungedruckt.)

Außer dem Blatt, dem dieser allzufrühe Pessimismus, diese allzuherbe Menscheneinschätzung anvertraut wurden, gab es kaum einen andern Zeugen solcher Stimmung. Wenigstens weiß die Erinnerung der Jugendfreunde nur von dem hilfbereiten, gutherzigen Genossen zu berichten: „Wir Mitschüler ohne Ausnahme und alle Zeit," schreibt z. B. einer von ihnen, „schätzten ihn sehr als lieben, treuen Freund und braven, zuverlässigen Kameraden, der vielleicht nicht immer alle unsere Schülerstreiche mitmachen mochte und konnte, der uns aber niemals ein Spielverderber war." Und er berichtet von der Naturfreude und Blumenlust Adolfs auf dem gemeinsamen abendlichen Heimweg aus der Schule. Oft begegneten dann die Heimkehrenden Adolfs Vater, der blaß, erschöpft und müde mit gesenktem Kopf und langsamen Schritten der Stadt zuwandelte, um bei einem kurzen Abendsitz vor dem Nachtessen seine Freunde zu sehen. Den Mitschülern half Adolf überall nach, machte manchem mit stockendem Gedankenfluß Heimgesuchten den deutschen Aufsatz oder eine Übersetzung und stand als Klassenpoet bei Kneipanlässen und als Satiriker der Schülerzeitung in hohem Ansehen[9]). Diese zum Teil noch vorhandenen Kneipscherze schlossen nicht aus, daß ihr Verfasser mit seinen Lehrern im besten Einvernehmen stand, zu keinen Klagen Anlaß gab und als ein überaus fleißiger und gewissenhafter Schüler geschätzt wurde. Es waren fast durchweg tüchtige, auch wissenschaftlich im In- und Ausland angesehene Männer, und von pädagogischem Zopf, von disziplinarischen Katastrophen und dergleichen verlautet nirgends etwas. Dem freien und humanen Geist in der Lehrerschaft antwortete ein durchgängig gutes Verhalten der Schüler, so daß im ganzen und großen alles hemmungslos und glatt verlief[10]). Unter seinen Lehrern schätzte er vor allem Jakob Hunziker[11]), der, von reicher, vielseitiger Bildung, seinen begabten Schülern starke Anregungen und eine Idee von der Weite und Fruchtbarkeit überblickender Wissenschaft zu geben verstand, mochte dabei auch die französische Konversation etwas verkürzt werden; er war übrigens in ethnographischer Häuserbaukunde eine Autorität[12]). Näher stand ihm auch der Lehrer für Deutsch und deutsche Literaturgeschichte, Ludwig Hirzel, später sein akademischer Lehrer in Bern,

der Anreger seines Hallerbuches und, diesem nachfolgend, der Verfasser der großen Hallerbiographie. Dankbar gedachte Frey auch immer des Geschichtslehrers Julius Brunner und Friedrich Mühlbergs, des ausgezeichneten Lehrers für Naturwissenschaften, der sein nie wieder erloschenes Interesse für dies Fach zu wecken gewußt hatte. In seine Anhänglichkeit an den Physik- und Chemielehrer Paul Liechti und den Mathematiker Krippendorf mischte sich der Humor, der ihn die beiden nachzuahmen trieb: „Du bist nicht unbegabt für Mathematik, Frey, aber du tust nichts! du tust nichts!" In der Tat, was ihm der Lehrer in seiner halb näselnden, halb singenden Sprechart vorwarf: Frey tat nicht viel in dem Fach, das ihn nicht interessierte. Immerhin genügten seine mathematischen Künste, daß er einem jüngeren Mitschüler, der nachmals Direktor an einer großen Züricher Bank wurde, Hermann Kurz, im Winter 1874/75 Privatstunden in der höheren Trigonometrie, Stereometrie usw. zu geben vermochte und sich im Maturitätsexamen die Note „gut" erwarb.

Eines seiner Lieblingsfächer war das Zeichnen. Er hatte das Glück, in Johann Baptist Weißbrod einen vorzüglichen Lehrer zu finden, einen vielseitig und gründlich, allgemein und fachlich vorgebildeten Mann und tüchtigen Maler, der 1871 nach Aarau kam. Adolfs Zeichnungen wurden viel bewundert; an der Maturitätsausstellung hatte er weitaus die beste Leistung aufzuweisen. Leider ist von diesen Sachen nicht viel erhalten; aber aus dem ersten Jahr des Progymnasiums fand sich ein in blaues dickes Papier gefaßtes Heftchen vor, Kleinoktav, wie es Schüler zur Niederschrift von Diktaten gern benützen. Es trägt die Aufschrift: „Adolf Frey, I. Classe Progymn. 1869, Geschichte". In diesem in der Geschichtsstunde beschriebenen Notizenheftchen hat der Vierzehnjährige das Gehörte illustriert und ohne Überlegung, frisch von der Leber weg, mit der Feder die Szenen gezeichnet, die ihn dazu lockten. Er hat mit diesen zirka 160 Federzeichnungen, oft kleinsten Formates, Proben eines ungewöhnlichen Talentes abgelegt, völlig unbewußt. Die Fähigkeit genauer Vorstellung von Stellungs- und Bewegungsmotiven ist frappant: der Knabe weiß genau, wie ein Mensch steht und geht, was man bei einer Gliederfunktion und wie man es sieht. Aber nicht nur die Einzelfigur versteht er wiederzugeben, sondern vor allem Massenszenen, wobei sich ein sicheres perspektivisches Gefühl dokumentiert und eine mannigfaltige Erfindung von Handlungen. Ausdrucksvoll und sicher ist auch der Kontur der Köpfe, wobei mit den einfachsten Mitteln der Ausdruck des Bramar-

basierenden, der Dummheit, der Verschlagenheit, der Angst usw. erzielt wird. Daß die Szenen humoristisch gepackt sind, gibt ihnen besonderen Reiz und belegt die frühe Freiheit von jeglicher Feierlichkeit gegenüber der Tradition, die Adolf Frey zeitlebens eignete. Auch später noch, in einzelnen Kollegheften, hat der Student seiner illustrierenden Fabulierlust gelegentlich gefrönt.

Eine lustige Genugtuung im Zeichenfach bereitete ihm einmal ein kleines Vorkommnis mit dem Vater, der ersichtlich die pädagogische Tendenz hatte, in seinem Ältesten kein gesteigertes Selbstgefühl aufkommen zu lassen. Während eines Ferienaufenthaltes auf dem Geißhof bei dem Onkel hatte Adolf einen Löwenkopf mit Kohle gezeichnet, der sich sehen lassen durfte. Er gab die Zeichnung seinem gleichnamigen Vetter. Da trat der Vater herein und nahm das Blatt zur Hand: „He, Dölf," sagte er zu seinem Sohn gewandt, „gelt so etwas bringst du denn doch nicht zustande!" Er hatte den Neffen für den Künstler gehalten und mußte nun wohl oder übel das pädagogische Segel einziehen.

Finanzielle Gründe verwehrten dem Knaben manche Freude, die den Kameraden zuteil wurde, vielleicht auch seine zarte Gesundheit: „Der lebt nächstes Jahr auch nicht mehr!", meinte einmal ein Arzt, der den blassen, mageren Jungen sah. Musikalisch begabt, wie er war — hatte er doch auf eigene Faust geigen gelernt — bewahrte er sich aus der Schulzeit manchen Lieblingsgesang und stimmte wohl auch später noch Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" an, oder „So einer meint, er liebe Gott und haßt doch seine Brüder". 1873, achtzehnjährig, ist er zum erstenmal bei einem Schülerfest öffentlich aufgetreten. Davon hat sich nichts mehr vorgefunden, dagegen zwei bei ähnlichen Anlässen vorgetragene Gedichte. Beiden ist außer formeller Gewandtheit nichts nachzusagen. Größere Taten brachte dann der Winter 1874/75 und die Maturitätsfestlichkeiten.

Es waren schwere Monate, die dem Maturitätsexamen vorangingen, und die tägliche Sorge um das Nötigste, die chronische Geldkalamität drückte auf Eltern und Söhne. Alle sehnten sich nach einer Erlösung: „Wir wohnen nun schon viereinhalb Jahre hier auf dem ungesegneten Hof! Der liebe Gott wolle uns bald einmal erlösen! O du mein Gott, was haben wir hier durchgemacht!" klagte die Mutter einmal auf einem verschwiegenen Notizblatt. Die Erlösung kam: am Berner „Bund" ging mit Hilfe eines treuen dortigen Freundes, R. O. Ziegler, eine mit 3000 Franken festbesoldete Redaktionsstelle für Jakob Frey auf, mit

Antritt auf den 1. Dezember 1874. In übeln Geſundheitsverhältniſſen machte ſich der Vater am 30. November auf; die übrige Familie blieb bis in den Frühling des nächſten Jahres noch auf dem Landenhof. Adolf ſtand vor der Maturität, und auch die beiden andern Söhne ſollten vor Ablauf des Schuljahres nicht aus dem Gymnaſium herausgenommen werden. Während der Vater in Bern mit Krankheit, Heimweh und ſeiner mehr als reichlichen Tagesarbeit kämpfte, ſchränkte ſeine Frau daheim ihre Ausgaben bis an die Grenzen des Möglichen ein und begnügte ſich mittags mit einem Teller Suppe, während die „Buebe" zwiſchen der vormittäglichen und nachmittäglichen Schule mit einem Stück Brot auskommen mußten und ihrerſeits etwas zu verdienen ſuchten. Adolf gab Privatſtunden und übernahm ſchriftliche Hilfeleiſtungen. Als er einmal dafür mit 30 Franken entſchädigt wurde, ſchrieb die Mutter (16. XII. 74) nach Bern: „Gelt Papa, bis hieher hat uns der Herr geholfen. Und nun hat Adolf nach ſo langem Warten doch 30 Franken erhalten, was uns ganz willkommen war." Es kam ſo weit, daß ſie ein Geſchenk an die Buben von Verwandten im Betrag von 7 Franken als ihren einzigen Hilfsfonds betrachten mußte und mit achttägiger Friſt eine Betreibung drohte. Da ſie ohne einen dienſtbaren Geiſt und mit einem nicht heilenwollenden böſen Finger alle Hausarbeit allein tat, mußten ihr die Söhne ordentlich an die Hand gehen — „mit dem Folgen geht es ſonſt ganz ordentlich," berichtete ſie über dieſes Kapitel, „manchmal folgen die Bueben, manchmal die Mutter." Und der „lange This"[13]) verſicherte: „wie Du ſchon lang weißt, bin ich immer der Brävſte geweſen" (28. XII. 74). Aber ſo ſehr er vor Weihnacht den Vater gelockt hatte: „Bleib geſund, bis Du zu uns kommſt und bring noch einen Haufen Bücher mit ... Alſo komm heim, es gibt Kakao, ein Zeugnis und andere Herrlichkeiten mehr. Alſo bleib geſund und komm!", Geſundheit und Geldbeutel erlaubten dem Vater die Reiſe zu den Seinen nicht. Und er hätte doch ſeinen Älteſten in einer neuen Würde angetroffen: „Morgen," hatte Emil geſchrieben (6. XII. 74), „wird aus dem This ein Stecklibueb," (Rekrut) und Adolf fügte bei: „Du kannſt Dich alſo lebhaft meinen (ſtolz ſein), ſchon einen angehenden Vaterlandsverteidiger zu haben." „Heute," meldete er im nächſten Brief, „bin ich alſo im Rößliſaal eingemuſtert worden und ſtehe von heute an unter Kriegsgeſetz." Doch war er am 18. I. 1875 über das Reſultat der Muſterung noch im unklaren: „Soviel ich weiß, bin ich nicht Militär, wenigſtens haben ſie mir keinen Zettel gegeben; zum Frater könne man

mich brauchen (Kurzsichtigkeit), aber ich bedankte mich bestens." Über Jahr und Tag kam er doch dazu.

Den beiden Eltern war es oft jammervoll zumute: „Heute," schrieb Rosa Frey an ihren Gatten, „ist nun unser jüngstes Büebli (Alfred) auch unterwiesen (konfirmiert) worden. ... Adolf ist mit ihm zur Kirche gegangen, es schneite ... wenn ich Dir meine Briefe alle geschickt hätte, die ich diese Zeit über an Dich geschrieben, Du würdest Dich entsetzt haben — Sieh, ich bin manchmal in einem erbärmlichen Zustand!" Und von seiner Seite tönte es nicht besser: „Es ist wahr (25. III. 75), ich befinde mich in einem wahrhaft beklagenswerten Zustand, den ich auf die Dauer unmöglich ertragen könnte" ... Einmal hatte Adolf die Möglichkeit einer Anstellung für den Bruder Emil entdeckt und mahnte den Vater, der Sache nachzugehen ... (3. II. 75.) „Das weiß ich, daß die Besoldung 2500 Franken beträgt. Nun habe ich an Miggel gedacht. Was meinst Du; wenn aber etwas geschehen sollte, so sollte es bald geschehen. En avant chasseur!" Aber der übermüdete, fast willenlos gewordene Mann gab der Sache keine Folge, wie er auch anderen Begehren nicht nachzukommen vermochte. So, als das große Ereignis des Frühjahrs 1875 heranrückte, Adolfs Maturität. Nicht als ob der Sohn Befürchtungen im Busen gehegt hätte: „Von wegen der Maturität," hatte er schon vor Jahresschluß geschrieben, „da helf was helfen mag! Repetieren will ich schon, macht mir nirgends auch nur eine Spur als — Du weißt wo. Aber item!" Allein was ihm mehr zu denken gab: er sollte bei dieser Gelegenheit zweimal vor Behörden, Lehrern und Publikum auf das Podium: (24. III. 75) ... „Ich habe Dir," schrieb er dem Vater, „schon gesagt, als Du da warst, daß ich versprochen habe, zweimal am Abend vor der Zensur aufzutreten: einmal mit etwas Humoristischem und das andere Mal mit etwas Ernstem. Nun kann ich aber vor der Maturität — sie beginnt am 2. April — und während derselben nichts machen: unmittelbar nachher sollte ich mich aber daran setzen ... Also! Hem, hem. Fürs Humoristische habe ich eine Narrenkappe schon in Aussicht genommen: ... Jetzt mach Dich nur strebsam daran, das wird ein gutes Mittel sein für Deinen Moralischen. Lebe wohl, bleibe gesund und werde lustig. Adolf." (25. III. 75.) Aber so sehr Adolf und die anderen Familienmitglieder dem Vater wegen der „Burgmeierei"[14]) in den Ohren lagen, die Musen mieden diesen, und der Sohn mußte sich selbst helfen. Er verfaßte ein 70 Verszeilen umfassendes Gedicht:

Abschiedsgruß an Aarau

Bescheiden stehst du in der Städte Kranz,
Die sich durch unseres Landes Gauen reihen;
Und doch steht über dir ein höherer Glanz,
Als Fürstenpracht und Marmorglanz verleihen:
Es ist der Abglanz jener Bürgerkraft,
Die siegreich sich dem Eigennutz entrafft,
Damit vereint das Große wie das Kleine
Zusammenwirkt zur blühenden Gemeine,
Und aus dem Bürgerfleiß, der Tagesmühe,
Die goldne Blume edler Bildung blühe" usw.

Das Gedicht, das die formellen Vorzüge aufweist, die Adolfs frühe Verse sozusagen von der ersten Zeile an auszeichnen, wurde am 27. April 1875 im „Schweizerboten" gedruckt. Unvergleichlich wertvoller als diese gewissermaßen offiziellen Hervorbringungen, welche den allgemeinen Habitus der aargauischen Dichtung jener Zeit an sich tragen, sind manche Sachen des 17—20jährigen, die der freien unmittelbaren Phantasie entsprangen, und sind vor allem seine erstaunlich reichhaltigen Motivaufzeichnungen. Hier ist Adolf Frey er selbst. „Dölf," schrieb Jakob Frey damals über eines dieser Gedichte — es war wahrscheinlich ‚Nacht', das er dann im ‚Schweizerischen Musenalmanach' zum Abdruck brachte, — „hat mit seinem Gedichte Gnade gefunden vor unseren Klubkunstrichtern, und macht er sonst etwas Gutes, will ich ihm für das nächste Jahr ‚Almanach' oder ‚Schweizerhaus' eröffnen. Vorerst aber Maturität! Die Poesie kann warten" (26. I. 75).

Die Maturität wurde mit Glanz und Gloria und der ersten Note bestanden. Es waren eine Woche schriftlicher, 18 Stunden mündlicher Prozeduren, und da die Anforderungen, der Tradition der Schule entsprechend, große, die Maturandenklasse (neun Schüler) aber klein war, so ist leicht zu ermessen, daß das hochnotpeinliche Verfahren ein Doktorexamen an Schreckknissen leicht übertreffen konnte[15]). Die bestandene Maturität bedeutete für das bildungsfreudige Aarau jeweilen eine Art Volksfest, an dem die ganze Bevölkerung fröhlich teilnahm. Singend und auf bekränzten Kutschen fuhren die Glücklichen in ihrem Wichs, den bunten Mützen und den Abzeichen der Schülervereine und der Wildenschaft, mit Musik und flatternden Fahnen durch die Stadt, aus den Fenstern mit Blumen beworfen, um dann an irgendeinem benachbarten Ausflugsort zu weiterem Festfeiern zu landen. Abends erfolgte dann noch der Maturitätswichs, der Kommers, zu dem auch jüngere Schüler

als „zugewandte Orte" zugelassen waren. „Die Herren," meldete die Mutter, „sind in einer Kutsche nach Baden gefahren; er (Adolf) ist mit dem Wichs und dem gestrigen Tag sehr zufrieden," und Emil bestätigte: „am Maturitätswichs war es urfidel; alle drei Stücker kamen erst um 1 Uhr heim; ganz ohne Rausch, geschweige denn mit Katzenjammer." (11. IV. 75.) Nun galt es für den in das Mulus-Stadium Eingetretenen das Staatsstipendium von 500 Franken zu sichern. Schon im Februar, als die Familie, wie Emil sich ausdrückte, gerade sehr „auf den Drusen" war, hatte Adolf das einmalige Rauchenstein-Stipendium erhalten, eine Stiftung früherer Schüler. Die Gabe betrug 90 Franken und wanderte in die Schuldentilgungskasse des „Muttings", „lauter schöne neue Fünffränkler — wir haben schon das Brot damit bezahlt," meldete Adolf. Nach einigen Mahnungen an den Vater und verschiedenen Laufereien durch den Sohn wurde auch das Staatsstipendium flott[16]).

Bald hieß es von Aarau scheiden; der Termin des Auszugs aus dem Landenhof wurde auf den 1. Mai festgesetzt. Adolf ließ seine nächsten und liebsten Jugendfreunde zurück, Hans Herzog, den spätern aargauischen Kantonsbibliothekar und Staatsarchivar, Wilhelm Schultheß, den nachherigen Arzt und Professor der Orthopädie, Herman Kurz, Ernest Feer und Albert Fleiner. Mit den beiden letztern, beide jünger und beide ihm im Tod vorangegangen, verkehrte er am häufigsten und auch jahrelang brieflich. Mit einer Art rührender Verehrung und Unterordnung hing er an Ernest Feer (1858—99), seinem „liebsten Nesti", dem er im Laufe der Aarauer Schuljahre eine Reihe von Gedichten, meist Sonette, stiftete, die, formell fertig, einige hübsche Strophen aufweisen und Bedürfnis und Sehnsucht nach der Freundschaft des feinen, anhänglichen Jungen offenbarten. Mitgewirkt hatte bei dieser innigen Neigung wohl auch unbewußt der Eindruck des vornehmen bürgerlichen Heims der Eltern im Schloßgarten, jenes schönen Besitztums neben dem „Schlößli", das neben dem behaglichen patrizischen Wohnhaus einen großen Garten mit altem hohem Baumbestand aufwies, wo sich's gut sein und plaudern ließ. Und Ernests ältere Schwester Emma, ein feines, gebildetes Fräulein, weckte die Bewunderung des angehenden Dichters; über ihr lag die melancholische Drohung eines nahen Endes — sie starb nach einigen Jahren, unrettbar der Schwindsucht verfallen, die auch den zarten Ernest bedrohte und nach einer wechselvollen kaufmännischen Laufbahn mit dem Jahrhundertende dahinraffte.

Einen ersichtlichen Gegensatz zu dem Feerschen Hause, wo Adolf, wie

auch bei seinen andern Freunden, ein gern gesehener Gast war, bildete das Heim Albert Fleiners (1859—1902). Statt des gehaltenen Tones im Schloßgarten herrschte hier Lebensfreude und genießendes Behagen, Geselligkeit und die Unternehmungslust der fünfköpfigen jüngeren Generation. Außer den Eltern, — der Vater war der erste Zementfabrikant in der Schweiz — wohnte im Haus noch die originelle, resolute Großmutter mit einem geistig etwas zurückgebliebenen gutmütigen Sohn, der zu vielfacher Neckerei Anlaß bot. Adolf schloß sich an die zwei älteren Kinder erster Ehe an, den Sohn Albert und die Tochter Fanny, die, eine hochgewachsene, hübsche Blondine, mit ihm gleichaltrig, sich die verehrende Freundschaft des jungen Frey gern gefallen ließ, der vor allem ihre musikalischen Talente hochschätzte, sie gelegentlich in Versen feierte und auch nach ihrer Verheiratung bis zu seiner eigenen in Briefwechsel mit ihr blieb. Sein Verkehr im Fleinerschen Hause wurde bald ein eigentlich familiärer und blieb es: die großzügige, zwanglose Gastfreundschaft war für ihn, der unter den engen Verhältnissen zu Hause litt, eine Wohltat, und die Eltern seines Freundes wußten seinen Einfluß auf diesen wohl zu schätzen. Albert oder Berty Fleiner war ein früh entwickelter, allen geistigen Interessen feurig ergebener Jüngling, von musikalischen und poetischen Talenten und heftigem Temperament, das von früh auf einen Einschlag des Überreizten gehabt haben mag, der ihm später verhängnisvoll wurde. Die jungen Leute tauschten vor allem ihre poetischen Produkte, ihre „Zibetkatzen", wie sie das nannten, aus, und ihre intime schwärmerische Freundschaft entlockte auch Adolf Bekenntnisse des Leides und der Sehnsucht, die seine scheue Seele damals vor jedem anderen Auge verbarg. So war es nicht verwunderlich, daß er eine schmerzliche Leere empfand, als ihn die Übersiedlung nach Bern aus dem warmen Asyl seines jungen Herzens fortriß. —

* * *

Überblickt man diese erste Lebensepoche Adolf Freys, so fallen für seine Entwicklung maßgebend ins Auge: die Originalität und Selbständigkeit des auf Anschauung eingestellten Geistes, die schon — wie bezeichnend sind der visuelle Eindruck der zwei Männer unter dem Regenschirm und die Zeichnungen des Vierzehnjährigen! — aus den frühesten Äußerungen des Kindes sprechen; Klarheit und Entschlossenheit des Handelns und des früh selbständigen Urteils, die ihn praktisch eintreten lassen, wo z. B. der Vater versagt: das zielsichere Bildungsstreben, mit dem er,

ein Frager und (wie Goethe) ein ſtarker „Nehmer", dieſen für ſeine Intereſſen mit Beſchlag belegt; das Sichzurückziehen auf ſich ſelbſt bis zur Bitterkeit, aber daneben und ſtärker als dieſe Stimmung, die Hingabe und das Bedürfnis nach Freundesverkehr mit idealiſierender Überſchätzung — (wie er ſeinen „liebſten Neſti" und Fleiner überſchätzt und doch beide, — das tritt in den Briefen des Studenten beſonders zutage — pädagogiſiert); die ſtarke angeborene Leichtigkeit, mit der er gleicherweiſe manuelle wie geiſtige Dinge meiſtert — das Wahrzeichen der Genialität; vor allem aber das Bewußtſein ſeiner poetiſchen Sendung, das ihn, was er jetzt noch nicht geſtalten kann, in ſeinen Motivſammlungen aufſpeichern heißt, und wie er in dieſen geheimen Gärten ſeiner Phantaſieluſt ſeinen erſtaunlichen Reichtum an Einfällen und Konzeptionen neben den ſtrengſten Anforderungen der Schule, unter Entbehrungen und Nötigungen des Alltags hütet. Dazu die frühe, auf angeborener Muſikalität beruhende Leichtigkeit der Form. Im Bezirk des Erlernbaren der Sinn für Tatſachen: Geſchichte, Naturwiſſenſchaften, und daneben die Freude an Überſicht und Idee (Hunziker). Auch der ethiſche Menſch kündet ſich: Güte, Hilfsbereitſchaft, willige Einordnung und die Liebe zu den Seinen.

II

Bern 1875—77

Motto: O Seelenlabſal zu erlauſchen,
Was von der kundigen Lippe klingt,
Und reges Widerwort zu tauſchen,
Das raſtlos an die Wurzel dringt!
Und daß ich, wenn ich mich zur Quelle böge,
Die lautre Wahrheit in den Buſen ſöge!
(Feſtkantate zur Hochſchulfeier 1914.)

Schon im Januar 1875 hatte ſich Jakob Frey um eine Wohnung in Bern umgeſehen und war in dem gleichen Häuſerkomplex der Länggaſſe gelandet, wo die Familie ſchon einmal gewohnt hatte[17]). Am 7. Mai zog er mit den Seinen bei ſtrömendem Regen ein. Ein Brief Adolfs zwei Tage ſpäter an Albert Fleiner, von Heimweh durchtränkt und mit einer hübſchen Federzeichnung des Hauſes ausgeſtattet, ſchildert die Umgebung: ... „Nach Süden iſt die Ausſicht hübſch — ſiehe figura — nach Norden Null. In den Bäumen auf der Südſeite hat es zwei

Amseln, die singen recht süß ... Neben uns zur Linken liegt eine Klavierfabrik; zur Rechten wird Piano gespielt, aber nicht wie Deine Fräulein Schwester spielt" ... und er sandte ihr zur Erinnerung ein kleines Buch. Es war der erste einer langen Serie von Briefen (1875—1902), in den ersten Jahren gefüllt mit aller Herzenstorheit und Herzensqual der Jugend. Von vielfachem Unwohlsein heimgesucht, litt der angehende Student schwer unter diesen Verstimmungen und fühlte sich völlig vereinsamt: „Ich habe gar niemanden, und mein einziger Trost wird die Arbeit und die Poesie sein ... werde ich alle Kollegien belegen, die ich zu belegen vorhatte, so habe ich im Tage vier Kollegien, was genug ist, da ich namentlich ins historische und philologische Seminar ziemlich bis sehr viel zu arbeiten haben werde; ich will namentlich unsere Klassiker und die neuere Literatur studieren, versteht sich privatim und neben meinen philologischen Studien. Was meine Zibetkatzenzüchterei anbetrifft, so habe ich in den ersten Tagen ziemlich viel Stoff zusammengetragen, aber natürlich nichts ausgearbeitet. ... Gestern vor acht Tagen machte ich einen Besuch bei Hirzel[18]), der ungemein artig und freundlich war; ich pumpte von ihm Kellers neue Gedichte; sie sind aber im Großen und Ganzen unbedingt unter seine ersten zu stellen. ... Die Form ist vollendeter, aber der Inhalt meistens bizarr und sonderbar originell (19. V. 75)." ... „Die Tränen und das Weinen" (11. VI. 75) „— ach, ich beneide Dich darum! auch ich wollte, ich könnte meinen Gefühlen dann und wann auf solche Weise Luft machen; aber es hat sich, wie Du ja weißt, meiner jener harte Trotz bemächtigt, der die aufdrängende Weichheit erbarmungslos niederdrückt. ... Was gäb ich nicht darum, wenn ich mich von meiner inneren Glut zuweilen durch einen solchen Regenguß der Augen befreien könnte! So aber bin ich in einer dauernden Gewitterschwüle. Die Welt liegt gewöhnlich von drohenden Wolken verdunkelt, und wenn zuweilen ein Sonnenstrahl durchbricht, so erscheint der beleuchtete Punkt grell und unheimlich: Das blaue Wasser des Flusses ist stark dunkelblau und erscheint wie ein Auge, das im Todeskampf bricht, das Gras scheint in dem sonderbaren Schein welk, und der Berg schaut wie ein drohender Furienkopf; über mir selber schwebt immer die Wetterwolke, von der ich nicht weiß, wann der Blitzstrahl niederzischt!" Ein kleiner unangenehmer Vorfall verstärkte diese Stimmung, in der sich seelisches Leid so echt dichterisch mit einem bestimmten visuellen Eindruck mischt: er stieß in dem dunklen Gang, der zu dem Bureau des Vaters führte, unversehens an einen Sarg, in dem ein Toter lag — „Du kannst

Dir vorstellen, wie sehr mich dieser Vorfall packte, mich, der ich allen Leichen und Leichenbegängnissen aufs sorgfältigste ausweiche ... Es kommt oft ein solches Gefühl von Mutlosigkeit und Gottverlassenheit über mich, daß mir alles einerlei erscheint. Freilich suche ich mich immer aufzuraffen" ... „Etwas Schönes (16. VI. 75) hätte ich Dir zu erzählen: von der Volksversammlung am letzten Sonntag" ... (ich konnte nicht umhin) „die Ruhe und Würde zu bewundern, die allseitig beobachtet wurde. Drum habe ich manchmal bravo gerufen, wenn die Woge des Beifalls sich erhob wie ein Sturm ob dem Ährenfeld und es allenthalben rauschte und brauste, wenn ein kühnes Wort gegen die Pfaffen fiel oder der Bernermutz Stoff gab zu einem guten Witz" ... Einer Einladung des Freundes zu einer gemeinsamen Bergtour versprach er zuerst mit tausend Freuden zu folgen, nahm aber seine Zusage wieder zurück: (5. VII. 75). „Seit ungefähr 14 Tagen bin ich in einer düstern melancholischen Stimmung, die sich fast krankhaft an mich festgehäkelt hat; leider hat sie auch sehr merklich auf meinen Körper zurückgewirkt, so daß ich mich immer wie gelähmt fühle" ... Und eine erneuerte Aufforderung wenigstens zu einem Besuch in Aarau lehnte er ab wegen der Unmöglichkeit, seine Vorlesungen und zwei Seminararbeiten zu unterbrechen: (14. VII. 75). „Ich würge mein verdammtes Los hinunter und beiße die Zähne zusammen. O die verdammten, verfluchten Verhältnisse! ... O ich möchte —" ... Eingehender als die eigenen behandelt er die Angelegenheiten des Freundes, seine Verse, die er genau kritisiert, gelegentlich auch liebevoll überschätzt, seine Herzensangelegenheiten, blaue Augen, goldne Locken und der versteckte Name der Angebeteten: „Ach," schreibt er einmal nicht ohne Neid, „so ein blondes blauäugiges Engelchen im Herzen herumzutragen! Wie süß!" oder: „schreibe bald und recht viel, recht viel, recht viel! Recht viel, recht viel!" ... „An Dich zu denken ist meine Poeterei" ... „Ich arbeite zwar ziemlich viel, um mich etwas besser einzurichten; es hilft aber nichts. Daß ich unter solchen Umständen auch zu keinen Versen komme, ist natürlich. Stoff freilich häuft sich, obwohl ich so herunter bin, daß ich ihn die meisten Male nicht einmal mehr aufschreibe. Auch lese ich ziemlich Poesie; gegenwärtig beschäftige ich mich lebhaft mit Lenau, der allerdings in meine Stimmung hineinpaßt. Aber auch die Musen helfen nicht" (5. VII. 75). ... „Verse habe ich keine. Stimmungen fehlen. Wenn man ununterbrochen an historischen Arbeiten sitzt, kein liebes Gesicht sieht und zum einzigen Gesellschafter Madame Einsamkeit hat, so ist die Sache begreiflich. Ha, ein

wenig Liebe, und Du solltest sehen, wie die Lieder in mir aufschießen würden! Pah, Seifenblasen!" (25. IX. 75).

Indessen stand Adolf bei seinem Freund doch stark im Verdacht eines „Verschusses", so schroff er auch jede Anspielung zurückwies: „In die deutsche Literaturgeschichte," hatte er seinem Berty am 11. Juni erzählt, „und in eine Vorlesung über Alkestis kommt eine Studentin, von deren Verstand ich eine große Vorstellung habe. Sie heißt Julie Beger, und wie sie mir sagte, kennt sie Dich und Deine Fräulein Schwester; sie sagte mir, ihre Verwandten seien mit Deinen Eltern sehr genau bekannt. Ich mag sie natürlich nicht fragen, wer ihre Verwandten sind und was ihre Eltern sind; das wirst Du die Güte haben, mir mitzuteilen. Nicht wahr?" Es war nach einer Vorlesung über die Alkestis des Euripides, als Adolf seine Kommilitonin Lina Beger, denn so, nicht Julie, wie ihm irrtümlich gesagt worden war, hieß sie, um ihr Heft bat, da er infolge des Umzuges die ersten Vorlesungen verloren hatte; es war die erste Begegnung der beiden, und es knüpften sich Beziehungen daran, welche während vier Semestern gemeinsamen Studiums und nachher brieflich, wenigstens soweit sie zutage traten, rein freundschaftlichen Charakter trugen, nach Jahren und einem Sichwiederfinden aber zum Lebensbund führten. Lina Beger lebte damals im Hause eines Bruders ihrer Mutter, Fritz Oßwald, Besitzer des erstklassigen Hotels Bellevue in der Inselgasse in Bern. Was Adolf von Albert Fleiner zu wissen begehrte, darüber konnte dieser, nach einer nur flüchtigen Begegnung mit ihr, kaum Auskunft geben. Das junge Mädchen, das als erste und einzige Studentin der philologisch-historischen Sektion der philosophischen Fakultät in den Hörsälen saß, stammte aus einer badischen Beamtenfamilie. Frühentwickelt und von leidenschaftlichem Wissensdrang, hatte sie einen vielfach autodidaktischen Bildungsgang durchgemacht, achtzehnjährig den Antrag erhalten, als Lehrende in die Oberklasse einer höhern Töchterschule einzutreten, aber, nach umfassenderem Wissen und weiterem Gesichtskreis verlangend, nach dreijähriger Vorbereitung die Maturität in Bern errungen und war nun mit Beginn des Sommersemesters 1875 immatrikuliert worden. All das war damals in jenen Tagen der eben erst einsetzenden Frauenbestrebungen ein unerhörtes novum selbst in Bern, wo ihr erst eine Medizinstudentin vorangegangen war. Sie hatte sich zum Studium der klassischen Philologie entschlossen; nach drei Semestern entschied sie sich dann für Geschichte als Hauptfach (vgl. Beilage I). Das natürliche

feine Weſen und der achtungsvolle Takt des Kommilitonen gewann bei der erſten Begegnung ihr Vertrauen, und da das Hotel Bellevue in nächſter Nähe der alten Hochſchule lag, wurde es bald zur Regel, daß er, mit ihren Büchern und ihrer Mappe beladen, ſie nach Hauſe begleitete, wo man den beſcheidenen und artigen jungen Mann gern gaſtlich aufnahm. Bald hatte man beiderſeits heraus, daß man dichtete, und nun fand ein eifriger Austauſch des jeweils Entſtandenen ſtatt. Man ſaß bei der Kollegin zuſammen, las vor und kritiſierte ſtrengſtens. Noch mehr aber bewunderte man. Daß dabei, obwohl man ſich faſt täglich ſah, unter der Fiktion der Ferne ein „Weſtöſtlicher Divan" entſtand, der einem zweiten, ſehr zweiten Goethe alle Ehre gemacht hätte, war beinahe ſelbſtverſtändlich, und daß einige perſönliche Neckerei mit unterlief, auch nicht verwunderlich. Immerhin ſtanden in dieſem weſtöſtlichen Divan Sachen von Adolf, die den Glauben ſeiner Partnerin an ſeinen Dichterberuf wohl rechtfertigen konnten, wie „Melancholie", „Nachts", „Die Elfen" u. a., die er ſpäter unter ſeine Gedichte (1886) aufnahm. Seinem Freund Albert Fleiner verſchwieg er den Muſenkommers mit Lina Beger wohlweislich. Er wollte nicht geneckt werden: „In meinem letzten Brief," mahnte er am 16. Juni, „fragte ich Dich Verſchiedenes in Bezug auf eine Fräulein Beger. Sieh doch im Briefe gefälligſt nach ... und beantworte mir die Fragen. Willſt Du ſo gut ſein? ..." „Was die Fräulein Beger anbetrifft, ſo ſei ganz ruhig, es hat mich nicht die Fräulein intereſſiert, ſondern die ſtudierende Fräulein und eben hauptſächlich deswegen, weil ſie mit Deiner Familie bekannt war. Was ihre äußerſt angenehme Erſcheinung anbetrifft, von der Du ſchreibſt, ſo muß dieſelbe mit dem ſchmelzenden Schnee verſchwunden ſein" (22. Juni 1875). Und in ähnlicher Weiſe ſalvierte er ſich auch in weiteren Briefen: „Geſtern," erzählte er am 9. Auguſt, „war Papa mit ſeinen drei Zierpflanzen in Fraubrunnen; es wurde nämlich der Sieg der Berner über die Gugler gefeiert. Der Hin- und Herweg betrug im Ganzen 8 Stunden, die wir zum Teil in der glühendſten Mittagshitze zurücklegten. Vergangene Woche war ich auf Einladung hin 2mal bei Fräulein Beger, die Du ſehr intereſſiert zu haben ſcheinſt, als Du mit Deiner Fräulein Schweſter in Bern warſt. Ich ſah die Frau Oßwald (die Tante), die mir einen ungemein günſtigen Eindruck hinterließ." Bald darauf verreiſte das inkriminierte Fräulein in die Ferien zu ihren Eltern, und die Beſuche im Bellevue ſetzten bis zum Winterſemeſter aus.

Das Sommerſemeſter hatte Frey für ſeine Studien wohl ausgenützt,

und an philologischen, historischen und literarhistorischen Fächern so ziemlich das Erreichbare gehört[19]). Von Anfang an versäumte er kaum einmal eine Vorlesungs- oder gar eine Seminarstunde, führte vollständige, saubere, meist stenographierte Hefte und suchte den persönlichen Anschluß an die Professoren, von denen er sich besondere Anregung versprach. Es waren Hebler, den er allerdings nicht von Anfang an kennen lernte, dessen geistvollen Vortrag — sein Faustkolleg schätzte er in der Folge besonders hoch ein — und ästhetische Arbeit (Das Lessingbuch) er aber dann bevorzugte, ferner Hirzel und Stern; vor der Kleinarbeit der Philologen schwenkte er dagegen mit der Zeit immer entschiedener ab. Dabei stand er dem Gebotenen mit voller Selbständigkeit gegenüber und fand auch hier, wie nachher in seiner eigenen Arbeit, das Wesentliche und Wertvolle auf den ersten Blick heraus.

Seit Beginn des Berner Aufenthaltes kam für ihn die von allen jungen Poeten so freudig begrüßte Periode der Druckerschwärze. Mit verhaltenem Stolz forderte er von Fleiner das letzte diesem gewidmete Neujahrsgedicht, „Das ist die alte Fabelpracht": „sei so gut und schicke mir baldigst meine Verse. Der ‚Neujahrsgruß' will in die Druckerei (19. V. 75)." Er fand im „Schweizerhaus" eine Stätte, wo, wie im „Schweizerischen Musenalmanach" bald weiteres folgte: „Das Stück, das ich Dir schicken wollte, ist jetzt etwas verändert, bloß drei Strophen groß und wird sehr wahrscheinlich gedruckt ... Es trägt den Titel ‚Melancholie' (15. VIII. 75)," und trotz der Klagen über mangelnde Stimmung und stockende Hervorbringung, die Zibetkatzenzüchterei brachte doch einen ansehnlichen Sommersegen zutage. Auch an kleinen und größeren Prosastücken und Rezensionen fehlte es nicht: „Du mutmaßest, ich sei verliebt. Ach, im Gegenteil; ich bin sehr einsam. Ich arbeite den ganzen Tag. Ich habe jetzt den ganzen Homer gelesen und bin gegenwärtig an Tassos Gerusalemme liberata. Was will ich anders machen? ... Seid 14 Tagen habe ich angefangen ins Theater zu gehen auf dem Schänzli" ... „Ich habe vor 8 Tagen ein größeres Ding vollendet" ... (an Fleiner). Es war eine „Idylle", ein hübsches gerundetes Opusculum von 10 Briefbogenseiten, das in 206 fortlaufenden jambischen Vierfüßlern das Schicksal eines „Schreibrohrs" eines Federhalters, erzählt, den die Liebende zu ihren Liebesbriefen brauchte und nach ihrer Vermählung mit anderen Reliquien der Brautzeit aufbewahrt. Da sich gerade bald nach der Abfassung (August 1875) im September Berthys Schwester Fanny verlobte, so erfuhr Adolf zum erstenmal, wie ein völlig

frei erfundenes Poem auf ein bestimmtes Vorkommnis gedeutet wurde, so genau entsprach es der Wirklichkeit. Er versäumte nicht, die Sache richtig zu stellen ... „Dagegen hat sie (Fanny Fleiner) mir vorgeschwebt und schwebt mir noch vor bei einer Reihe von Gedichten, die ein Ganzes, eine Novellette in Liedern vorstellen sollen. Indeß habe ich es erst zu ein paar Zeilen gebracht ... Gegenwärtig bin ich an einer größeren Arbeit, die nächstens wird gedruckt werden. Ich habe sie ziemlich fertig. Ich habe jetzt vier Tage lang ununterbrochen daran gearbeitet und bin etwas abgespannt" (25. IX. 75). Und am 3. Oktober berichtete er dem Freund: „Meine Arbeit ist vollendet und ich trage mich mit einer zweiten sehr interessanten. Die Novellette in Versen, zu der mir Deine Fräulein Schwester Anregung gegeben hat, gewinnt an innerer Gestalt. Freilich habe ich noch keinen Vers geschrieben, ich bin so einsam[20])." Da Adolf nun als Dichter beim „Schweizerischen Musenalmanach" akkreditiert war, so bemühte er sich auch für seine Kollegin in Apollo bei diesem: es sollte eine freudige Überraschung für sie sein und mit der Mitteilung hierüber eröffnete er am 19. August 1875 den Briefwechsel mit ihr[21]). Die Verse sollten in den „Schweizerischen Musenalmanach" gelangen („denn in einem solchen sollen Sie die Freude haben, sich gedruckt zu sehen"), und nach einigem Bedenken der Verfasserin, die der auf seinen „Schelmenstreich" stolze Kollege mit etwelcher Empfindlichkeit quittierte, kam das Vorhaben unter einem anderen Pseudonym zur Ausführung.

So kam das Wintersemester heran. Bald nach Beginn desselben mußte sich Adolf zur zweiten Musterung einfinden. (An Fleiner 17. X. 75.) „Donnerstags mußte ich mich stellen, wo wir unter anderem stundenlang im Zeughaus eingeschlossen wurden, von wo man ungefähr ein Dutzend nach dem andern herausholte und zur Untersuchung führte. Bei diesem Wartenmüssen habe ich meinen Schnuppen noch durch einen Husten verstärkt ... Was nochmals meine Militärsache betrifft, so wäre ich als Soldat wegen meiner Kurzsichtigkeit dienstuntauglich gewesen, und man wollte mich auch befreien. Da fragte einer der Ärzte nach meinem Beruf. Das gab den Ausschlag. ‚Das gibt einen guten Verwaltungsoffizier!' So bin ich also militärpflichtig. Respekt Ihr Mannen!" Zur Erfüllung dieser Pflicht kam es nun nicht sofort. Dafür trat eine andere, nicht leichtere an den noch nicht Einundzwanzigjährigen heran: „Jetzt," schrieb er darüber seinem Freund Fleiner am 24. Oktober, „kommt aber erst die Hauptsache: Morgen (25. Oktober) beginne ich eine neue Lauf-

bahn. Ich bin als Stellvertreter eines kranken Lehrers am Gymnasium in Burgdorf angestellt, und habe in der Woche 25 Stunden Latein zu geben. Das geht bis zum Neujahr, resp. auch in den Frühling. Ich höre dann nur noch 2 oder 3 Stunden Kollegien, indem ich jeden Tag heimfahre und zu diesem Behufe schon Morgens $5^1/_2$ aufstehen muß. So ein praktischer Kursus wird mir ganz gut tun. Nach Neujahr, resp. Frühling nehme ich natürlich meine Studien wieder auf. Leider kenne ich keine Seele in Burgdorf." ... (31. X.): „Um auf meine Wenigkeit zu kommen, so bin ich jetzt also schon eine Woche lang Schulmeister gewesen, und das Metier gefällt mir gar nicht so übel ... trotz der Schulmeisterei bleiben meine Studien nicht liegen. Ich werde noch haben: 3 Stunden Literatur bei Hirzel, 1 Stunde historisches Seminar, 1 Stunde Sanskrit und 1 Stunde über die trojanischen Ausgrabungen." Das Deputat wuchs aber noch an: ... „In Burgdorf habe ich sonst noch keine Gelegenheit gehabt unter die Leute zu kommen: dagegen habe ich jetzt 25 Stunden Unterricht, 4 Privatstunden und 10 Stunden Kolleg: Genug." Es waren noch dazu gekommen 2 Stunden Lesen der Berner Codices, 1 Stunde über die Homerfrage und 1 zweite Sanskritstunde, überdies ein abendliches Privatissimum über die „Frösche" des Aristophanes bei Hagen, das nur von zwei Studenten, Adolf Frey und Lina Beger, besucht wurde, die den weiten Weg in die Wohnung des Herrn Professors nicht scheuten. Stolperten sie dann auf dem Heimweg zur Abkürzung in der Dunkelheit über ein frisch gepflügtes Ackerfeld, so pflegte Adolf seine kleinformatige Gefährtin damit zu necken, daß er sie aufs Ernstlichste vor dem Versinken in ein Mäuseloch warnte. Auch zu Füßen des Sanskritisten, Prof. Knaus, saßen die beiden als einzige Hörer in den alten verschmierten Bänken und lauschten den feierlich getragenen Tönen, mit denen ihnen die Zaubersprache mundgerecht gemacht werden sollte.

An der Stiftungsfeier der Berner Hochschule wurden die beiden fleißigen Studenten, die sich außerhalb der Kollegien in diesem Semester nur noch selten sehen konnten, mit akademischen Preisen bedacht. Adolf wurde für zwei historische Arbeiten prämiert: außer der Arbeit über die Gabrielle d'Estrées, die ungedruckt blieb, hatte er sich durch die Edition des „Jahrzeitbuches von Worb vom Jahr 1492" verdient gemacht, die, fünfzig Druckseiten stark, paläographische Gewandtheit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit erforderte, und der eine kurze Einleitung beigefügt wurde[22]).

Trotz der vielen, allzu vielen Arbeit, stockte die Poesie nicht: „Meine Muse arbeitet heimlich in ihrer Werkstatt, daß die Funken fliegen," berichtete er 5. VII. an Fleiner, bemerkte aber auch: „noch in einem Punkte bist Du Dir nicht klar, nämlich darin, daß Du mich zu sehr aufziehst mit L. B. Ich habe zu viel zu tun um krank zu werden und an einen Weiberrock zu denken." Und doch stand schwere Erkrankung unmittelbar vor der Türe: die verschleppte Erkältung vom Herbst, die Frühfahrten in der Winterkälte, die Überanstrengungen des ganzen Semesters hatten ihn völlig heruntergebracht, und mit einem hartnäckigen trockenen Lungenhusten brachte er die Weihnachtstage zu Hause zu. Da traf ihn ein harter, aufs Mark treffender Schicksalsschlag.

Erschüttert von seinem überschweren Lebenskampf, gesundheitlich gebrochen, hatte sich der Vater durch die acht Monate seines Berner Aufenthaltes mühsam aufrecht erhalten, aus kurzen Intervallen vermeintlicher Kräftigung immer wieder in Krankheit fallend. Nun hatten sich ja die äußeren Verhältnisse etwas gebessert: Die zwei ältern Söhne — Emil hatte ebenfalls eine Anstellung gefunden — trugen zum Lebensunterhalt der Familie bei, die Stellung des Vaters am „Bund" und im befreundeten Kreise war angenehm und schien Dauer zu versprechen, die Anerkennung des Dichters Jakob Frey wuchs über die Landesgrenzen hinaus. Aber er war unrettbar untergraben — sein Arzt und Freund R. O. Ziegler hatte bei einer Untersuchung eine schon ziemlich vorgeschrittene Pulsadergeschwulst entdeckt, die traurige Tatsache aber schonend verschwiegen. In der ersten Dezemberhälfte legte sich der Kranke: „Ich komme nicht mehr aus dem Bett heraus, erklärte er bestimmt und mit völligem Stoizismus," berichtet Adolf in der Biographie seines Vaters. „Am Morgen des 30. Dezember, als eben die erste Helle aufging, stieß er einen lauten Schrei aus, klagte über furchtbare Schmerzen und Uebelkeit und sank stöhnend zurück. Das Geschwür über dem Herzen war aufgebrochen, und als der Arzt kam, konnte er nur noch den Tod konstatieren." „Papa," schrieb Adolf am 5. Februar 76 an seinen Ernest Feer, „war am Abend vor seinem Hinschied sogar etwas aufgeräumt, wir spaßten mit ihm ohne Ahnung, wie bald er nicht mehr unter uns sein sollte." Wie tief, wie im Innersten erschüttert er bei der Leiche des Vaters saß, hat er in zwei Gedichten ausgesprochen, die er dem Druck nie übergab.

Jakob Frey wurde auf dem Bremgartenfriedhof bestattet: nun war er bei dem geliebten Töchterchen Lili geblieben. — Wenige Tage nach-

her beſuchte Adolf ſeine Freundin Lina Beger; ſie erſchrak über ſein leidendes Ausſehen, und ſie hatte zum erſtenmal einen Blick in ſein ſchweres Leben getan. — Adolf Frey hat an ſeinem Vater einen Freund, einen Berater, einen verſtehenden dichteriſchen Genoſſen gehabt. Dennoch gingen aus dem Tod des ihm ſo eng Verbundenen Keime eines neuen Lebens für ihn hervor, und der eigene Weg leuchtete auf aus Trauer und Leid: ergreifend hat er dieſe innere Erfahrung ſpäter in dem Gedicht „Das Bild des Vaters" geſtaltet mit dem feinen Zug, daß der Vater ſelbſt es iſt, der dem Sohn die Kraft offenbart, die ſich aus der Loslöſung von dem Entſchwundenen in ihm freimachen wird: „Die Hand reich nur dem eignen Mut! Wer ſtürzen ſoll, den hält kein Rat der anderen Und kein in Liebe zugewandtes Blut! Einſam muß jeder nach dem Glücke wandern!" Während Freundesfürſorge um Abwendung der nächſtdrohenden Not ſich bemühte, flüchteten ſich die verwaiſten Söhne in die Arbeit und ſchloſſen ſich eng zuſammen, um ſich und die arme, ſchwer geprüfte Mutter von fremder Hilfe loszuringen: „Drei Nacken treiben ſicher durch die Flut, Und über Riff und Strudeln trotzt der Mut." („Die Brüder", Gedichte I, Seite 224.) Adolfs Arbeit war neben Burgdorf vielfach journaliſtiſcher Natur. (29. I. 76 an Fleiner): „Ich habe viel Arbeit; ſo ſtanden im Sonntagsblatt für den Sonntag vor 14 Tagen Rezenſionen von mir; mit Ausnahme der erſten und letzten ſind alle von mir. Vor acht Tagen war auch eine, morgen wird wieder eine ſein. Meine Nervoſität hat ſich Gott ſei Dank verloren. Hingegen leide ich immer noch an Katarrh und Melancholie," und er fügte als Ausfluß ſeiner „oft grenzenloſen Melancholie" nach acht Tagen den Anfang eines nachher ausgeführten Gedichtes dem Brief an den Freund bei:

Schwarzer Aar, Melancholie,
Breite deinen dunklen Fittig
Über meine müde Seele.

„Doch ich will nicht klagen. Es wird ſo ſein müſſen!" Noch erwartete er ſechs Wochen in Burgdorf amten und dann vom 1. April bis Ende Mai in Thun Militärdienſt tun zu müſſen. Dann wollte er noch zwei Semeſter in Bern bleiben, einen Straßburger Plan aber drangeben. Aber es kam anders. Anfangs März befiel ihn ein heftiges Fieber und „andere angenehme Dinge", ſo daß er ſich legen mußte. Burgdorf mußte er aufgeben: „Geſtern," meldete er an Berty Fleiner am 14. III. 76, „habe ich in Burgdorf meine Entlaſſung genommen, weil

meine Gesundheitszustände es durchaus nicht erlaubten, weiter Stunden zu geben und es mir der Doktor aufs allerstrengste verboten hatte." Man wollte seine Stellvertretung in ein Definitivum verwandeln und den Einundzwanzigjährigen als Professor am Gymnasium anstellen. Aber er wollte und konnte seine Ziele nicht verlieren und hatte seinen Studiengang erst abzuschließen. So stellte ihm denn die Behörde ein ehrendes Abgangszeugnis aus[23]).

Seine weitere Laufbahn hing nun zunächst von der Wiederherstellung seiner erschütterten Gesundheit ab. Er lag bis in den April hinein meist zu Bett: 23. III. 76 ... „Gestern lag ich den ganzen Tag im Bett und schrieb an einer historischen Arbeit," meldete er nach Aarau, „die ich bis zu einem gewissen Punkt vollenden wollte. Auch heute liege ich wieder im Bett, denn ich will durchaus meinen Katarrh wegbringen, an dem ich nun schon 5 Monate laboriere. Solche chronische Katarrhe führen eben leicht zu Auszehrung oder solchen Dingen und ich möchte gerne noch sorgen, so lange es Zeit ist. Zudem habe ich diesen Winter mehr gearbeitet und ertragen als gerade notwendig war." Einladungen des Freundes im März und April mußte er, noch immer aller Vorsicht bedürftig, ablehnen: 3. IV. 76 ... „Dazu hat mir der Doktor jedes Sprechen während des Bummelns untersagt und Solobummel verordnet... Ich will dir nicht sagen, wie ungern ich verzichte... Sei so gut, sage mir nichts mehr davon. Mach mir das Herz nicht schwer, ich kann jetzt nicht mehr schreiben... Grüße auch die Veilchen im Garten" (6. IV. 76). Sehnsüchtig gedachte er immer wieder der alten Zeiten, bat den Freund, den Landenhof und die Gegenden dort, „die ich einst mit so viel Ruhelosigkeit unsicher gemacht," zu inspizieren, sich nach Menschen und Katzen zu erkundigen und ihm Bericht zu erstatten; und die Stunden der alten Jugendschwärmerei tauchten auf, „allwo das Thema E. K. (Initialen einer Angebeteten Bertys) in dem Grade immer wieder neuer und interessanter war, als es am Tage vorher ausführlich besprochen worden war. Und die Aussicht auf dem benachbarten Dache durch das Kamin! Denkst Du daran? Und Heine, der kleine Heine[24]), war er nicht immer schön? ... Oh Erinnerungen, o tempi passati! Die verfluchten Kerlchen! Jetzt ist die ganze Menagerie wild geworden und gebärdet sich wie toll!" (25. V. 76). Aber während die „Erinnerungen unverwüstliche Purzelbäume schlagen," fühlt er sich in der Gegenwart einsam: „Ich habe keine Freunde, mit denen ich mich amüsieren könnte, keine Musik... Jeden Monat ungefähr komme ich ein-

mal zu J. V. Widmann, dem Dichter der Iphigenie, des Buddha usw. Er und seine Familie sind sehr liebenswürdig. Die Person, mit der ich freilich zusammenkomme und die mich auch versteht, ist ein Frauenzimmer. Du weißt ja, wen ich meine. Begreiflicherweise kann und will man auch nicht in der Weise sprechen, in der wir miteinander zu verkehren gewohnt waren." Es war die Studiengenossin, die zum beginnenden Sommersemester wieder in Bern eingerückt war, und mit der auch der „westöstliche Divan" wieder in vollen Flor geriet.

An Vorlesungen hatte sich Adolf abermals ein reichliches Menü von 26 Stunden zusammengestellt[25]), und da die Seminare keine großen Teilnehmerzahlen aufwiesen und die Opposition der andern nicht sehr lebhaft war, so blieb die Kämpenschaft in den Sitzungen fast ausschließlich an den Kommilitonen Adolf Frey und Lina Beger haften. Adolf hatte bis Ende Juni eine philologische Seminararbeit bewältigt. Eine umfangreichere historische „Adrian von Bubenberg als Verschwörer" hatte er schon in den Frühjahrsferien in Angriff genommen. Sie wurde mit einem Preis bedacht und im „Schweizerhaus" gedruckt[26]). In klarer, wohldisponierter Auseinandersetzung legte der Verfasser die verwickelten und schwierigen Verhältnisse dar, unter denen der Berner Schultheß und Held von Murten in den Verdacht der Teilnahme an der Verschwörung der Innerschweizer gegen Luzern geriet, und seine Freisprechung. Neben der guten Darstellung anerkannten die Direktoren des historischen Seminars besonders den gewissenhaften Fleiß in der Benutzung des Quellenmaterials. An der Abfassung einer zweiten historischen Arbeit verhinderte ihn dann der Militärdienst.

Die Beschäftigung mit Adrian von Bubenberg fiel in den Sommer 1876, in welchem die Schweiz sich rüstete, den Sieg von Murten am 22. Juni in einer großen Feier zu begehen. Wie Adolf Frey an dieser Feier teilnahm, wie er dabei zum erstenmal Gottfried Keller erblickte, wenn auch nicht persönlich kennen lernte, hat er selbst in den „Erinnerungen an Gottfried Keller" geschildert[27]). Den Eindruck des Festes gibt ein Brief an Berty Fleiner wieder (6. VII. 76): „Um zuerst auf die Murtenfeier zu kommen, so war ich in Murten. Der Zug war prachtvoll und hat manchen bekehrt, der zuerst gleichgültig dagegen war oder gar die Nase gerümpft hat. Unter diese Leute gehört auch ... Gottfried Keller, Staatsschreiber des Kantons Zürich... Ein solches Fest resp. einen solchen historisch getreuen Zug hat die Welt noch nie gesehen... der Zug ist ein Unikum... Nur der Ungebildete kann darin weiter nichts

als eine Maskerade erblicken." Es war nicht der Eindruck des Festes selbst, so stark dieser auch war, welcher bei ihm die Schöpfung hervorrief, die den Namen Adolf Frey zuerst vor seinem Vaterlande im Festglanz jener Tage aufstrahlen ließ. Schon am 16. April hatte er an Fleiner die Ankündigung einer größeren Musentat gelangen lassen:

Zu meiner Muse, meiner jungen,
Ist hell der Freiheit Ruf erklungen,
Daß sie sich wappnen soll zum Streit.
Nun sitzt der Helm ihr wie gegossen,
Ein Panzer hält die Brust umschlossen,
Und Faust und Arm sind kampfbereit.

Ja, sie ist wild und trotzig worden
Und zieht mit kühnen Schweizerhorden
Kampfheischend über Wald und Feld;
Und beim Geschmetter der Trompete
Verschmäht sie süße Liebesrede;
Nur Schlachtruf ist's, was ihr gefällt." (Ungedruckt.)

„Ich bin mit einem Zyklus von (alten) Heldenliedern beschäftigt, die ... doch wir wollen warten, bis die Sache fertig ist." Es waren die „Lieder eines Freiharstbuben." Ende Juni war ihr Abdruck gesichert: (24. VI. 76 an Fleiner): „Im ‚Schweizerhaus' erscheint von mir eine Arbeit ‚Adrian von Bubenberg als Verschwörer' und zwei Gedichte. Im Miniaturalmanach werden meine Murtengedichte und anderes mehr erscheinen." Und am 7. Oktober konnte er melden: „Die Murtenlieder sind bereits im Druck."

Die Arbeit daran erlitt während der Sommerferien, Juni bis Oktober, Verzögerungen und Unterbrechungen. Schon am 11. Juni gestand er seinem Berty „Der Quell fließt nicht mehr so schnell und leicht oder auch leichtsinnig. Aber vielleicht, wie mir scheint, gesunder und kräftiger." Ende Juli 1876 kam er unvermutet zu einem Aufenthalt in Glion ob Montreux und zwar als Sekretär des bekannten deutschen Schriftstellers Julius Lohmeyer. Er machte von der Empfehlung Widmanns hiefür um so lieber Gebrauch, als ihm selber damit eine Luftkur in für seine Gesundheit günstiger Lage und eine literarische Verbindung winkte, von der er sich viel versprechen zu dürfen glaubte. Man zog ins Hotel Viktoria; Lohmeyer, sein krankes, vor einer Operation stehendes Söhnchen und Frey. „Tritt die Transportfähigkeit des Kin-

des ein," berichtete er am 28. Juli der Studienfreundin, „so kann ich Sie vielleicht noch sehen, ehe Sie in die Ferien gehen und sich fetieren lassen; dann krieg ich die Randglossen zu Ihren letzten Zeilen mündlich; sollte ich hier bleiben, so schreiben Sie mir einen großen Schreibebrief, verstehen Sie wohl, einen großen ... Herr Lohmeyer, — jetzt Redakteur der ‚deutschen Jugend', — ist der liebenswürdigste Mensch, den ich je gesehen habe. Er hat eine Unmasse literarischer Verbindungen, die er schon jetzt zu meinen Gunsten benutzt hat... Meine Murtenlieder will er im Dresdener Künstleralbum unterbringen. Doch dies bleibt ganz bei Ihnen, nicht wahr? Sein Kleiner, $10^1/_2$ Jahre alt, trägt sein schweres Leiden mit bewundernswerter Geduld. Ich selbst habe sehr wenig freie Zeit, da immer jemand bei dem Jungen sein muß. Auch habe ich eine große Masse Briefe diktiert bekommen, da Herr Lohmeyer selbst weder lesen noch schreiben darf. Darum schreibe ich so höllisch häßlich. Viel schöner nimmt sich die Landschaft aus; so am Morgen unter Platanen über Rosenbüsche weg nach dem See zu sehen, der in der Ferne mit dem Himmel zusammenzudämmern scheint — dazu eine Brieftasche voll gewisser Papiere und eines kleinen Kuverts, in dem sich ... das hat was für sich! Ich bin ganz zufrieden mit dem Herrgott, der solche schöne Dinge gemacht hat." ... In der Brieftasche befanden sich die „Westöstlichen", in dem Kuvert Photographie und Haare der Adressatin. Aber die Freude in Glion dauerte nicht lange. Am 15. August erfolgte die erste Einberufung zum Militärdienst. Die Untersuchung ergab folgende Resultate: Körperlänge 168,5 cm, Brustumfang 82, Sehschärfe $^2/_{30}$, M. (Myopsis) $^1/_6$ und den Schluß: „diensttauglich." Er hatte sich am 7. feldmäßig ausgerüstet zu stellen. Der Füsilier Adolf Frey gehörte zum Bat. 28 und zwar in die 4. Kompagnie unter dem Oberleutnant Stooß, den er 40 Jahre später als juristischen Ordinarius der Wiener Universität in Lugano unverhofft und zu beiderseitigem Ergötzen wiedersah. „Ich bin nämlich," schrieb er der Freundin aus der Kaserne zu Bern am 28. August, „seit 14 Tagen hier, in m. E. sehr strengem Rekrutendienst, der bis zum 2. Oktober dauert... Herr Lohmeyer und sein Kleiner sind auch hier. Ich gehe mit ihnen im Frühjahr nach Leipzig, im Winter bin ich noch in Bern." Zum erstenmal tauchten die mit Lohmeyer verknüpften deutschen Pläne auf, die allerdings erst zwei Jahre später zur Ausführung kommen, dann aber eine schicksalvolle Lebensrichtung bedeuten sollten. Der Dienst, bei dem Adolf Frey zu keinerlei Klage Anlaß gab und den er gern leistete, bekam ihm trotz

aller Strapaze nicht ſchlecht: „Mein Befinden," konnte er Berty mitteilen (21. IX.), „iſt comme il faut; ich bin ſogar etwas fett..." Ein körperlicher und ſeeliſcher Aufſchwung nach den ſchweren Monaten des Winters und Frühjahrs war ſeit den „Freiharſtbuben" unverkennbar. Seine Kompagnie beſtand aus „Berner Bauernbuben", und er befreundete ſich mit den derben, aber gutmütigen und ehrlichen Burſchen ſo, daß er für immer eine Vorliebe für die Raſſe faßte, die er als ausgezeichnetes Soldatenmaterial einſchätzte. Daneben konnte er immer wieder ſeine Sonntagsurlaube zu Hauſe oder im Widmannſchen Familienkreis zubringen, aus welchem ſich der älteſte Sohn Max noch wohl an ſeine Beſuche in der Uniform und beſonders an eine Spaziergangsunterhaltung erinnert über Albrecht v. Haller, der Gegenſtand einer Ausſchreibung für den Lazaruspreis der Univerſität auf das Jahr 1877 war. Adolf war entſchloſſen, den Preis zu verdienen. Am 2. Oktober morgens 6 Uhr wurde der Füſilier Frey nach 45 Tagen Dienſtzeit entlaſſen und benützte das frohe Ereignis, nach Aarau die Annahme einer Einladung, aber auch die Tatſache zu melden, daß ſeine Murtenlieder gedruckt ſeien, den Beifall Prof. Hirzels und in Carl Munzinger bereits einen Komponiſten gefunden hätten. Am 18. landete er im Fleinerſchen Hauſe zu einem kurzen — ſchon hatte das Winterſemeſter begonnen —, aber erquicklichen und fröhlichen Aufenthalt. „Was mich betrifft," meldete er heimgekehrt dorthin (28. X. 76), „ſo bin ich ganz geſund, wie ſich nach einer ſolchen Kur auch billig erwarten läßt; auch bin ich ſehr froh, daß Frl. Beger wieder hier horſtet. Dazu nehme ich nun auch Tanzſtunden und Emil auch. Denke Dir! wir zwei werden uns jedenfalls vor allem Volk auszeichnen. Ebenſo habe ich Fechtſtunde bei den Helvetern belegt." Er hatte für das Winterſemeſter 1876/1877 23 Kollegſtunden vorgeſehen[28]). Da drohte ein völliger Abbruch ſeiner Studien durch eine Angelegenheit, die ihn für einen Tag nach Zürich führte, Ende November ... „ich wurde" (19. XII. 76 an Fleiner) „nämlich angefragt, ob ich eine Redaktionsſtelle an der Neuen Zürcher Zeitung übernehmen wolle. Nach diverſen Verhandlungen erhielt ich unter mehreren Dutzend Bewerbern den Vorzug. Als ich aber die Stelle angenommen hatte, da wurde mir — puh! Alle Profeſſoren und Freunde rieten mir ab — ich zog meine Zuſage zurück. Zwar hätte ich nur anderthalb Jahre arbeiten müſſen, dann wäre Emil eingetreten. Aber ich hätte während ſo ziemlich zwei Jahren auch kein Kolleg beſuchen können, und mein Bildungsgang wäre in ſchlimmer Weiſe unterbrochen

worden. Nicht ganz einflußlose Verbindungen bewirkten, daß Emil ... jetzt Redaktor ist mit 2500 Franken. Im Frühling ziehe ich mit der Mama auch nach Zürich... Ich bin gegenwärtig kolossal beschäftigt: Ich habe neben den Collegien u. a. vergangene Woche 40 große Quartseiten aus dem Englischen übersetzt ... und werde diese Woche noch mehr übersetzen. Dazu habe ich letzten Freitag von 8 Abends bis Morgens 2 getanzt. Jetzt werde ich bald an eine ausgeschriebene Preisarbeit gehen[29])." Die Preisarbeit war die über Albrecht v. Haller. Die Tanzstunden aber wurden Anlaß zu einem Erlebnis, wonach unbefriedigte junge Sehnsucht schon mehr als einmal gerufen hatte: „Ich wollte fast, auch ich wäre in einem ähnlichen Stadium," bekannte er dem verliebten Freund, „bin ich doch der reinste Trockenmichel geworden, weil ich so gar nichts zu lieben und zu küssen habe." Und ein andermal: „Muß ich denn gerade verliebt sein, weil von gewissen Sachen etwas gesungen wird, oder singt man nicht das am meisten, was man nicht hat, aber haben möchte? ... Daß ich zwar sein möchte, was ich nicht bin, das will ich nicht in Abrede stellen." Nun hatte ihn Gott Amor aufs Korn genommen: „Wie geht es Frau Engelmann?" frug er wie in jedem Brief so auch am 8. I. 1877 nach Bertys Schwester. „Ich bin in den Tanzstunden oft an sie erinnert worden, weil sich eine Tänzerin da befand, die ihr durchaus gleichsieht und nur ein wenig kleiner ist." Eine alte und eine neue Neigung schlangen sich, kaum bewußt, ineinander und es wurde ein zum erstenmal bis zur Aussprache gelangendes Verhältnis daraus, das im Grund ein wenig leidenschaftliches Gesicht zeigt, immer wieder Schwankungen und Abkühlungen unterworfen war und schließlich daran im Sande verlief. Es handelte sich um „Miggy Bernensis", wie Adolf das achtzehnjährige hübsche blonde Kind, die Tochter eines Kaufmannes in Bern, nannte.

Die „Akazien" — unter diesem Deckwort verhandelten die Freunde ihre Liebesangelegenheiten — hielten den Studenten nicht von der fleißigen Arbeit ab. Sie galt vor allem der Hallerunterſuchung, für die der Lazaruspreis winkte, und er ließ sich keine Mühsal verdrießen. ... „namentlich" (3. II. 77 an Fleiner) „gibt mir meine Preisarbeit über Haller sehr viel zu tun und ich sehe jeden Tag, daß sie unübersehbarer wird. Z. B. muß ich jetzt alle Werke von Kleist lesen und sechs dicke Bände von Wieland's langweiligsten Schriften, die jetzt kaum mehr der Literarhistoriker liest. Dann werde ich den ganzen Klopstock lesen müssen, und so reiht sich eines an das andere. Natürlich müssen alle diese

Sachen mit großer Sorgfalt und mit der Feder in der Hand durchgangen werden." Dazu hatte er eine ordentliche Anzahl von Rezensionen auf dem Rücken und vier Privatstunden bei der Tochter des Bundespräsidenten Stämpfli. „Kurz und gut, ich sehe kein Ende." „Meine ganze disponible Zeit" (8. II. 77) „verwende ich auf die Hallerarbeit. Sie ist groß und nicht minder schwierig. Ich gedenke später damit zu doktorieren, wenn ich sie überhaupt zu Ende bringe. Gelingt sie, so habe ich vor, früher oder später ähnliche Arbeiten über andere Schweizer zu machen: Zimmermann, Zschokke usw. Ich werde, da Emil jetzt in Zürich ist, ein Jahr dort bleiben und dann womöglich doktorieren, ehe ich ins heilige römische Reich deutscher Nation gehe... Ich freue mich auf Zürich. Nur tut es mir weh, daß ich die kraftvolle Schönheit von Berns Umgebung nicht mit mir nehmen kann. Auch von Widmanns gehe ich sehr ungern weg. Fast am meisten aber werde ich Frl. Beger vermissen, die dieses kommende Semester zu Hause bleiben und im Herbst mit ihrem Bruder nach Leipzig gehen wird. Sie hat mich in allen Beziehungen so verstanden, wie nur Du mich verstanden hast und hoffentlich noch verstehst. Zudem war sie mein einziger weiblicher Umgang. Du weißt besser als ich, was das wert ist, auch wenn kein Verschuß die Hand dabei im Spiele hat."

Schon am Tag darauf hatte er seinem Freund zum Tod des Vaters zu kondolieren, den ein Herzschlag dahinraffte. Dabei fiel ihn die Erinnerung an den eigenen gleichen Verlust wieder an, aber auch an die Fassung, die er sich damals errang. „Es liegt mir fern" (13. X. 77), „Dich trösten zu wollen. Du bist Du, und ich bin ich: — bei einem solchen Verlust, für den es keinen Ersatz gibt, kann überhaupt niemand trösten... Du wirst es überwinden. Ich glaubte auch, daß mir die Sonne, die mir doch manchen trüben Tag beleuchtet hatte, nie wieder mit dem alten Glanz aufgehen würde... Es ist wieder anders gekommen... Ja, als ich mich so ganz auf mich selbst gestellt sah, namentlich in geistiger Hinsicht, kam eine eigentümliche Festigkeit und Ruhe über mich, die ich vorher nie gekannt; ... und damals mußte ich immer an Luther denken, der bei der Nachricht von seines Vaters Tode in seine Kammer ging, sich ausweinte und dann mit den Worten heraustrat: „Wohlan, mein Vater ist auch tot."

III

Zürich 1877—79.

Motto: „Wenn ich mich in stillen Augenblicken jetzt nach dem Entschwundenen (Gottfried Keller) zurückwende, so mischt sich mit dem Gefühl des Schmerzes dasjenige tiefer und unauslöschlicher Dankbarkeit für die reiche Förderung, die ich von ihm empfing ... Denn wer vermöchte zu sagen, wie eindringend und nachhaltig die Eindrücke des Verkehrs mit einem großen Dichter wirken, der zugleich ein ganzer Mann war und zu dessen Füßen man sich mit der hingebenden Verehrung der bildsamen Jugend setzt?"
(Erinnerungen an Gottfr. Keller, III. Auf., S. 18.)

Unter starken seelischen Verstimmungen, in denen jahrelange Unterernährung, die Krise der Entwicklungsjahre, der unerlöste Bann der kreisenden dichterischen Kräfte am Werk waren, hatte Adolf Frey seine Berner Studentenjahre begonnen, sich ernstester, gewissenhafter Arbeit hingegeben und sein erstes pädagogisches Gesellenstück erfolgreich hinter sich gebracht, war unter dem Zuviel der Strapaze und Anstrengung erkrankt und durch den Tod des Vaters in Gemüt und Nerven schwer erschüttert worden. Aber — „wie hältst du Stand in meinen Adern, Du junge unzerstückte Kraft!" — aus Schmerz und Kampf erstand der gefaßte Mut zur selbständigen Lebensgestaltung, und der Aufschwung der körperlichen und seelischen Kräfte befreite die leidgebundene dichterische Tat: bewußter gestaltet und doch in Jugendunmittelbarkeit rang sich das Lied los, und mit den „Freiharstbuben" war ein Wurf kriegerischer Lyrik gelungen, der gegenüber der konventionellen zeitgenössischen Vaterlandsreimerei eine ursprüngliche, frische Tat bedeutete, wie Gleims Kriegslieder, wie Körners begeisterte Schlachtrufe. Nun war die Frage: entwickelte sich das überzeugend bewiesene Talent weiter? Wird es Förderung und Rat finden? Beides hielt ihm die Schickung bereit.

Am 23. März 1877 schrieb J. V. Widmann an Gottfr. Keller: „Für die 2. Auflage" (seines Pfarrhausidylls ‚An den Menschen ein Wohlgefallen') „sind viele Fehler gegen die Metrik getilgt worden, wobei mir der so höchst talentvolle Sohn des verstorbenen Dr. Jakob Frey freundlichst und schonungslos half. Dieser junge Poet wird nun nach Zürich übersiedeln und hochbeglückt sein, wenn Sie auf ihn etwas von der Freundschaft übertragen, die Sie, so viel ich weiß, für seinen wackern

Vater fühlten. Adolf Frey ist eine edle körnige Natur und ist mir sehr lieb geworden[30])." Und Keller erwiderte: „Der junge Herr Frey scheint mir auch ein entschiedenes Talent zu besitzen, und ich werde mich gerne für ihn interessieren" (24. III. 77)[31]). Ungefähr Mitte April zog Adolf mit der Mutter nach Zürich, wo Emil seit einem Vierteljahr als Redaktor amtete[32]). Vom ersten Tag an fand der Ankömmling sich vollauf beschäftigt. Neben dem ansehnlichen Kollegprogramm, das er sich ausgesucht hatte[33]), wartete journalistische und Rezensentenarbeit auf seine bereits in Bern bewährte Feder, und aus dem Verhältnis zu Julius Lohmeyer erwuchsen für dessen „Deutsche Jugend" Verpflichtungen des Poeten, die freilich den unfreien Ursprung nicht verleugneten. So meldete er an Fleiner (2. Mai 77): „Ich arbeitete 4 Tage lang an einem epischen Gedicht, d. h. an einer Ballade für Lohmeyer. Sie wird im August gedruckt werden, hat 9 achtzeilige Strophen und behandelt Winkelrieds Tod[34])."

„Es steht zu Kampf und Sieg bereit
Das Heer von Österreich,
Gleich einer Mauer lang und breit,
Geschirmt vor Stoß und Streit.

Viel tausend Speere starren vor
Und weisen ihre Kraft,
Hoch ob den Helmen ragt empor
Von Bannern Schaft an Schaft" usw.

Obwohl das Gedicht die charakteristischen Vorzüge der späteren Poesie Adolf Freys noch nicht aufweist, so darf doch die Formvollendung, die balladeske Beschränkung auf das Wesentliche der Handlung und die von allem Bramarbasieren freie Einfachheit des Tones hervorgehoben werden. Und nun konnte er mit seinen „Zibetkatzen" vor eine Instanz gelangen, wie er sie sich besser und maßgebender nicht wünschen konnte: Gottfried Keller hatte sich über seine Verse dem Bruder Emil gegenüber anerkennend ausgesprochen, so daß der Jüngere es wagte, dem Meister persönlich unter die Augen zu treten: „Gleich in der ersten Woche jedoch," (an Fleiner 2. Mai) „nahm ich mein Herz in beide Hände und ging zu Meister Gottfried. Er war artig, offerierte mir sogar Zigarren, lobte meine Verse und frug, ob ich etwas Neues zutage gefördert habe." Auch die Studienfreundin sollte seinen Glücksfall erfahren: „Der Mann, der mich natürlich in ganz Zürich am meisten interessiert," (21. V. 77) „ist Gottfried Keller. Von der berühmten Grobheit hat er

mir gegenüber nichts hervorgekehrt. Man sagte mir, er hätte noch nie zu jemandem gesagt, er solle seinen Besuch wiederholen. Wenn dies natürlich auch eine Übertreibung ist, so mag doch etwas daran sein, und es hat mich darum umsomehr gefreut, daß er mich zweimal einlud, ihn wieder zu besuchen." Und er berichtete (an Lina Beger 31. VIII. 77) von andern Zürcher Notabilitäten, von Kinkel, der ihm seine Gedichte mit der Widmung „poetae poeta" schickte, von Conrad Ferdinand Meyer und von seinen Professoren: „Das rührt mich aber alles nicht so wie der Umstand, daß Gottfried Keller immer sehr artig gegen mich ist; bei dem kann man etwas lernen. O! X Y Z! Wie manches Dutzend von Euch gehen auf einen solchen Kerl! Ich erwarte jeden Tag seinen Besuch." Und an Fleiner meldete er (4. VI. 77): „Am Pfingstmontag war ich zwei und eine halbe Stunde bei Meister Gottfried, der ganz liebenswürdig war und mir die Leute von Seldwyla schenken wollte. Ich pumpte ihm den grünen Heinrich ab, den ich ihm heute zurückbringe. Er erkundigte sich wieder, ob ich nichts mache, worauf ich ziemlich mit Nein antwortete. Denn meine Poesie sitzt als ein Aschenbrödel still und bescheiden und sieht den gelehrten Staub herumfliegen, der ihr immer unter das Mehl gerät, wenn sie backen will." Fast jeder seiner Briefe berichtete ein Zusammensein mit dem verehrten Dichter: „Es wird fast zur stehenden Phrase in meinen Briefen," (21. I. 78 an Fleiner) „ich sei bei Gottfried Keller gewesen, so mag das auch hier wieder erwähnt sein."

Adolf Frey hat in seinen „Erinnerungen an Gottfried Keller" das schöne Verhältnis selbst geschildert (3. Aufl. S. 10 ff.), wie der sonst so verschlossene und schwer zugängliche Mann ihm eine wahrhaft väterliche Neigung schenkte, sich für seine Pläne und Arbeiten ernstlich interessierte, ihn auf seine kurzen Spaziergänge und etwa in ein Wirtshaus mitnahm, wo ihn der „alt Unggle" (der alte Onkel), wie er sich gelegentlich dem jungen Freund gegenüber nannte, bei seinen Bekannten einführte oder auch gern allein mit ihm zusammensaß: (7. III. 78 an Fleiner): „Letzten Montag war ich bei Gottfried Keller. Wir bummelten eine Stunde und setzten uns dann vier weitere Stunden in eine behagliche Kneipe, allwo wir zwei Liter umbrachten und woselbst er viel Gutes und Schlaues verzapfte" ... „Hernach," erzählte er dem Freund ein anderes Mal, (14. IX. 78) „raffte ich mich auf und stoffelte zu Gottfried. Wir schwatzten in seiner Bude, hernach gerieten wir in eine Bierkneipe und blieben dann bis nachts 12 Uhr in der Meise. Von meinen Gedichten sagte er, es fehle noch das Überraschende und Neue, was

man von lyrischen Produkten erwarte. Das könne übrigens noch kommen, ich sei ja noch jung. Uebrigens machten sie einen ganz guten Eindruck und er sei selbst sehr unsicher im Urteil." Noch sind aus diesem ersten Verkehr zwei „Seegedichte" Adolfs vorhanden, welche von der Hand Gottfried Kellers mit der Aufschrift „Gedichte von Adolf Frey" versehen wurden und die der junge Dichter ihm mit einem andern „Nach der Schlacht"[35]) vorlas: „Das zweite der ‚Seegedichte'" (an Fleiner 3. VIII. 78) „und letzteres gefielen ihm gut, am ersten hatte er etwas auszusetzen. Ich habe viel gefeilt und die Hälfte gestrichen; auch die ‚Harfe'[36]) gibt mir viel zu tun. Zwei neue sind entstanden, sind aber noch nicht sauber. ‚Hallwyl'[37]) habe ich heute mit Freude angefangen." Ein anderes Mal trug er ein säuberlich abgeschriebenes Dutzend Verse zu Gottfried, der seine Bleistiftanmerkungen beifügte. Übrigens teilte der Meister dem Gesellen auch aus seinem eigenen Werksack mit: (26. VI. 78 an Fleiner): „Da lobe ich mir den Meister Gottfried lobesam. Der trifft den Nagel auf den Kopf; hast Du übrigens in der letzten Nummer der Deutschen Rundschau die fünf hübschen Gedichte von ihm gelesen? Es würden nächstens noch mehrere erscheinen. Von den erschienenen sagte er mir, woher er den Stoff habe und las ihn mir, so weit er ihn abgeschrieben hatte, vor." Auch um den Druck der Gedichte seines jungen Freundes bemühte sich Gottfried Keller; er vermittelte die Aufnahme in die „Anthologie deutscher Lyrik", die Maximilian Bern[38]) herausgab und später (1879) die von sieben Gedichten für Bodenstedts „Kunst und Leben"[39]). Unter den Anregungen, die diese Stunden mit Keller dem jungen Poeten brachten, gedieh ihm die Lust zu poetischen Unternehmungen, so daß er manchem Brief an den Aarauer Freund ein mit einem solchen Versuch bedecktes Blatt beizulegen[40]) hatte, darunter z. B. eine größere Satire auf Reliquienmißbrauch; freilich, etwas, das seiner nach Jahren erreichten Höhe entsprochen hätte, kam dabei nicht heraus, und es erwies sich wieder, daß Poeten nicht gezüchtet werden können, sondern aus sich selbst erwachsen müssen.

Das gleiche ist über seinen Verkehr mit dem andern Züricher Meister zu sagen: mit Conrad Ferdinand Meyer knüpften sich die ersten Fäden fast gleichzeitig wie mit Gottfried Keller an: „Conrad Ferdinand Meyer saß seit ungefähr anderthalb Monaten auf seinem Kilchberger Landgut, als ich, noch Student, ihm meinen ersten Besuch abstattete, wenige Tage, nachdem ich Gottfried Kellers Bekanntschaft gemacht. Aber während ich über den Dichter der Leute von Seldwyla langeher allerlei Geschichten

und Mythen erfahren und sogar einige wohlgemeinte Verhaltungsmaßregeln erhalten hatte, wußte mir zufällig aus dem Kreise meiner Bekannten von dem Verfasser des ‚Hutten' niemand etwas zu sagen, als daß man ihn eigentlich kaum kenne und seine Sachen erst zu lesen anfange." (C. F. Meyer I. p. 277 ff.) So berichtet Adolf Frey in der Biographie Meyers von seiner ersten persönlichen Bekanntschaft mit dem Kilchberger Dichter an einem Maitag 1877. „Ich habe die Bekanntschaft von C. F. Meyer gemacht, der ein überaus liebenswürdiger und feiner Zürcher Patrizier ist," erzählte er am 31. August Lina Beger. Mit dem 22. Juli setzt die Korrespondenz mit ihm ein: „Hochgeehrter Herr! Mit bestem Danke erlaube ich mir Ihren St. Jürgen zurückzustellen. Es ist mir nun vollkommen klar geworden, warum Sie ein solches Gewicht, gegenüber Ihren früheren Schöpfungen, auf die letzte legen; und ich begreife, aus welchen Gründen Sie an das Drama denken." Ersichtlich nach diesen ersten Zeilen des Studenten, den seine Rezensententätigkeit wie seine gedruckten poetischen Erstlinge dem Verfasser des Jenatsch genugsam empfohlen haben mochten, drehte sich die Unterhaltung bei den Besuchen in Kilchberg wesentlich um C. F. Meyers Werke, den 1876 in Buchform erschienenen Jenatsch[41]) und die Pläne zum Komtur, dem Heiligen. Es war jene glückliche Zeit, da Meyer dem ihm auf der Straße begegnenden jungen Verehrer bekannte: „Ich bin mit Gott und der Welt zufrieden." Adolf seinerseits machte ihn mit den Werken seines Vaters bekannt, worüber Meyer vielleicht das Feinste und Treffendste sagte, was je über Jakob Frey gesagt wurde[42]). Die Besuche in Kilchberg wiederholten sich und wurden von Adolf als die bedeutsamen Ereignisse, die sie für ihn waren, in seinen Briefen registriert; so (1. Juni 1878 an Fleiner): „Vorgestern war ich mit Emil bei C. F. Meyer, der viel — unter dem Siegel des Geheimnisses — von seinen Plänen erzählte und uns aus dem neuesten Roman (noch unvollendet) vorlas[43]); er ist doch auch ein Prachtskerl! Er las auch zwei neue Gedichte vor." „Am Montag bei C. F. Meyer köstlich amüsiert," lautet einmal der Bericht (27. V. 78). „Heute wirds gewiß interessant," verspricht sich der Besucher ein anderes Mal nach einer vierteljährlichen Besuchspause (an Fleiner 21. III. 78). Wie der Verkehr mehr als das wurde, wie er sich zu einem warmen, vielleicht einzigartigen Freundschaftsverhältnis auswuchs, liest man am besten in der Biographie C. F. Meyers von Frey selbst nach[44]). Allgemach wurde Adolf der Hauptrezensent der Meyerschen Werke in der Schweiz: noch

gab ihm der Meister für eine Besprechung der kleinen Novelle „Der Schuß von der Kanzel", mit der meines Wissens Frey diese Tätigkeit zum erstenmal ausübte, einige Richtlinien: „Wenn Sie ... über Komposition, das treibende dramatische Element und die Charaktere der Novelle nachdrücklich und etwas ausgiebig reden wollen, werden Sie mir große Freude machen. Auch ein Wort über den ‚Jenatsch' wäre mir erwünscht[45])." Doch bald fühlte er seine Musenkinder in den sorglichen und geschickten Händen seines jungen Freundes wohl aufgehoben. Aber während er ihm Lyrika, wie Novellen gern und ausnahmslos vorlegte, findet sich keine Spur davon, daß er in dieser Zeit seinerseits Freys dichterischer Mentor gewesen wäre. Wenigstens deutet keine Erwähnung in den Briefen Adolfs an Fleiner und seine Studienfreundin darauf hin, während der Ratschläge Kellers ein und das andere Mal gedacht wird.

Waren Keller und Meyer auch der einflußreichste, so waren sie doch nicht der einzige Verkehr, den Frey in Zürich fand. Er kam zu Kinkel und fand sich vor allem von der Persönlichkeit und wissenschaftlichen Richtung seines akademischen Lehrers Avenarius angezogen: „Ein vorzügliches Kolleg," schrieb er am 21. Mai 77 an Lina Beger, „ist: ‚Über Entstehung und Lösung philosophischer Probleme' von Dr. Avenarius. Er geht seinen eigenen Weg; die Sache ist ganz neu und sehr instruktiv. Dabei ist er ein bescheidener, liebenswürdiger Mann. Schon wenige Tage nach unserer Bekanntschaft (ich war von Lohmeyer empfohlen) schleppte er mich auf seine Bude, wo wir bis um 12 Uhr kneipten. Er hat, da, wie gesagt, seine Sache eigenes Fabrikat ist ... viel zu arbeiten. Sobald übrigens schönes Wetter ist, wollen wir zusammen bummeln gehen." Von seinen Aarauer Schulfreunden traf er Wilhelm Schultheß, „Schlups" genannt, wieder an, der seinen medizinischen Studien oblag und ihn zu manchem Bummel an den Seeufern oder in die Ketten der Vorberge der Züricher Landschaft mitnahm. Auch den studentischen Festlichkeiten blieb er nicht ganz fern: Er machte den Stiftungskommers der Hochschule mit und half einmal der Gesellschaft deutscher Studierender bis morgens 3 Uhr an der Austilgung einer Maibowle: „Es war ein gutes Tränklein und Avenarius hielt einen witzigen Toast dabei." Aber den lebhaftesten und familiärsten Umgang fanden er und seine Angehörigen in der Familie eines nahen Freundes und vielleicht entfernten Verwandten des Vaters. Es war der bekannte und beliebte Bezirksarzt Gottlieb Frey, der ebenfalls aus Gontenschwyl stammte[46]). Natürlich, daß sich die jungen Leute weniger an den „Bezirksdökti"

selbst, als an seine hübsche, gescheite, mit Adolf gleichaltrige Tochter anschlossen. „Das ist der Gäl" (Gelbe), stellte Adolf seinen Bruder Emil vor; „und das ist min Brüeder Dölf," fuhr Emil fort. Bald kam auch der jüngste, Alfred, aus einer Stellung im Ausland heimkehrend, hinzu, und nun war das fröhliche Vierblatt beisammen. Emma Frey, später an Dr. Armin Wedekind, den Bruder Franks und der Sängerin Erika Wedekind, verheiratet, braunäugig, von frischen Farben und reichem braunen Haar, besaß den besonders von Adolf hochgeschätzten Vorzug musikalischer Talente und liebte sich mit den Dreien kameradschaftlich zu necken, besonders wenn allsonntäglich oft bis in späte Abendstunden dem Jaß gefröhnt und alle Allotria einer vergnügten Jungmannschaft getrieben wurden; so, wenn es bei der einen oder anderen Mutter Frey Heidelbeerbrei zum Abendessen gab und man den Effekt der geschwärzten Lippen noch durch weiße Papiermasken oder passende Mimik erhöhte, oder wenn sich die Partnerin einiger spaßhafter Mogelei schuldig machte[47]). Emma Frey gab später Adolf die Anregung zu dem Motiv der toten Spielerin, das er in dem Gedicht „Totenfeier" in freier Umbildung gestaltete.

Ihm leuchteten damals noch aus der Ferne die blauen Berner Sterne, obwohl ihn bereits allerlei Zweifel in der Sache „de Miggy Bernensi" zu beunruhigen begannen und er den Vertrauten, Berty Fleiner, mit Erkundigungen und Beobachtungen beauftragte, die ihm Klarheit verschaffen sollten, „da manches nicht entdeckt werden kann, wenn man so wenig beisammen ist ... und was man voneinander schwarz auf weiß kriegt, das ist halt Tinte und Papier". Seine Bedenken galten Bildungs- und Charakterfragen und der Stärke der Neigung des „blonden Kindes", zu dem ihn auch immer wieder jener starke Impuls hinzog, der in seinen Beziehungen zu Frauen stets eine große Rolle spielte, das Mitleid. Denn Miggy war mutterlos und hatte manches Schwere in ihren frühen Jugendtagen zu ertragen. Eine Zusammenkunft im September 1877 führte keine entscheidende Wendung herbei. Zwar die Einwände des Vaters schwanden allmählich dahin. „Die Akazien stehen so so la la. Der Alte weiß es, sagt aber nie von sich aus ein Wort," berichtete Adolf am 23. I. 78 an Fleiner und am 7. März: „Für Deine betreffenden Mitteilungen danke ich Dir bestens; wegen der Bildung der Akazien war ich schon von vornherein unterrichtet. Du weißt, wie ich es in diesem Punkt halte. Die andern Fragen habe ich mir auch schon vorgelegt und zwar schon lange ... Forsche doch gefällig nach, und zwar nach jeder

Seite hin." Im April darauf (1878) kam es nochmals zu einem Wiedersehen bei Verwandten Miggys. „Morgen trolle ich nach Y" (26. IV. 78 an Fleiner). „Der Alte gab die Erlaubnis ohne viel Anstand." Aber auch, wie die Sache ablief, erfuhr Berty (4. V. 78). „Ich verhielt mich in Gegenwart dritter Personen äußerst kühl. Allen fiel es auf, daß ich so sehr ‚abspreche'. Wir kamen nämlich auf zwei Berner Dichter oder Dichterlinge zu sprechen ... Ich zog vom Leder, daß es eine Freude war;" und (11. V. 78) „daß mich M. kühl fand, begreife ich. Du weißt, daß ich nie gevulkänelt habe. Zudem hatten mich die drei ersten Tage Unterricht ziemlich angegriffen." Am 10. und 11. Juni wurde der Besuch wiederholt, ohne daß es zu einer eigentlichen Verlobung kam. Am 10. November aber erklärte Adolf seinem Freund: ‚Soeben habe ich den entscheidenden Brief an die Akazien geschrieben und verschlossen. Es ist nun ‚Aus und Amen!' Es ist mir nun um vieles leichter, aber auch um vieles leerer und öder ... ich will nicht bitter werden ... ob Gras und Blumen so schnell wachsen, weiß ich nun freilich nicht. Wenn ich irgendwo ein Gegengewicht hätte, ja dann ... Indessen bin ich nahe daran, Hypochonder zu werden oder bin es schon, gelt? Zur Melancholie habe ich Ursache." Und als von Bern zunächst nichts erfolgte, schloß er das Jahr mit dem Fazit ab: „Von den Akazien weiß ich rein gar nichts. Die Geschichte ist bei mir immer noch nicht verklungen." Sie verklang auch die nächsten zwei Jahre noch nicht völlig und führte ein farbloses Scheinleben weiter.

Zwei Angelegenheiten waren es, die Zeit- und Arbeitskraft des Züricher Studenten vor anderem in Anspruch nahmen: die Preisarbeit über Albrecht von Haller und, damit zusammenhängend, denn er wollte einen Teil derselben als Dissertation besonders ausarbeiten, das Doktorexamen. Beides wies ihn nach Bern zurück. Schon im ersten Brief nach Aarau (2. Mai 77) gleich nach der Ansiedelung in Zürich schrieb er: (Ich) „sitze mit Händen und Füßen in meiner Hallerarbeit." Und an Lina Beger: „Die Hallerarbeit wächst wie ein Backfisch" (21. V. 77). Am 20. September 77 meldete er Berty: „Haller ist fertig." Am 28. trug er ihn, 322 Seiten stark, auf die Post. Er hatte eine Ausspannung dringend nötig: „Nun aber wird's ernst. Nach einer Schlacht, die an Blutigkeit derjenigen von Plewna nichts nachgab, habe ich den Kapudan Pascha (caput ἀν Pascha, die Mutter) besiegt und die Erlaubnis erhalten, in die Pfalz verschwinden zu dürfen." Es war der zweite Erholungsaufenthalt dieses Sommers, denn im August hatte er einen elf-

tägigen fröhlichen Urlaub im Hause Fleiner in Aarau verbracht. Nun galt es einen Besuch bei der in Neustadt a. d. Hardt verheirateten Schwester Berths, Frau Engelmann. „Morgen sind es acht Tage," erzählte er (1. Nov. 1877) der Studienfreundin, „seitdem ich aus der Pfalz zurückgekehrt bin. Ich war nämlich mit Albert und Hans Fleiner zwei und eine halbe Woche in Neustadt auf Besuch bei Frau Engelmann. An Fidelität u. s. w. hat es durchaus nicht gefehlt; dagegen ist meine poetische Lese rein zum Teufel gegangen. Sie wissen selbst, wenn man von Ort zu Ort und von Spaß zu Spaß rennt und zwar unter lautem Halloh, so sucht die Muse einen stillen Winkel auf und sagt: ‚Du kannst mir gestohlen werden!' So hat sie mirs auch gemacht. Ich hatte mich aufrichtig selbst gefreut, wieder ein paar Verse auf die Welt zu setzen und einmal ein Mensch zu werden. Da kam der lustige Rummel und ... der Rest ist Schweigen." Im November konnte er dann in Bern den doppelten Lazaruspreis für seine Hallerarbeit in Empfang nehmen: „Hochgeehrte Kollegmama!", berichtete er an Lina Beger, die damals in Leipzig ihre Studien fortsetzte, am 6. Januar 1878: „Zuerst ein herzliches Prosit Neujahr! Ich wünsche Ihnen alles Gute und Schöne, wonach Ihr Herz Verlangen trägt. Sonst aber muß ich, um mir ein wenig Respekt zu verschaffen, gewappnet und gepanzert vor Ihnen auftreten und mich gegen Ihre Behauptung wehren, als hätte ich wegen meines Hallerpreises gar nicht dergleichen getan ... übrigens habe ich ... den doppelten Preis erhalten." Das Urteil der Fakultät legte das Hauptgewicht auf das Dokumentarische, die Kenntnis und Benützung des umfangreichen Materiales, die Neuheit der gewonnenen Resultate[48]), welche die Arbeit über alles bisher in Sachen Erschienene weit hinaushoben. Mochte immerhin der professorale Befund das für die wissenschaftliche Qualifikation Wichtigste, nämlich die selbständige Methode, das, was C. F. Meyer den „Schritt und Tritt" einer Arbeit nannte, und die künstlerische Einsicht, nicht betont haben: die in den letzten Sätzen des Gutachtens ausgesprochene Anerkennung des Hallerforschers Hirzel, von dem das Urteil zweifelsohne herrührte, erkannte doch den künftigen Literarhistoriker in Adolf Frey. Für diesen wurde die Arbeit über Haller, was die Freiharstbuben für den Dichter geworden waren: die erste Stufe vor der Öffentlichkeit. „Habe ich Sie," schrieb Meyer am 29. Nov. 77, „schon zu ihrem Erfolg in Bern beglückwünscht? Ich setzte ihn eben als sicher voraus." Noch einmal stand ihm die Rückkehr zur alma mater Bernensis bevor: zum Doktoreramen. „Auch ich habe viel zu arbei-

ten[49])," (an Lina Beger 6. I. 78), „ich gedenke nämlich, — aber es bleibt bei Ihnen, nicht wahr? — vor meiner Abreise nach Deutschland zu doktorieren und zwar ebenfalls in Bern. Es sind die Erinnerungen." Diese Erinnerungen waren nun freilich nicht gerade die verlockendsten: „Jetzt," hatte er der Kollegin am 21. Mai 77 schon gestanden, „weiß ich den Wert einer kleinen Philologin erst recht zu schätzen. Die Zeit reut mich, die ich in Bern verloren habe in dem alten Hundestall; es freut mich von der ganzen Geschichte nichts, als die Erinnerung, wie Sie und ich selbander jeweilen in den Gängen herumstolperten ... wobei Sie zudem keine Komplimente kriegten. Ich würde mich jetzt entschließen, Ihnen sogar recht viele zu machen, wenn Sie hier wären." Er hatte das Kapitel seiner Preisarbeit als Dissertation ausgearbeitet, welches den Titel trug: „Die poetische Sprache Albrecht von Hallers". Aber das Wintersemester 1877/78 begann und ging beinahe schon zu Ende, ehe er den Termin des Examens erfahren konnte. Auch fehlte es ihm nicht an Arbeit noch anderer Art. „Um auf mich zu kommen," (an Berty Fleiner 23. XI. 77), „so sollte ich kolossal schaffen und mag doch nicht. Die ganze deutsche und klassische Literaturgeschichte, Logik und die ganze Geschichte, dazu eine Dissertation abschreiben, einen Roman[50]) bis Neujahr übersetzen u. s. w. ... Du siehst, der Doktor in spe ist gegenwärtig übel dran und sehr zu bedauern. Freilich, die Frau Poesie tut einen riesigen Schlaf und will überhaupt gar nichts mehr (von mir) wissen, bis ich doktoriert habe." Er hatte schon seit Monaten über diesen Umstand zu klagen gehabt: „Ich habe zu viel zu tun," schrieb er am 31. VIII. an Lina Beger, „und bin, wie Sie auch, zu gemütlich, wenn mir schon etwas schwer auf dem Herzen liegt. Indessen Ihnen gegenüber habe ich mich gestern zwar nicht zur Poesie, aber doch zu folgender Prosa verstiegen:

An eine zugeknöpfte Dichterin

Täglich sproßt um Kinn und Wange
Dunkler mir der Bart und dichter:
Mählig reif ich nun zum Manne,
Mählig reif ich wohl zum Dichter.

Heimlich greif ich in die Saiten,
Suchend eignen Ton zu schlagen;
Aber noch nach deinem Liede
Hab ich nie verlernt zu fragen.

Blondes Mädchen, kluges Mädchen,
Willst du schweigend denn verharren?
Manches sei den Dichtern eigen,
Aber Schweigen nicht ihr Sparren! (Ungedruckt)

Versteht sich auch den Dichterinnen!" Und seinen Neujahrsbrief an sie schloß er mit der schmerzlichen Frage:

Sehnsucht

Vor den Knospen, vor den Blüten,
Vor der Nachtigallen Klage,
Kommt ihr, die ich bang ersehnte,
Kommt ihr nun des Dichters Tage? (Ungedruckt)

Es war wie eine zweite Strophe zu diesen Verszeilen, als er am 23. Januar an Fleiner mit der folgenden endigte:

Ach! Schon regt am Waldesrand
Sich des Frühlings erster Hauch,
Und um meine Stirne auch
Streift's wie weiche Geisterhand. (Ungedruckt)

Am 9. Februar erfuhr er, daß er sich am 18., seinem Geburtstag, in Bern zum Examen zu stellen habe und seine Dissertation angenommen sei. Wie es ihm im Examen erging, darüber berichtete er nach einigen Wochen seiner Kollegin (31. V. 78): „Ich hatte als Hauptfach deutsche Literatur, dann Geschichte, klassische Philologie und schließlich jenes Ding, so man Philosophie benamset. Die schriftlichen Arbeiten in der klassischen Philologie wurden mir als mehrsemestrigem Mitglied des philologischen Seminars erlassen." In der Philosophie, die obligatorisches Fach war, fand er sich glimpflich behandelt: „Nun, er (Prof. Hebler) nahm den Haller vor und wußte aus einem Gedichte desselben mit Artigkeit so lange Stoff zu finden, bis die halbe Stunde herum war." Auch von dem übrigen Kollegium erklärte er nicht schikaniert worden zu sein; am meisten hatte er den Philologen Rettig ersorgt, dessen Kollegien ihn oft wenig befriedigt hatten. „Aber siehe da! Während ich Donner und Blitz erwartet hatte, ward mir Segen zuteil." Obwohl sich „alle nett machten" im Examen, er fühlte die Anstrengung noch Wochen nachher: „Ich spüre die Nachwehen der Arbeit und des Examens nur zu deutlich an Leib und Seele ... wenn ich zwei Seiten schmiere, so habe ich schon ein Kopfweh am Hals" (an Fleiner 27. II. 78). Ein zweitägiger Aufenthalt in Basel, wo er Ernest Feer aufsuchte und die Schätze des Museums, besonders an Holbeinbildern, sich vor ihm auftaten, war seine Ferien-

erholung. Und nun hoffte er in wenigen Wochen nach Leipzig verreisen zu können. Dort erwartete er auch die Kommilitonin wieder zu finden: „Das wäre mir ein rechtes Gaudium, den besten Studenten, den ich gekannt, wieder einmal zu sehen. Daß er in einem Weiberrock steckt, hat ja nichts zu sagen," meinte er im November 1877. Und „es ist mir vollkommen klar geworden, daß Sie immer noch das alte κακουργότατον (vulgo σχλεχτερ κερλ) sind; sonst aber muß ich Ihnen sagen, daß ich unentwegt nach den Maximen weiterlebe, die mir meine Kollegmama vorgezeichnet hat, und daß ich mich redlich bemühe, derselben Ehre zu machen." In effigie fand das Wiedersehen schon im Sommer 1877 statt: (24. VI. 77) „... empfangen Sie meinen wärmsten Dank für Ihr Bild und zugleich die Versicherung meiner höchsten Freude, deswegen nämlich, weil ich mich überzeugen mußte, daß Sie über alle Maßen gut aussehen. Antiphilologisch und zugleich gesund und blühend werden, das ist ein gutes Zeichen, daran erkennt man die Pappenheimer. Die mit Weltschmerz melierte Sorte lief wohl nur so aus alter Erinnerung mit, gleich wie einer, der ehemals Bandit war, zuweilen unbewußt nach dem Dolche greift. Ich will dies hoffen und einen Rückfall als unmöglich betrachten. Mein Bild würde nicht ganz so gut aussehen, ich bin an Leib und Seele nicht recht im Strumpf und weiß doch nicht recht warum." Einer seiner Examinatoren hatte ihn aufmerksam gemacht: „‚In Leipzig finden Sie ja auch Fräulein Beger. Das ist schön! Die kann Sie dann gleich bemuttern.' Ich fand das höchst am Platze, allein nun kommt die große Frage, ob Sie mich auch bemuttern wollen? Wollen Sie? Von meinen Erlebnissen in Bern fange ich gar nicht an, denn ich würde nicht fertig. Wenn ich Sie wiedersehe, sollen Sie alles, alles wissen, ich schlage Ihnen jetzt schon vor, meine Gewissensrätin zu werden. Seit einem Jahr, seit ich nicht mehr unter Ihrem Szepter stand, ist diese Stelle vakant." (25. II. 78.) Es war wohl die Miggy-Angelegenheit, die er beichten wollte; ob die kaum fünfundzwanzigjährige „Gewissensrätin", selbst so weltunerfahren wie ihr Freund, in diesem Fall das ihr zugedachte Amt würdig versehen hätte?

Zunächst wurde sie nicht auf die Probe gestellt und erfuhr von Miggy erst nach ihrer eigenen Verlobung, denn aus Adolfs Leipziger Reise wurde vorerst nichts, und eine neue Aufgabe trat an den 23jährigen neugebackenen Doktor heran. Noch am 1. Januar hatte er geschrieben: „Ich wüßte keinen Umstand, der sich bisher meiner Reise nach Leipzig entgegenstellen würde. Aber hoffentlich finde ich Sie dann dort. Prä-

parieren Sie nur eine Strafrede, aber eine recht lange; ich höre Sie für mein Leben gern sprechen." Im März entschied sich die Sache anders: „Ich habe nämlich gestern am hiesigen Gymnasium eine Stelle angenommen für ein Jahr" (an Fleiner den 17. III. 78), „dann erst gehe ich nach Deutschland. Vielleicht könnte ich im Winter die Stelle definitiv kriegen und dann mit Stellvertretung in Urlaub gehen. Ich setze eben alles daran, später wieder nach Zürich zurückkommen zu können. ... Es sind bloß etwa 15 Stunden, die ich zu geben habe. Daneben bleibe ich mit Gemütlichkeit Studio." Es waren, wie er auch der Freundin (3. IV. 78) auseinandersetzte, weit ausgreifende Überlegungen, die ihn zur Übernahme der Stelle bewogen: „Der Nebberg, in welchem ich arbeiten soll, ist dreifach geteilt: sechs Stunden Latein, sieben Griechisch und zwei Deutsch, alles bei grünem Volke. Die Gründe, die mich zur Uebernahme dieser Stelle bewegen, sind folgende:

1. Ich gedenke, wenn es mir irgend möglich ist, mich später in keiner anderen schweizerischen Stadt zu fixieren, als in Zürich.

2. Wenn ich nun irgend eine pädagogische Leistung aufweisen kann, so habe ich natürlich mehr Aussicht, hier eine Stelle zu bekommen.

3. Es ist leicht möglich, daß sich das Provisorium bei befriedigenden Leistungen schon nach einem halben Jahr in ein Definitivum verwandelt; ebenso könnte ich, im Besitze des Definitivums, mit Stellvertretung ein Jahr oder mehr in Urlaub gehen. Sollte mir der Urlaub nicht bewilligt werden, lege ich die Stelle nieder.

4. Von dem Gymnasium zur Hochschule sind es nur ein paar Hundert Schritte. ...

Neben diesen Punkten verschafft mir die Stellung die Gewißheit, pekuniär während meines deutschen Studienaufenthaltes in keiner Weise geniert zu sein, was zwar voraussichtlich auch sonst durchaus nicht eingetroffen wäre ... Wenn ich das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu sehen, so werden Sie wohl schon fest in Amt und Würden sitzen; denn aller Berechnung zu Folge wird das noch anderthalb Jahre gehen, nach welcher Zeit ich nach Berlin zu marschieren gedenke. Inzwischen wird man sich mit dem jämmerlichen Notbehelf des Schreibens begnügen müssen, insofern Sie wenigstens geneigt sind, Ihre Brieftaube fernerhin zu satteln, was ich mir mit der alten Arroganz anzunehmen erlaube." Im Laufe des Sommers meldete er einen noch stärker besetzten Speisezettel und schloß mit der Versicherung: „Ich freue mich auf den Früh-

ling, wo ich wieder ein Studio werde." Den Schülern behagte seine Art: „Ich kann nur sagen," versichert die briefliche Mitteilung eines derselben[51]), „daß wir die jugendliche Frische sehr wohltätig empfanden, die mit ihm in den Deutsch- und Lateinunterricht einzog." Als Studio hörte er neben der Schule im Sommersemester 1878 noch seine letzten Züricher Kollegien[52]). Daneben begann er an der Buchausgabe seines Haller zu arbeiten: „Denn nach Noten muß der schmierige Kerl erst gekämmt sein," meinte er und „ich gäbe 20 Lederäpfel darum, wenn ich fertig wäre" (an Fleiner 21. III. 78).

Das Jahr 1878 brachte in seinem Wandel noch manches Erlebnis, das dazu angetan war, Gaben und Charakter des strebend sich Bemühenden zu reifen, so daß er selbst das Gefühl einer Wandlung empfand: „Ich fühle," schrieb er am 29. Oktober seinem Berty, „ich bin in einer Art von Uebergangsstadium, das aber sehr unbehaglich ist und wo ich sehr empfindlich bin; auch die Schlange soll während des Häutens sehr empfindlich sein. Aber während sie ein schönes Röcklein anzieht, weiß ich nicht, was mir auf dem Leib wachsen wird." Er litt zugleich unter gesundheitlichen Attacken; vor allem seit Monaten andauernde und in ihrem Charakter unaufgeklärte Rückenschmerzen quälten und ängstigten ihn. Der Arzt verordnete russische Bäder, um zu sehen, „ob meine Geschichten im Kreuz nicht auch mit dem Rückenmark zu tun haben ... Es könnten zwar Jahre vergehen, bis das Unkraut verderben würde, aber verderben würde es doch. (21. VIII. 78 an Fleiner.) Letzten Freitag bin ich auf ein Zeugnis des Bezirksarztes hin, der Symptome einer beginnenden Rückenmarkschwindsucht an mir bemerkt zu haben glaubte, vom Militär dispensiert worden. Meine Stimmung war ... wie Du Dir denken kannst, nicht die beste. Vorgestern hat er mich nun mit seinem Assistenten sehr genau untersucht und behauptet, es seien absolut keine Befürchtungen zu hegen, alles sei ganz in der Ordnung." ... Aber der Patient traute dem Landfrieden doch nicht recht; dazu kamen seine häufigen Katarrhe, Kopfschmerzen und Schwindel, und daß bei Bruder Emil ein beträchtlicher Herzfehler entdeckt wurde, hob seine Stimmung auch nicht. Für das Wintersemester erwuchs ihm unerwartet ein neues Arbeitsfeld. Am 9. Oktober ward ihm ein Auszug aus dem Protokoll des Erziehungsrates zuteil, wonach er an dem neu eingerichteten Lateinkursus der Tierarzneischule für die vier wöchentlichen Stunden gewählt war, mit einem Jahresgehalt von 150 Franken pro Wochenstunde und zwar auf unbestimmte Zeit. Er hatte nun alles in allem 24 Unterrichts-

stunden in der Woche. „Ich hatte von der Stelle keine Ahnung; als ich Abends heimkam, fand ich das Dekret der Erziehungsdirektion auf dem Tische" (an Feer 22. X. 78)[53]. Seine ohnehin nicht rosige Stimmung verdunkelte in diesen Tagen noch der Tod der Schwester Feers[54]. Das alles lockte die Musen nicht herbei: „Meine Liederquelle ist ganz versiegt," klagte er Ernest Feer am 30. Dezember 1878. „Du kannst schon daraus schließen, daß mit mir nicht alles steht, wie es stehen sollte. Es ist mir so verschlossen, so dumpf. Aber ich hoffe das Beste." Dazu rührte das scheidende Jahr wieder an eine empfindliche Stelle seines Herzens: „Die Akazien haben geschrieben. Scheinen eine trübe Zeit durchgemacht zu haben," meldete er an Fleiner (1. I. 79); er sah Miggy, die sich zu seinem Geburtstag wiederum brieflich eingestellt hatte, dann wohl auch noch einmal, als er in den ersten Apriltagen zu einer Rücksprache mit Hirzel nach Bern ging. Inzwischen regte sich auch die winterschlafende Muse ein wenig: „Meine Poesie (1. I. 79) ist ganz schlafen gegangen, nur hin und wieder wünscht sie aufzuwachen. Dann wird ihr die Decke über die Nase gezogen und sie schnarcht weiter. Gestern u. A. hat sie sich auch wieder geregt:

Von allen Felsen rauscht die Flut,
Aus allen Zweigen drängt das Grün,
Und leise hebt, die lang geruht,
Geheime Sehnsucht an zu blühn. (Ungedruckt)

Dabei hat es dann wieder sein Bewenden gehabt." Er wünschte sich, die Götter „möchten ihm einmal ein paar stille, weltvergessene Wochen schenken, da ich die großen Poeten still ... und unbehelligt genießen könnte. Aber nun reiht sich ein Tag kühl und geschäftig an den andern. Keiner ist ein perditus, aber keiner gibt mir Frieden" (an Fleiner den 6. II. 79). Er las, so viel ihm Muße zuteil ward, Jeremias Gotthelf und Storms Novellen und Gedichte. Es war in diesen Tagen, daß ihn C. F. Meyer mahnte: „Mein Lieber, Sie sind mir viel zu solid, Sie sollten auch ein wenig flott leben!" und ihn versicherte, „er wünsche nichts so sehr, als mich einmal zu hören, wenn ich Dozent der Literatur sei. Wäre ich es nur schon!" (an Fleiner 6. I. 79.) Indessen hatte ihm die Jahreswende doch die Freude gebracht, daß sein von Karl Munzinger in Bern komponiertes Neujahrslied dort auf dem Münsterplatz gesungen wurde und so das neue Jahr einläutete (an Fleiner 30. XI. 78). Er bosselte wieder an seinem Hallerbuch, dessen ersten Teil er Gottfried Keller vorlegte, der seine melancholischen Anwandlungen mit ähnlichen

Stoßseufzern erwiderte: (19. II. 79 an Fleiner) „Ja, so wird man unversehens sechzig Jahre alt, und ist doch nie zufrieden gewesen. Das Beste ist, man raucht sein Pfeiflein und trinkt sein Schöpplein zur rechten Zeit." Und daran ließ es der Meister nicht fehlen: „Letzten Samstag führte er mich in eine Gesellschaft ein, in die er selbst vor 34 Jahren eingeführt wurde. Zuerst tranken wir im Orsini drei Glas Bier, nachher in der Meise zusammen einen Liter, dann eine Flasche, hierauf einen Schwarzen und schließlich einen Grog. Probatum est. Aufbruch zwölf ein halb ... Gottfried sagte anläßlich der Gesellschaft, in die ich geführt wurde: „Da gehe ich alle Samstage mit ziemlicher Regelmäßigkeit hin. Wo soll ich sonst hin?"

In den ersten Apriltagen gingen die Verpflichtungen am Gymnasium zu Ende, und die Behörde entließ ihn mit einem Zeugnis, das sich sehen lassen konnte[55]). Nun war er wieder freier Studio und ihm winkte Leipzig.

* * *

Sucht man sich den Ertrag zu vergegenwärtigen, den die anderthalb Züricher Jahre Adolf Frey eingebracht haben, so ist als wissenschaftlicher Gewinn aus Studium und eigener Arbeit zu buchen: die Anregungen durch Avenarius, die vielleicht um so stärker waren, als sie nicht einem streng dogmatischen System, sondern allgemeiner Ideenfülle eines lebendigen und originellen Geistes und einer sympathischen Persönlichkeit entsprangen; ferner die Bereicherung des Wissens und Überblicks, besonders in Kunstgeschichte und Literaturgeschichte, durch Rudolf Rahn und Tobler, von denen Rahn (und auch Vögelin) Lücken seines Berner Studiums füllten und seinem starken Interesse für die bildende Kunst entgegenkamen; und als Drittes der vorläufige Abschluß der Hallerarbeit, an welcher der angehende Literarhistoriker die eigene Methode gewann: sie hieß Freiheit gegenüber dem Stoff in Organisation und Auffassung, weite Gesichtspunkte in der literarhistorischen Einreihung, selbständiges und reiches ästhetisches Urteil.

Menschlich genommen ist in dieser Zeit Gottfried Keller es gewesen, der dem Werdenden und doch schon so früh Selbständigen das tiefste Genügen gab und auf ihn Einfluß gewann: aus jedem Wort des Jüngern sprüht der beglückte Stolz auf die teilnehmende Freundschaft des verehrten Mannes, der den Herzenstakt besaß, in seine Individualität nicht hinein zu schulmeistern und seinen Respekt mit Wärme zu erwidern,

deſſen tapfere Gelaſſenheit und einfache Ehrlichkeit ihm Vorbild und Rückenſtärkung wurde, und deſſen Reinheit ſeiner eigenen Natur entſprach. Nur von einer Eigenſchaft des Meiſters Gottfried lobeſam blieb der Jüngere unberührt, von der Trinkfreudigkeit; mochte ihn immerhin der „alt Unggle" in die Kneipe mitnehmen, wo der alternde Junggeſelle Behagen, Umgang und Ausſprache ſuchte, und wo es wahrlich mit dem Getränke nicht dürftig herging; ein jugendliches Kneipgenie wurde deshalb nicht aus Adolf Frey, und ſo wenig als Gottfried ſelbſt hatte er Anlagen zum Bohemien. Er hat dieſen zeitlebens nicht als den ſiameſiſchen Zwilling des Dichters oder Künſtlers betrachtet, und wie dem alt Staatsſchreiber, ſo war auch ihm bürgerliche Anſtändigkeit und ſaubere Lebensführung Grundſatz und Bedürfnis.

Stärker noch als das perſönliche hatte das künſtleriſche Intereſſe Frey zu Meyer geführt, wo er, ohne in ſeiner dankbaren Verehrung geirrt zu werden, eher einmal gelegentliche Reſerven und Überlegenheiten empfand. Mehr als bei Keller durfte er ſich hier ſagen, daß auch er der Gebende ſei: wieviel er in privatem und öffentlichem Urteil dem großen Dichter damals ſchon und ſpäter ſein konnte, wird ganz zutage treten, wenn einmal die Briefe beider neben dem Gedruckten vorliegen. Wie aber, drängt ſich hier vor anderem die Frage auf, war es um den Gewinn beſtellt, den Adolf Frey aus dem Verkehr mit den beiden Großen für ſeine eigene poetiſche Entwicklung zog? Hat er nicht unter ihrer Handreichung die Gipfelhöhe ſeiner Kunſt erklommen? Iſt nicht ihr Vorbild und Rat wie ein milder Frühlingsregen auf ſein Ackerfeld gefallen und hat es über und über ergrünen gemacht? Die Antwort lautet anders, als man nach einer oberflächlichen, eine Zeitlang formelhaft gewordenen literariſchen Klaſſifikation erwarten ſollte: ſie iſt ein entſchiedenes Nein. Es iſt zu bedenken: 1. ein Zeitraum von ungefähr 5 Jahren trennt ſeinen erſten Höhepunkt (1883—86) von den Züricher vorgeblichen „Lehrjahren" bei Keller und Meyer. 2. Die Hervorbringungen dieſer Züricher Zeit, wie die der nachfolgenden Leipziger- und Berliner Jahre, haben mit Kellers und Meyers Poeſie nicht das Geringſte zu tun. 3. Sie ſtehen an Zahl und Qualität beträchtlich hinter denen jener ſpäteren erſten „Blütenperiode" zurück und haben vorwiegend einen Übungs- und Entwicklungswert. Schon dieſe Tatſachen ſollten jenes Urteil entkräften; ſie im einzelnen zu belegen, wird Aufgabe einer ſpäteren Darlegung ſein.

Man kann ſagen: der Verkehr mit den beiden Meiſtern hat wohl nicht nur Förderung, ſondern auch Hemmungen geſchaffen, und zwar

Hemmungen der Produktion: er nahm dem jungen Dichter die Unbefangenheit und Unmittelbarkeit und stellte ihn vor Ziele, die er noch nicht zu erreichen, vielleicht noch nicht völlig klar zu erkennen vermochte, so groß schon seine Einsicht auch war. Die Schöpfung junger Leidenschaft und jungen Gefühls, angeborener Musikalität und angeborenen Formsinns genügten ihm nicht mehr, die innere Reife, die neuen Inhalt gebracht hätte, war noch nicht gewonnen; neues Erleben und Schauen mußte erst noch kommen, entwickelnd und bereichernd. Dazu die erschwerenden äußeren Verhältnisse: Examennötigungen, Lehrtätigkeit, schwankende Gesundheit und die Auseinandersetzung mit einer von Zweifeln durchsetzten Herzenssache.

Aber eines hat Adolf Frey zweifellos aus der Keller-Meyer-Periode dieser Züricher Zeit gewonnen: eine weitgehende Klärung und Bereicherung seiner Einsicht in das Wesen und die Forderungen der Dichtkunst. Und daß diese Früchte des Austausches mit den Dioskuren unschätzbar waren und seinem Schaffen zugute kommen mußten, wer wollte das leugnen? Nur: Einsicht ist nicht Produktion, und selbst tiefste Einsicht schafft noch lange keinen Dichter. —

IV

Leipzig. April 1879 bis Oktober 1880

Motto: Was frommts mir, in den Waffengang
Mit blanker Klinge unverzagt zu reiten?
So oft der Waffenruh Haltein! erklang,
Mußt ich mit segenlosen Wunden weichen
Und Traum und Glück zur jungen Gruft geleiten.
(Gedichte I, S. 243.)

Es war am 11. April 1879, als Adolf von den Seinen Abschied nahm, um zum erstenmal die Grenzen der schweizerischen Heimat für längere Zeit zu überschreiten, nicht ohne daß ihm das Mütterlein nach ihrer Gepflogenheit ein Stückchen Schwarzbrot in sein Gepäck geschmuggelt hätte, von dem sie vorher einen Bissen abgebissen hatte, als ein altbewährtes Mittel gegen das Vergessen der Heimat und gegen das allzustarke Heimweh nach ihr zugleich. „Jedenfalls," hatte der Sohn beim Jahreswechsel seinem Berty geschrieben, „ist es gut, daß ich fortkomme und etwas aus mir herausgehe." Und es war gut. Das stramme mütterliche Regiment

über die drei Studenten — denn auch die Brüder gehörten neben der beruflichen Tätigkeit des Älteren zum Heerbann der alma mater turicensis — ließ sich der junge Doktor aus Liebe und Hochachtung für die Mutter willig gefallen, aber im Grunde seiner Seele bedurfte er der Selbständigkeit wie der frischen Luft; es war gut, daß er, ganz nur auf sich selbst gestellt, sich finden und seine Welt meistern lernte. Und daß er in das Stahlbad deutscher Wissenschaft eintauchen und deutsche Art kennen lernen konnte, die seiner eigensten Natur so entsprechend war. Zunächst ging es für einige Tage nach der Pfalz. In Leipzig fand er Emilienstraße 5 ein Quartier, mit dem er durchaus zufrieden war, wie sich denn auch seine Mietsherrin keinen bessern und solideren Mieter wünschen konnte und ihn in gesunden und kranken Tagen aufs Beste versorgte.

Er traf es in die Messe: „Des Mittags," berichtete er (27. IV.) nach Hause, „esse ich in einem großen Restaurant, dem sogenannten Plauenschen Hof. Jetzt ist alles teurer, schlechter gekocht und bedient, denn die Messe ist im Land." Er machte seine Antrittsbesuche bei den Professoren und gab seine Empfehlungen ab: „Donnerstag bin ich zu Hildebrand gegangen, der ein feiner, geistreicher, vielwissender, aber körperlich gebrochener Mann ist. Vorgestern war ich bei Zarncke, der auch sehr artig war, und da ich das schwarze Kleid einmal anhatte, rückte ich gleich dem Hässel auf die Bude. Ein wunderlicher alter Knab! Sieht so aus (Bild). Er war sehr artig und hat mich für heute zum Mittagessen eingeladen. Abends gehe ich zu Lohmeyer." Durch diesen wurde er in das „Symposion" eingeführt, einen Schriftstellerverein, wo er unter anderen auch Eckstein, Oberländer, Panthenius, Proelß, Viktor Blüthgen kennen lernte. Einen kleineren Kreis bildeten die „Schälke" oder „Schalksknechte", sieben Mitglieder zählend, welche sich allwöchentlich einmal versammelten, um über die Aufnahme von Manuskripten in den von Lohmeyer redigierten „Schalk" zu beraten, und bei denen er ebenfalls verkehrte (an Ernest Feer den 14. VII. 79). Etwas seltener kam er in die Schweizergesellschaft, die nur zum Teil aus studierenden Landsleuten bestand und ihre Sitzungen im „Thüringer Hof" abhielt. Mit Schweizern kam er auch eine Zeitlang im Café national zusammen, wo er seine Abendmahlzeiten einnahm. „Sie sind alle abwechselnd auf dem Hund, und es kommt ihnen wohl, daß sie im Café national auf Pump essen können. Es gehört nämlich einem Schweizer." Adolf freilich lebte so sparsam, daß es ihm gelang, jeden Pump zu vermeiden —

„das mag ich nun einmal nicht" — und überdies dem einen oder anderen bedrängten Landsmann auszuhelfen. Einmal freilich pumpte auch er und zwar bei seinem alten Schulkameraden und Freund Hans Herzog, neben dem er täglich im Kolleg saß: „In einer Stunde," erzählte er den Seinen (25. VI. 79), „gehe ich zu Hofrat Heinze zum Mittagessen. Vorher, d. h. soeben war ich bei Hans Herzog und habe seinen schwarzen Rock gepumpt; ich sah nämlich erst bei meiner Antrittsvisite bei Heinze, daß der meinige beinahe um einen Fuß zu kurz ist." „Bei Heinze war es sehr angenehm," ergänzte er den Bericht (1. VII. 79), „vierzehn Personen waren da, und ich stand wie ein preußischer Grenadier im gepumpten Rock, in dem ich fast ersoff: denn Hans Herzog hat fast 92 cm über die Brust." Auch von weiteren Einladungen bei Lohmeyer, Blüthgen, Böttcher, Flinzer, besonders aber bei Papa Hässel erzählte er. Im übrigen fühlte er sich in Leipzig auch sonst behaglich: „So viel ich bis jetzt ermessen kann," schrieb er (26. IV.) an seine inzwischen nach Berlin übergesiedelte Studienfreundin, die er nicht mehr angetroffen hatte, „wird es mir hier sehr gut gefallen ... Ich höre bei Zarncke 6 Stunden Grammatik, bei Braune 3 Stunden althochdeutsche Grammatik, bei Hildebrand 3 Stunden über Walter von der Vogelweide und 3 Stunden über Schillers und Goethes philosophisch-religiöse Weltanschauung und schließlich bei Biedermann 2 Stunden Kulturgeschichte. Oder besser gesagt, ich will alle diese Sachen erst hören, denn bis jetzt habe ich erst 2 Stunden Hildebrand genossen, der mich überdies ins Privatissimum gekeilt hat. Leider kollidieren beide Kollegia Springers mit dem sechsstündigen Zarnckes, was mir um so unangenehmer ist, als ich vom princeps der schweizerischen Kunsthistoriker[56]) eine sehr gute Empfehlung bekommen habe. Allein ich muß mich nun einmal meinem Handwerk fügen." Es waren vor allem Zarncke und Hildebrand, die ihn befriedigten: „Von den Kollegien, (an Fleiner 13. V. 79), die ich höre, ist Zarnckes sechsstündige Grammatik, die eine historische Entwicklung der deutschen Sprache gibt, sehr gediegen; vielleicht noch hervorragender Braunes dreistündige althochdeutsche Grammatik; er soll der erste Germanist sein rücksichtlich grammatischer Fragen. Ein feiner, tiefer Geist aber ist Hildebrand. Wenn Du nach Leipzig kommst, mußt Du den einmal hören." Auch beschloß er, bei von Noorden, von dem ihm Lina Beger begeistert geschrieben hatte, und bei Wundt „dann und wann ein wenig zu schinden." Im übrigen wußte er die Vorteile der größeren Verhältnisse wohl zu schätzen: „Ich habe mich nun hier mehr

oder weniger eingelebt, ohne deswegen meine Heimat zu vergessen, mit der ich mich doch mit den tiefsten Wurzeln meines Seins verwachsen fühle. Ich kann es aber nicht leugnen, daß es die größten Vorteile gewährt, in größere Verhältnisse zu kommen, um von der Universität gar nicht zu reden. ... Vom Theater will ich auch nicht einmal reden." Und besonders gefiel ihm auch die Umgebung der Stadt: „Morgens," erzählte er Fleiner (28. V. 79) „trabe ich ins Kolleg, wo ich nach 3 Stunden stets recht genug habe und mich dann gerne still verhalte. Nachmittags geht der Bummel los, gewöhnlich nach Gohlis, wo ich Gose trinke, ein Leipziger Spezialbier ... Es ist hier sehr angenehm zu bummeln: schöner, gut unterhaltener Laubwald, fast ohne Ende, ein sanfter Wind, ein blauer Himmel, Pirol, Amsel, Finken und des Abends etwa die Nachtigall — es ist schön. Berg und Strom und See hat man hier freilich nicht und auch das farbenreiche Spiel nicht, das an den Gestaden von Turicum zu sehen ist. Die Universität bietet sehr viel, für Fidelität ist trefflich gesorgt und wenn man Geld hat, so macht sich alles." Er erhoffte und suchte vor allem auch wieder Anschluß an die Poesie und geriet auf den Gedanken, „an einem guten Tage, an einem größeren, wie soll ich sagen? philosophischen Gedichtcyklus anzufangen," doch bekannte er am 23. Juli dem Freund: „Der philosophische Zyklus wächst im Geist, eine Zeile ist noch nicht da[57])." Um so eifriger wälzte er einen anderen Gedichtplan: „Auf Leipzigs Feldern". „Der Stoff (an Fleiner 13. VI. 79) des Gedichtes, an dem ich angefangen habe, scheint mir gut: ich gehe nachts im Heimweg über die Ebene bei Leipzig und singe das Lied vom Vaterlande: da tauchen plötzlich Krieger empor, es sind die Schweizer, die in der Napoleonischen Armee 1813 hier fielen. Das Lied von der Heimat hat sie geweckt." Aber das an und für sich schöne Motiv bot weder einen pointierten noch einen unpointierten Schluß: was sollte aus den emporgetauchten Schweizern weiter werden? Er mußte schließlich auf eine befriedigende Lösung verzichten. Auch die gemeinsamen Berner westöstlichen Musenprodukte gedachte er wieder einmal zu betrachten: „Ich hoffe namentlich" (an Lina Beger 26. IV. 79) „meiner Poesie endlich einmal auf die Beine helfen zu können ... Auch unsere Berner Musensachen habe ich bei mir und will sie nun etwas mehr ansehen und kämmen." Freilich fand bei dieser Revue fast nichts seiner eigenen „Westöstlichen" Gnade vor seinen Augen: „Außer einem einzigen," berichtete er darüber seiner Partnerin schon am 25. I. 79, „sind nun freilich, wie ich mich überzeugt habe, meine Gedichte blutwenig

wert" ... „Ich für meinen Teil will für den Vater von bloß zwei oder drei gehalten sein, resp. von allen nichts wissen. Tun Sie, was Sie gerne wollen mit meinem Plunder; freilich bin ich innerhalb zwei Jahren durch den Umgang mit Gottfried Keller und eigenes Studium so weit gekommen, daß ich von den meinigen kaum eine Zeile unverändert lassen würde." Er fühlte es wohl, daß er in poetischen Dingen sich in einem Zustand tastender Unsicherheit befand: „Mit Deinen Bemerkungen über meine Art und mein Versemachen," schrieb er an Fleiner (12. VII. 79), „hast du schon recht. Ich bin eben in die Periode getreten, wo man seinen Stil sucht; und dazu kommen eben die Wenigsten, ich meine zum bloßen Suchen. Dann lebe ich allerdings zu ruhig, keine Fidelität und gar nischt, gor nix, dös ist nichts! Es wäre freilich gut, ich wäre etwas über die Schnur hauerlicher; C. F. Meyer fand immer, ich sei zu solid... Ich habe die Stimme des Chäppers (der Mutter) zu lange gehört und befolgt, um sie vergessen zu können." Und er schloß das Bekenntnis dieser Stimmung mit dem Vierzeiler:

„Vom Lager fahr ich in der Nacht empor:
Wie hab ich wiederum den Tag vertan!
Die Torheit schlägt die Schellen mir ums Ohr,
Und meines Daseins Öde gähnt mich an." [58])

Wie wenig beeinflußt er von der Sucht war, mit seinen Versen an allen denkbaren Orten zu paradieren und wie objektiv er eine gewisse handwerksmäßige journalistische Betriebsamkeit einschätzte, gegen die Keller selbst an kräftigen Worten nicht sparte, geht u. a. aus einem Brief an ihn hervor: „Hochgeehrter Herr! Vor einigen Wochen schickte mir mein Bruder die für ‚Kunst und Leben' bestimmten (und G. Keller vorgelegten) Verse nebst den Zeilen von Ihrer Hand, und erst jetzt, nach Schluß der Vorlesungen, komme ich in meiner Nachlässigkeit dazu, Ihnen für Ihre Güte den Dank auszusprechen, den abzustatten ich nur zu lange gezögert habe.

Was die Verse selbst anbelangt, so will ich froh sein, daß ihre Veröffentlichung nicht eine Bedingung meines Lebens ist; denn wohin sollte ich schließlich kriechen, da, wie Sie auch wissen werden, das ‚Schweizerhaus' für immer geschlossen wurde? Dagegen habe ich nun die Aussicht in Hellers Album zu paradieren. Er schickte mir seinerzeit das Zirkular und ich muß sagen, der Name Marc Monnier stach mir in die Nase, ich konnte mich aber zu keiner Einsendung entschließen, da ich der ganzen Geschichte nur halbwegs traute, bis ein Brief Hellers erschien, worin u.

a. zu lesen steht: ‚Gottfried Keller, C. F. Meyer u. s. w. haben ihre Originalbeiträge bereits eingesandt.' Nun schreibt mir mein Bruder, das Album sei von Ihnen mit keiner Zeile bedacht worden. Das ist also der Held, der sich berufen glaubt, die Fastenrathe auszurotten!"

Über den Untergang des „Schweizerhauses", das ein Asyl einer seiner Erstlinge gewesen war, tröstete er sich mindestens eben so leicht, wie über den durch seine Krankheit vereitelten Abdruck der für „Kunst und Leben" bestimmten Gedichte: „So, also das ‚Schweizerhaus' ist tot?", schrieb er 17. VI. 79 nach Hause, „was hat ihm das Ende gebracht? Man könnte eine Zeichnung machen, wie der letzte Redaktor den abgezogenen Schlüssel in den vorbeifließenden Lethe wirft, während man durch die zerfallenen offenen Fenster verschiedene Dichterlinge an den Deckenbalken aufgeknüpft sieht."

Aber auch dramatische Pläne nährte er in dieser Zeit des Überganges und vor der Schwelle seines Redaktionsamtes. Am 18. August 1880 mahnte er den Bruder: „Emil, sieh Dich nach Waldmann um; ich habe den ersten Akt schon ganz im Kopf im Großen." Am 4. November teilt er dem Bruder mit: „Ich beabsichtige in nächster Zeit einige schöne Schweizersagen zu versifizieren — aber nicht für Lohmeyer. Auch habe ich zwei neue dramatische Stoffe aufgestöbert." Wiederholt verlangte er von zu Hause Material über die Verschwörung des Genfers Fatio: „Der Stoff interessiert mich. Papa hat ihn in vortrefflicher Weise angefaßt, aber nicht mit Klarheit ausgestaltet." Zustandegekommen ist offenbar von diesen Plänen nichts. Dazu kam das Ungewisse und Schwankende seiner Berner Neigung, in der irgendein Vorkommnis die nur lose wieder angeknüpften Fäden neuerdings lockerte: „Freilich die Tante — freilich die Nichte! Du hast schon recht; was Du sagst" (an Fleiner 26. VI. 79), „habe ich mir selbst schon oft gesagt ... Es kann gut werden; aber vorderhand stehen mir noch alle Wege offen und es steht noch nichts geschrieben: ... und: „geschrieben wird nach Bern alle Monate einmal."

An Pfingsten machte er einen Massenausflug nach Dresden mit, den er nicht mit Unrecht selbst als eine „Schauervergnügungsreise" bezeichnete; mangelnder Schlaf, die Schwierigkeiten der Unterkunft, Hitze und andere Unzukömmlichkeiten verwehrten jeden Genuß. „In den großen Ferien," schloß er den Heimbericht über das Abenteuer, „gehe ich dann für eine Woche nach Dresden in die Gallerie." Er führte dieses Vorhaben in den letzten Augusttagen aus: „Ich will nicht von der Stimmung und dem Gewinn sprechen, den man davon trägt angesichts so vieler

unſterblicher Meiſterwerke," ſchrieb er 3. IX. an Fleiner; „ich kann nur ſagen, daß ich bedauerte, nicht mehr Zeit und Geld und keine Geſellſchaft zu haben, um die Sachen in würdiger Weiſe abgraſen zu können." Er las in den heißen Sommerferien Buckles „History of the civilisation of England", arbeitete für Lohmeyers „Deutſche Jugend" an einem biographiſchen Aufſatz über Felix Platter und ließ ſich von den Brüdern Material für eine weitere Serie von Schweizerſagen ſchicken, die ebenfalls der Deutſchen Jugend zugedacht waren. Vor allem aber galt ſein Bemühen dem Abſchluß ſeines Hallerbuches. Denn ſchon im Mai hatte er die wichtige Neuigkeit nach Hauſe melden können, daß er dafür einen Verleger habe: (13. V. 79) „Geſtern, als ich von der Viſite bei Heinze zurückkam (Nachmittags 3½) war gerade Häſſel auf meine Bude geſtiegen ... (er will) ohne Honorar meinen Haller in dreihundert ſchönen Exemplaren drucken ... ein Faksimile des Titels der erſten Auflage ſoll dazu. Da er ein guter Verleger iſt, ſo bin ich natürlich recht froh." Die letzte Ausfeilung für den Druck gab ihm noch ordentlich zu ſchaffen. Hatte er im Januar (11. I. 79) noch aus Zürich an Berty geſchrieben: „... Ich habe geſtern angefangen, den Haller umzuarbeiten. Ich finde, daß er, Haller nämlich, im Großen und Ganzen doch nicht ſo übel geſchrieben iſt, wie ich mir dachte," ſo fand er doch nach wenig Wochen (an Fleiner 6. II. 79) „Umarbeiten, wo man ſich nicht ganz von vorn ans Umgießen macht, das iſt ſchwer, mir wenigſtens ſcheint es ſo. Und ich habe doch ſeit einem Jahr manches gelernt und ſtehe dem, was man Stil nennt, um manchen Schritt näher, als damals, da ich das Manuſkript auf die Welt ſetzte. Morgen will ich den erſten Teil abſchließen; (aber ich habe die Abſicht, die Sache ſpäter ganz umzuformen) und übermorgen gehe ich damit zu Gottfried." Am 7. Auguſt konnte er ihm dann aus Leipzig melden: „Haller hat angefangen, gedruckt zu werden. Es iſt mir ganz angſt und bang; ſo manches kommt hinzu! So vieles hinweg! Und was man ſtiliſtiſch ſo in zwei Jahren lernt! Immer und immer wieder nehme ich den Kamm zur Hand!" ... „In den nächſten Tagen" (3. IX. an Fleiner) „werde ich viel zu tun haben, da ich in kurzer Zeit den Haller einliefern muß, deſſen zweiter Teil mir gar viel zu tun geben wird. Ich war ſchon in Kummer, wie ich einen Setzer befriedigen ſollte; nun ſagt mir Häſſel heute, er habe ihrer zwei eingeſtellt. Da ſoll mal einer zuſehen!"

Wenige Tage nach dieſen Zeilen befiel ihn ein Mißgeſchick, das leicht einen ſchlimmen Ausgang hätte nehmen können, und worüber er den

Seinen erſt berichtete, als die Gefahr vorüber war, am 18. September 1879: „Vom 6. auf den 7. September nämlich bekam ich einen geſchwollenen Finger — es war der Zeigefinger der rechten Hand. Der ganze Arm tat mir weh. Ich ging zum Studentenarzt; er war verreiſt, und da die Schmerzen abgenommen, ſo ging ich zu Häſſel zum Mittageſſen, wo ich mit großem Appetit die Suppe aß. Hierauf wurde mir plötzlich unwohl, ich ſah aus wie ein Leintuch und wurde nach Hauſe gefahren. Endlich fand ſich ein Arzt: er erklärte, ich habe eine Lymphgefäßentzündung des rechten Armes und über 40 Grad Fieber. Das war Sonntags. Schon Dienstag Morgen ſchwoll der Arm ab, der Arzt erklärte, ich hätte ſehr, ſehr viel Glück gehabt. Abends bekam ich wieder über 40 Grad Fieber und noch mehrere Tage ſpürte ich es. Kurz, es iſt gut gegangen ... der Arzt kommt jeden Tag noch.“ Und am 23.: „Ich hatte mich in den Zeigefinger geſtochen, mehrere Tage, ehe der Teufel losging. Der Arzt und Häſſel und andere ſagten, mein Glück ſei groß; abgeſehen davon, daß man an einer ſolchen Blutvergiftung ſterben kann, kann man unter großen Eiterungen Monate lang liegen — und heute ſagte mir der Arzt, er habe ſich beim Anblick meines Armes darauf gefaßt gemacht, daß es gewaltig eitern werde; er ſagte, ich ſei ein Sohn des Glückes, was ja nicht wahr iſt, denn ich bin des Chäppers Bueb.“

Nun beſchloß er, auch noch das Winterſemeſter 1879/80 in Leipzig zu verbringen: „Springer, Zarncke und Hildebrand leſen zum Teil für mich ſehr lehrreiche, zum Teil geradezu unentbehrliche Collegia. Ich habe namentlich Zarnckes ältere Literaturgeſchichte im Auge[53]).“ Hatte er Berty wegen ſeiner ſtockenden poetiſchen Produktion einmal geklagt, an Stoffen fehle es ihm nicht, „aber ich habe keine Luſt, keinen Klang, keinen Drang! und zwar deshalb, weil ich vom Leben nur die Arbeit, weil ich keine Amuſements, keine Lumpereien habe“ (23. VII. 79), ſo durfte er mit Beginn des Winters hoffen, daß ihm ein und das andere Vergnügliche in den Garten wachſen werde, denn er erwartete ſeinen Freund Fleiner, der in Leipzig die Juriſterei zu betreiben gedachte und für den er ſich um Wohnung und Unterkommen umſah. Nun hatte er einen unternehmungsluſtigen, zu allem Tun entflammten Geſellſchafter, der freilich manchmal eher der Führung des Älteren bedürftig war, als daß er dieſen fortriß. Von einem bei den Studenten beliebten Beginnen wußte er denen daheim am 5. Dezember 1879 zu erzählen: „Berty, der Holländer[60]), ... und ich ſpielten im Theater als Statiſten mit und zwar

in der Oper Faust und Margarethe. Erst waren wir Studenten, dann Satyrn, das heißt ich und der Holländer, und wir mußten malerisch stehen und am Boden liegen als Ballet getanzt wurde. Wir mußten die Kleider ausziehen und in Tricots schlüpfen ... Gestern vor acht Tagen waren wir zu sechs wieder Statisten. Wir waren Soldaten, haben aber genug, denn es ist sehr langweilig, so hinter den Coulissen stehen zu müssen und als Leute betrachtet zu werden, die ums Geld Statistendienste tun. Aber interessant und lehrreich ist's." Es hing vielleicht an diesen Dingen, daß sich das Mütterlein zu Hause um den Sohn allerlei Sorgen machte und Fragen und Ermahnungen nicht sparte, gegen die er sich zur Wehr setzte: „Daß ich nicht so offen wie Emil und dem Herrn X. nicht so angenehm bin wie er," schreibt er einmal bei einer solchen Gelegenheit (13. X. 79), „ist wahr ... Daß ich schroff bin und es noch mehr war, ist richtig. Dazu ist eben die Fremde gut, damit man vorsichtig und bescheiden wird ... Wie gesagt, ich will mich bessern und lernen. Immerhin ist es nicht so weit, daß ich in keinen Schuh hinein gut wäre; das Holz zu einem Engel habe ich freilich nicht. Lehren nehme ich an und zwar gerne. Ich habe immer auf Dich gehört und weiß sehr wohl, daß es kein Mensch auf Erden mit mir so gut meint, wie meine Mutter. Ich glaube mir das Zeugnis ausstellen zu können, daß ich in vielen Dingen auf Dich gehört habe; wenn Du mir Vorwürfe machst, so plagen mich diese viel weniger, als der Gedanke, daß Du Dir so viel schwere Gedanken machst, oft unnötig genug; ich möchte gerne, daß Du am Abend Deines Lebens auch noch einen rechten Sonnenschein hättest und Dir ihn nicht immer durch selbstgeschaffene Wolken verdunkeltest" ... Und am 4. IX. 79: „Vom rennen nach gut essen und trinken kommt's (ein Blasenübel) nicht, ich habe mich mehr als einmal nicht satt gegessen und auf der Speisekarte immer das Nahrhafte, nicht das Leckere gesucht. Von Deinen übrigen Worten sage ich nichts; meine Kameraden haben mich schon oft ausgelacht, daß ich nicht lebe wie sie, und freilich können sie mir den Respekt über meine Lebensführung nicht versagen." Von einer ernstlichen Trübung des innigen Verhältnisses zu ihr war durch solche Aussprache nicht die Rede: „Chäpper (Chäpper-Kaspar, Übername der Mutter) braucht sich um mich," schrieb er ein anderes Mal, „nicht in Jammer zu stürzen, sondern soll in Gedanken an mich seinen Kaffee in höchstem Seelenfrieden genießen, und er möge ihm wohltun." Zu den mütterlichen Sorgen gehörte begreiflicherweise auch das Verhältnis ihres Ältesten zu der „Bernerin". Aber Adolf wollte an den emp-

findlichen Punkt nicht gerührt wissen und sich den Rücken frei halten: „Was Miggy anbelangt," erwiderte er ihre Andeutung, „so erkläre ich Euch ein für alle Mal: es kann noch manches Jährlein verstreichen, wenn überhaupt etwas aus der Sache wird, was auch leicht nicht möglich ist" (30. III. 78).

Noch ehe das Jahr 1879 zu Ende ging, konnte er sein Hallerbuch nach Hause senden und die zu verschenkenden Exemplare verzeichnen, und es erfüllte ihn mit begreiflicher Genugtuung, als er am 15. Dezember melden konnte: „Ich glaube, der Hallerabsatz ist ziemlich über Erwarten Hässels. Es sind schon Exemplare nach Upsala verlangt und in Petersburg gekauft worden ... Daß Hildebrand das Buch im Kolleg über ein dutzendmal lobend erwähnte, habe ich Euch schon geschrieben." Und schon dachte er an eine Bearbeitung Geßners, die er dann erst nach Jahren in die Hand nehmen konnte. Er verfaßte für Lohmeyer eine kleine Novelle und stellte für die Deutsche Jugend bis zum Jahreswechsel einen weiteren Vorrat von Schweizersagen parat, worüber er nach Hause bemerkte: „Er hat gewiß ein ganzes Jahr daran." Im übrigen verbrachte er auch die Festtage still und fleißig (4. I. 80 nach Hause): „Am Weihnachtsabend war ich zu Hässel eingeladen, wo kein Baum war. Um elf war ich zu Bett; das ist das ‚Möglichste, welches Berty und ich getan' und des Chäppers Prophetengabe hat wieder einmal Schiffbruch gelitten. Zwischen Weihnachten und Neujahr saß ich daheim und schrieb und las. Am Weihnachtstag war ich von Lohmeyer eingeladen ... Ich war, ebenfalls wieder allein, auf den Silvesterabend eingeladen bei ihm und brachte einen ganzen Büschel Sagen mit ... Mit dem letzten Tramway fuhr ich nach Leipzig[61]) und kneipte von 11 bis 2 im National, wo ein paar Schweizer waren, und trank drei Glas Bier. Hernach ging ich ruhig und ohne Kater nach Hause. Ich habe mich entschlossen, für Lohmeyer noch Verschiedenes zu schreiben, um dann eine ganze Masse Bücher zu kaufen, denen ich nicht ausweichen kann, wie ich immer deutlicher sehe: Koberstein, Gervin, Hettner, Wackernagel (Literaturgeschichte), Wielands Werke, Herders Werke und so vieles andere[62])" ... „Die drei ersten Abende des neuen Jahres war ich im Theater: Iphigenientrilogie ... war sehr schön." Er besuchte überhaupt das Theater nach Möglichkeit, „durchschnittlich in der Woche zweimal" (an E. Feer 2. XII. 79) und bedauerte immer wieder, es nicht noch häufiger tun zu können. Von den Schauspielern zog ihn vor allem Marie Geistinger an; einmal sah er auch die Ristori.

Aber bald flutete aus der Heimat eine Woge des Unheils heran, die für ihn und seine Nächsten auf immer fühlbar blieb und in ihren Folgen die liebe und tapfere Mutter in die Tiefe riß. Er berichtete darüber an Ernest Feer (26. II. 80): „Die Sache liegt so: Emil lag seit Weihnacht zu Bett; zu Gelenkrheumatismus gesellte sich Brustfellentzündung, Pericarditis (Entzündung des Herzbeutels) und Endocarditis (Entzündung der inneren Herzwandungen) und schließlich noch Lungenentzündung. Ich wollte Dir Ende Januar schreiben, tat es aber in meiner bedrückten Stimmung nicht ... ich wartete von Tag zu Tag, endlich kam am 5. des Monates eine Depesche: ‚Emil wird wahrscheinlich sterben, sofort heimkommen.' Ich war ganz vernichtet; Berty bewies sich als echter Freund und fuhr mit. Wir saßen 22 Stunden in der Bahn, in der Erwartung, Emil nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Du kannst Dir meine Stimmung denken. Zwischen Frankfurt und Mainz befürchtete Berty jeden Augenblick, ich möchte in Ohnmacht fallen. Emil lebte noch und war bei vollem Bewußtsein. Alfred teilte mir mit, Huguenin[63]) habe ihn diesen Morgen (d. h. den 5. Februar) vollständig aufgegeben und niemand hätte gedacht, er würde die Nacht überleben, in der wir ankamen. Das Wunder geschah. Emil lebt noch. Nachdem ich 14 Tage zu Hause zugebracht, erlaubte mir der Arzt wieder abzureisen, ohne mir eine absolute Garantie geben zu können, ‚was man bei Herzgeschichten nie kann.' Alfred hat ihn vorzüglich gepflegt, wirklich musterhaft." Langsam, langsam kehrte der Kranke wieder ins Leben zurück; aber nun ergriff das Unheil auch den aufopfernden jüngsten Bruder: „Von zu Hause," erzählte Adolf am 10. März C. F. Meyer, „vernahm ich, daß es meinem Bruder Emil langsam, doch sicher besser geht ... Ich hoffe sehr, der anbrechende Frühling möge auch sein gutes Teil mithelfen ... Ich hoffe es auch im Interesse meiner armen Mama. Sie hat noch nicht genug Werg an der Kunkel gehabt mit einem Patienten, acht Tage nach meiner Wegreise von Zürich wurde Alfred von einer heftigen Gesichtsrose ergriffen und mußte ins Spital gebracht werden. Mama ging es sehr zu Herzen, als der Delirierende nichts von ihr wissen wollte und sie barsch nach Hause schickte" ... Am 5. März hatte der kummervoll in der Ferne Weilende endlich Nachrichten der Besserung erhalten: „Wie ich heimkomme, bekümmert, wie es zu Hause gehen möchte," antwortete er darauf, „finde ich Euren Brief, der mir eine Freude macht, wie mir noch keiner eine gemacht hat; ich habe auch zum ersten Mal in meinem Leben vor Freuden nasse Augen bekommen ...

Ich war in den letzten Tagen sehr gedrückter Stimmung." Und er erbat sich tägliche Nachricht, besonders auch über Alfred.

Da die Vorlesungen zu Ende waren, so hoffte er mit Anfang April nach Berlin zu gehen: Da kam er als der Dritte der Brüder an den Tanz auf Tod und Leben. Hochgeehrtes Fräulein!" schrieb er am 5. V. 80 an Lina Beger, „nehmen Sie meinen warmen Dank für Ihre teilnehmenden Zeilen vom 20. März; ich spreche Ihnen denselben umso lieber aus, als ich inzwischen beinahe gestorben wäre — in allem Ernste. Ich erkrankte nämlich Mitte März aufs bedenklichste an Scharlach und Diphteritis und kam dabei in einen solchen Zustand, daß der Arzt unbedingt eine Meldung nach Hause verlangte, des Inhalts, man möge sich auf alle Fälle vorbereiten. Sieben Tage und sieben Nächte habe ich nicht geschlafen und lag zwei Tage in den wütendsten Delirien. Nachdem ich eine Woche in der Wohnung zugebracht, wurde ich, da die größte Gefahr vorüber gegangen zu sein schien, ins Krankenhaus transportiert, woselbst ich noch weitere vier Wochen auszuharren hatte."

Die tückische Krankheit setzte dem von der Blutvergiftung her wohl noch geschwächten Organismus so zu, daß sich der Patient schon nach drei Tagen nicht mehr aufzurichten vermochte. „Ich ließ mich," erzählte er später den Seinen, „ohne Widerstand in den Siechenkorb legen; der kühle, durch das Geflecht streichende Wind brachte mich etwas zur Besinnung; ich glaubte bestimmt, in einigen Tagen sterben zu müssen; das beunruhigte mich aber gar nicht, sondern bloß der Gedanke an den Chäpper. Im Krankenhaus wurde ich sofort ganz ruhig, glaubte Euch alle drei aber nebenan zu hören und war sehr betrübt, daß ihr gar nicht nach mir saht." Die spezielle Behandlung wurde von einem Herrn Dr. Bahrdt geführt: „Dr. Bahrdt wandte eine von ihm erfundene und schon in etlichen Fällen trefflich bewährte äußerst scharfe Medizin an gegen die Diphterie. Ich hatte einen geschlagenen Tag und eine Nacht zu tun, bis der unheimliche Pilz heraus war. Hätte er auch die andere Halsseite ergriffen, so hätte ich wohl die Segel streichen müssen" (18. IV. 80). Um den Fall dieser einseitigen, aber trotzdem so schweren Diphterie zu demonstrieren, brachte der Chefarzt, Geheimrat Prof. Wagner, einmal einen Trupp Studenten vor sein Bett: „Herr Doktor, dürfen wir in Ihren Rachen sehen?" „O ja," erwiderte der noch schwer Kranke, „warum nicht, wenn es den Herren Spaß macht." Eine kleine Freude war es dem Genesenden, als ihm Wagner eines Tages die Beilage

(Nr. 105) der Augsb. allgem. Zeitung schenkte, worin eine lobende Rezension des Hallerbuches von Jak. Bächtold stand.

Für den Reconvaleszenten gab es nicht viel Zeitvertreib: „Als Lektüre," schrieb er am 14. IV. an Fleiner, „dient mir immer wieder Scheffels Aventiure. Mein Geisteszustand ist eben ungefähr der einer alten Jungfer, die das zerlesene Traktätlein immer wieder liest, wie wenn sie etwas Neues vor sich hätte. Daneben lerne ich von den Mitpatienten etwas Skat spielen und habe ein Damenbrett zu einem Schach umgewandelt, wobei ich mein Licht auf wohlfeile Weise leuchten lassen kann, da sonst keiner der Anwesenden das Spiel kennt." Am 17. April wurde er aus dem Lazarett entlassen.

Mit warmer Teilnahme verfolgten in der Heimat C. F. Meyer und Gottfried Keller[64]) die Krankheit des „jungen Frey", benachrichtigten sich gegenseitig, besuchten die bekümmerten Angehörigen und suchten ihm durch die Vermittlung Haessels beizuspringen, „der sich wie ein Vater meiner annahm und dem ich immer zu Dank verpflichtet sein werde" (28. IV. an Meyer). So war es eine der ersten Pflichten des Wiederhergestellten, zu danken. Am 28. April tat er es Meyer gegenüber: „... Da ich nun mein Leben wie ein schon fast verlorenes Leben vom Schicksal glücklich wieder erlangt habe, so scheint es mir ein gutes Zeichen, nach dieser neuen Besitzergreifung die angenehme Pflicht erfüllen zu können, denjenigen meinen Dank darzubringen, die lebhaft wünschten und wirkten, daß ich besagtes Gut behalten möchte." Nach dieser, entgegen seiner sonstigen unmittelbaren Art, etwas mühseligen Einleitung, konnte er u. a. auch für Meyers Absicht danken, das Hallerbuch in der „Deutschen Rundschau" zu besprechen ..., „da ich mir wohl denken kann, daß Sie auf Dinge zu sprechen gekommen sind, welche die Fachleute ruhig am Wege haben liegen lassen." Wie der Brief an C. F. Meyer, so trug auch der gleichzeitige an Gottfried Keller noch die Spuren der Krankheitsermüdung: „Leipzig, den 29. April 80. Hochgeehrter Herr! Der dritte Brief, den ich aus Leipzig an Sie zu schreiben unternehme, hat die wunderliche Aufgabe, den vorhergegangenen zu entschuldigen, ohne daß ich doch weiß, ob er dessen bedarf. Die Sache liegt so: Ich erkrankte vor sieben Wochen an Scharlach und Diphteritis derart, daß ich von Glück sagen kann, mit dem Leben, und, wie es wenigstens bis jetzt den Anschein hat, ohne bleibenden Nachteil davongekommen zu sein. Die Vorboten der tückischen Krankheit, die mich fünf Wochen fast gänzlich im Zimmer zurückhielt, brachten mich schon einige Zeit vor der Er-

krankung geistig und körperlich einigermaßen in Unordnung, und nun habe ich von einem Bekannten hören müssen, er sei über Stil und Logik eines Briefes, den ich ziemlich gleichzeitig mit dem an Sie gerichteten schrieb, etwas in Verwunderung geraten. Darum plagt mich der Gedanke, Sie durch meine letzten Zeilen irgendwie verletzt zu haben; wenn dies der Fall sein sollte, so bitte ich Sie sehr um Entschuldigung.

Leider habe ich es bis jetzt, so unangenehm es mir wegen meiner äußeren Verhältnisse ist, nicht wagen dürfen, nach Berlin zu reisen, und ich werde wohl am besten tun, dieses Semester noch hier zu bleiben und dann, wenn irgend möglich, im Herbst dorthin zu wandern.

Ueber meinen Haller sind verschiedene, d. h. vier Rezensionen[65]) erschienen, von denen mir diejenige Bächtolds in der ‚Allgemeinen Zeitung' am meisten Freude macht; auch Hirzel ist im ‚Neuen Reich' laut geworden, zeigt aber ein Janusgesicht, das mir etwas verwunderlich vorkommt.

Doch ich will nicht einen Brief schreiben, der mich entschuldigen und andere verdächtigen soll ... Meyers Heiliger scheint nicht viel Anklang und Absatz zu finden, wie mir der Verleger andeutete; mancher hat freilich die Sache in der ‚Rundschau' schon gelesen.

Indem ich Ihnen einen fröhlichen Sommer wünsche, empfehle ich mich aufs Beste als

Ihr Hochachtungsvoll ergebener

Emilienstraße 5, III, rechts." A. Frey.

Gottfried Keller beruhigte ihn umgehend — bei dem sonst ziemlich säumigen Briefschreiber eine eben nicht häufige Sache: (ungedruckt) „Zürich, 2. Mai 1880. Geehrter Herr Doktor. Ich war eben im Begriff, zu den Ihrigen zu gehen, um mich nach Ihrem definitiven Verbleiben zu erkundigen, als ich Ihren Brief Nr. 3 erhielt. Sonst war ich immer von Ihrem Schicksal unterrichtet, bald von Ihrem gesunden Bruder, bald durch Herrn Meyer, bald durch Bächtold. Es ist nun wenigstens gut, daß Sie soweit davongekommen sind; hoffentlich geht es so fort.

Wenn Sie auf den Herbst nach Berlin können, so ist es wirklich besser, als den Sommer dort zuzubringen, wo alles fort ist. Auch Rodenberg ist schon seit manchen Wochen fort und ich weiß nicht, wo er sich im Sommer umtreiben wird. Lazarus schrieb mir einmal, er bringe den Sommer stets in einer Villa zu, die er bei Leipzig besitze, wenn ich nicht irre, im Rosenthal. Sie können sich vielleicht einmal näher erkundigen.

Ich würde Ihnen Briefe für ihn schicken, die ich ihm lange schon schuldig bin. Auch während der Messen soll er sich dort aufhalten als Kapitalist oder Häuserbesitzer oder so was. Ihr zweiter Brief war ganz in der Ordnung geschrieben; denn die holländische Reise, welche Sie ankündigten, wird wohl keine Fieberphantasie gewesen sein. Leider sind Sie jetzt darum gekommen.

Bächtold hat sich mit seiner Rezension ordentlich gehalten. Hirzel seine habe ich nicht gesehen oder dann bereits vergessen, so flach wird sie gewesen sein.

Mit Meyers Heiligem wird es wohl noch besser kommen. Eine an sich des Stoffes wegen indifferente oder neutrale Novelle, überdies ganz objektiv gehalten, ist eben ungeeignet, in wenig Wochen schon einen Extraerfolg zu machen.

Lassen Sie sichs nun ebenfalls diesen Sommer wohl ergehen und erholen Sie sich gut. Nächste Woche werde ich wieder einmal sehen was Ihr kranker Bruder und Ihre Mama machen. Bei der Zürcher Zeitung scheint es kränklich zuzugehen und Herr Vogt auch nicht als Chefredaktor sterben zu wollen. Mit bestem Gruß

Ihr ergebenster

G. Keller."

Die holländische Reise, auf die sich Adolf so sehr gefreut hatte, sollte mit Albert Fleiner und dem gemeinsamen Freund, dem Holländer Roeland A. Kollewyn, dessen Namen Adolf scherzhaft in „Bollebebein" umwandelte, unternommen werden; er wollte die beiden bis Amsterdam begleiten und ihnen als Führer durch die Kunstsammlungen dienen. Nun war Berty allein mit ihm abgereist.

V.

Zwei Bergwanderer

Motto: Steigende Geister des Hoffens und Muts,
Lösende Werke, bezwungene Not,
Stürzender Jammer des ängstigen Bluts,
Kurz ist das Leben und ewig der Tod!
(Gedichte I, S. 205.)

Kaum etwas erholt, sicherte sich der Rekonvaleszent die Arbeit, welche ihn das Sommersemester über in Leipzig noch über Wasser halten sollte: „Ich muß nun erst spüren," schrieb er darüber am 30. April an die

Seinen, „daß eine ſolche Krankheit hernimmt. In den Knien bin ich immer noch ſehr raſch müde und muß mich faſt immer zwingen, will ich außer dem Kolleg arbeiten; ich glaube, es iſt gut, daß ich nicht nach Berlin ging. Wenn ich auch im Herbſt eine Stelle finde, ſo gehe ich in den Sommerferien etwa einen Monat hin und ſchließe ab ... Ich will ſehen, daß ich möglichſt wenig brauche und möglichſt viel verdiene. Ich ſchreibe jetzt den armen Heinrich[66]) Hartmanns von Aue für die ‚Deutſche Jugend', will einen Walter von der Vogelweide für dieſelbe bearbeiten und habe eine Reihe von Bildern übernommen, die ſonſt niemand ſich anhängen ließ, um Verſe u. ſ. w. dazu zu machen. Als ich im Krankenhauſe im halbklaren Zuſtande und erwachend Berty vor mir ſah, ſagte ich, wie er mir erzählte: ‚Ja, es iſt eine verdammte Geſchichte, ich muß halt Lohmeyer ein paar Novellen anhenken!' ... Ich habe auch ſchon bei Ziegler (Redacteur des ‚Bund') wegen einer Rezenſion des Heiligen angefragt." Wiederum verlangte er von ſeinem unermüdlichen Lieferanten ſolcher Sachen, von Emil, Material zur Bearbeitung: „Es handelt ſich darum, für Dürr ein Jugendbuch zu ſchreiben, eine Art Bilder aus Deutſchlands Vergangenheit[67]); Geld ließe ſich dabei verdienen und ich hoffe, daß etwas ausgemacht werden könne. Sobald auch etwas mehr Schweizerſagen gedruckt ſind, will ich auf einen Verleger aus." Dazu hörte er, der Fleißige, 15 Stunden Kolleg[68]). Wenige Tage nach dem Heimbericht vom 30. April, in den erſten Maitagen, tat ſich für ihn eine Stellung auf, die ihn auf vorausſichtlich lange Zeit ſicherte und ſeine Überſiedlung nach Berlin nicht nur ermöglichte, ſondern verlangte: er erhielt den Antrag, neben Julius Lohmeyer Redaktor am „Deutſchen Familienblatt" zu werden, einer neuen, großangelegten Zeitſchrift, die an novelliſtiſchen und populär-wiſſenſchaftlichen Arbeiten das Beſte bieten ſollte, was die Journaliſtik damals hervorbrachte, vor allem aber an illuſtrativer Ausſtattung alles Bisherige übertreffen wollte und übertraf. Die Verhandlungen über die Stelle zogen ſich hinaus[69]), während Frey noch über die Sommermonate in Leipzig blieb.

Er ſchätzte die Bedeutung der neuen Tätigkeit ohne alle Illuſionen ein; aber er war entſchloſſen, die übernommene Pflicht in vollem Umfang zu erfüllen, mochte ſie auch immerhin nur eine vorübergehende Phaſe ſeiner Laufbahn ſein. Sie ſollte ihn ſowenig aus der Richtung bringen, als es ſeinerzeit die pädagogiſchen Epiſoden Burgdorf und Zürich getan hatten. Über ſeine Aufgabe und die Schwierigkeiten derſelben be-

richtete er nach Hause, an die Freundin, an Gottfried Keller: ... „Liegt mir doch" (nach Hause 19. VI. 80) „das Durchlesen und die Annahme der Manuskripte ob, von welchen der abgegangene Redaktor einen riesigen Haufen hat liegen lassen; auch die Korrekturen mußte ich machen und mußte in der letzten Zeit alle anderen Tage, einmal vier hintereinander zu Lohmeyer hinaus, wo doch immer wenig geht. Denn ihm geht nichts flink von der Hand, weil er an Kleinigkeiten hängen bleibt" ... (eben dahin 24. VI.): „Ich hätte Euch früher geschrieben, wenn ich nicht das definitive Ergebnis der Verhandlungen mit Berlin hätte abwarten wollen. Es kamen verschiedene Stockungen und Hemmnisse vor, und ich habe einmal einen Zorn gehabt, wie nie in meinem Leben. Ich werde für das Familienblatt eine in der Revue des deux mondes erschienene reizende Novellette der Quida wahrscheinlich übersetzen ... mein ganzer Tag ist besetzt ... L. kommt an kein Ende, hat kein Urteil und keine Ordnung; dazu wird immer bis zur letzten Minute gewartet und dann gräßlich gejammert" ... „Ich bin nämlich," berichtete er am 22. VI. an Lina Beger, „mit Lohmeyer zusammen Redakteur des ‚Deutschen Familienblattes' geworden, welches eine frühere Redaktion[70]) jämmerlich in den Sand gefahren hat, sodaß uns nunmehr die Aufgabe obliegt, den Karren wieder herauszuschleppen. Besagtes Familienblatt ist ein Konkurrenzunternehmen gegen die ‚Gartenlaube' und hat sich nach dem ersten Vierteljahr bereits 17000 Abonnenten gewonnen; erscheint in Berlin... Auf den 1. Oktober pilgere ich nach Berlin, um ausschließlich Redaktor zu sein; vorderhand bis zum Frühjahr, da ich mich nicht länger gebunden habe, weil ich mich verpflichten mußte, nicht mehr Student zu sein. Das Redaktionsbureau befindet sich Berlin W., Lützowstraße 6. Ich freue mich sehr, nun endlich nach der Hauptstreusandbüchse des deutschen Reiches zu kommen, wenn ich auch freilich nicht weiß, was Sie von Redaktoren halten. Hoffentlich ziehen Sie die Hand auch von diesem nicht ab ... Weil Sie aber so unartig waren, in Ihrem letzten Briefe von Ihnen zu behaupten, es werde aus Ihnen nichts Vernünftiges, deswegen schreibe ich Ihnen nun auch nicht mehr, obwohl ich mich Ihnen sonst in allen Punkten unterziehe und im Voraus Ja sage als Ihr Hochachtungsvoll ergebener Bösewicht A. Frey."

„Ich bin nun," erzählte er am 21. VII. 80 Gottfried Keller, „schon so ziemlich in alle jene kleinen Handgriffe eingeweiht, von denen das Publikum nichts merkt und die mir unangenehm genug sind; indessen habe ich

es doch schon dahin gebracht, mit ruhigem Gemüte Romane, Novellen und andere Dinge zurecht zu stutzen: gegenwärtig streiche ich u. a. den Roman einer Dame zusammen und pfeife dabei mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt: Reich mir die Hand mein Leben! Zum Glück starb sie sofort nach der Vollendung dieses Opus. Auch darein habe ich mich gefunden — und das kam mich schwer an — daß ein Redaktor dem Geschmack des Publikums und nicht dem eigenen folgen muß ... Als eine Durchgangsbeschäftigung kann mir das Redigieren nicht schaden, denk ich, aber alt möchte ich dabei nicht werden. Von eigener Produktion ist unter solchem Tun nicht die Rede, da die Kollegien den halben Tag beanspruchen. In Berlin hoffe ich dann auf mehr freie Zeit" ... Den Wunsch der Seinen, er möchte vor der Abreise noch einmal nach Hause kommen, vereitelten die bereits vom 6. Mai an übernommenen, von Leipzig aus besorgten Redaktionspflichten und die Rücksicht auf den ganz auf seine Hilfe angewiesenen kranken Lohmeyer, den — „er ist ein armer Hudi" — er trotz aller Schwierigkeiten nicht im Stich lassen wollte. Dafür entschädigte ihn die Aussicht auf ein Wiedersehen mit Bruder Alfred, den seine Studien ebenfalls für das Wintersemester nach Berlin führten. Und auch Fleiner versprach zu kommen. Im September fuhr Adolf einmal auf die Wohnungssuche „hinüber", kehrte aber nach Besichtigung von einem Dutzend Buden unverrichteter Sache zurück, entschlossen, zuerst auf der Redaktion Quartier zu beziehen und dann von da aus weiter zu sehen. Keinesfalls aber wollte er nach Bertys Vorschlag mit diesem zusammenhausen. „Es würde mich herzlich freuen," meinte er in dem letzten Leipziger Heimbericht, „wenn Alfred nach Berlin käme. Berty schrieb mir, wir könnten dann alle drei zusammen wohnen, wogegen ich sehr protestieren werde. Denn da wird kein Vers, keine Novellette und nichts gemacht, und die beiden tyrannisieren mich bloß. Alfred soll mit Berty oder mir zusammen wohnen, nur nicht alle drei." Vorher aber wollte er sich noch einige Tage der Ausspannung gönnen: „Ich habe mich entschlossen, den 26., 27. und 28. September am deutschen Schriftstellertag in Weimar teilzunehmen. Es ist ‚wegem Gschäft' und die ganze Wohnung Schillers und Goethes wird gezeigt, die Wartburg besucht und der Großherzog gibt einen Fraß," benachrichtigte er am 15. September den verschmähten Stubengenossen und Freund, fast mit dem gleichen Federzug, mit welchem er meldete: „Gestern vollzog ich das non plus ultra einer Redaktionstätigkeit und gebar in einer Viertelstunde ein immerhin ganz leidliches Gedicht von

fünf Strophen." Aber die „wegem Gschäft", d. h. den Redaktionsverbindungen, unternommene Expedition fiel zu einem fröhlichen Intermezzo aus. Noch nach Jahren gedachte er des lustigen Treibens der Tintenleute, des üppig vergossenen Champagners, der humorvollen Trinksprüche, des künstlichen ulkigen Elephanten, den einige der fröhlichsten Kollegen improvisierten und dem Flinzer mit dem Ausruf: „Was braucht der dämliche Elephant einen Schwanz!" dieses kunstvolle Gebilde ausriß. Und er berichtete darüber an die Adresse Eines, über dessen trinkfreudiges Verständnis er nicht im Zweifel sein konnte, an Gottfried Keller, anläßlich der Bitte um eine Empfehlung an Julius Rodenberg, den er in Weimar gesehen, aber offenbar nicht persönlich kennen gelernt hatte: „Berlin W., den 14. Oktober 1880 ... Seien Sie darum nicht böse, wenn ich es wage, Sie nochmals um die Empfehlung an Rodenberg zu bitten ... Ich habe ihn am Schriftstellertag in Weimar gesehen, wo er einen sehr schönen Toast hielt und wo es überhaupt sehr lustig und gemütlich war; auf der Wartburg, die wir in allen Winkeln und Ecken durchkriechen konnten, floß der Wein in Strömen und die Koryphäen Eckstein, Lindau und Stettenheim wurden von ihrem Witz nur selten im Stiche gelassen. Einige der Herren konnten ihre Zunge nicht einmal in Goethes Sterbezimmer bändigen. Seit langen Jahren wurde nämlich das Goethehaus zum ersten Mal einen halben Tag lang wieder geöffnet und die beiden Enkel führten die Beschauer zum Teil selber herum und gaben allerlei Auskunft."

Die Unterkunftsfrage in Berlin erledigte sich so, daß Adolf in der Königin Augustastraße 19 III ein kleines Zimmer fand, das ihm behagte, aber allerdings nur für ihn selbst, nicht für beide Brüder Raum bot, und das er in einem gemeinsamen Brief vom 23. Oktober schildert: „Elf Schritte lang, aber sehr schmal, einfenstrig; das ganze ist klein, sieht aber gemütlich aus, zumal der ganze Boden mit einem grünen Teppich belegt ist ... Dazu ist hübsche Aussicht auf Wasser und Bäume[71])." Später, Ende April 1881, vertauschte er diese Wohnung mit der in der Blumentalstraße 3, Parterre (Berlin W.).

Die beiden Brüder fühlten sich die erste Zeit, wie der gleiche Brief an die Mutter und Emil klagte, in Berlin noch fremd genug: „Alfred und mir hat es in den ersten Tagen hier noch nicht recht gefallen und es gefällt uns noch immer nicht. Man denke, daß Berlin fast zwanzig mal größer ist als das liebe Zürich!" Indessen waren Fleiner und Lohmeyer ebenfalls eingerückt und am 4. November erwähnte Adolfs Brief

nach Hause: „Ich habe hier auch Fräulein Beger besucht, Sie ist noch ganz die alte und hat viel zu tun."

* * *

Während Adolf Frey in Zürich und Leipzig um den Abschluß seiner akademischen Bildung und eine selbständige Stellung rang, hatte sich auch seine Studienfreundin um die Fortsetzung ihrer Universitätsstudien und die spätere praktische Verwertung derselben auf deutschem Boden bemüht, Bestrebungen, die damals in Deutschland etwas völlig Neues waren, manchen Kampf kosteten und, ihr unliebsam genug, Aufsehen erregten.

In Tübingen und Heidelberg erfuhren Anfragen nach Immatrikulation und Zulassung zum Doktorat ablehnende Antwort, und auch in Leipzig, wo sie sich während zweier Semester bester privater Aufnahme erfreute und zu Vorlesungen und Seminar unbeanstandet Zutritt fand, war die Matrikel ausgeschlossen und konnte selbst das Fürwort erster Namen, eines Georg Curtius, v. Noorden, Voigt, ihr den Zutritt zum Doktorexamen nicht ermöglichen. Nachdem sie dieses dann in Bern abgelegt hatte, tat sich nach Jahr und Tag ein ihr entsprechendes Arbeitsgebiet am Viktorialyzeum in Berlin auf. Bald fand sich auch weitere Tätigkeit an erstklassigen Mädcheninstituten und privatim, und da ihr auch gesellschaftlich, besonders in Universitätskreisen, das liebenswürdigste Interesse entgegengebracht wurde, konnte sie ihre selbständige Stellung in der Reichshauptstadt auch als eine sehr angenehme empfinden[72]). (Vgl. Beilage I.)

So standen die Dinge, als Adolf Frey wieder in ihren Gesichtskreis trat.

* * *

„Ich bin eben in die Periode getreten, wo man seinen Stil sucht; und dazu kommen eben die Wenigsten, ich meine zum bloßen Suchen." Mit diesen Worten hat Adolf Frey selbst, vierundzwanzigjährig, die Signatur seiner Leipziger Zeit festgelegt. Man darf die Periode dieser Bestrebungen ruhig nach rückwärts und nach vorwärts ausdehnen, über seine soeben hinter sich gebrachten Züricher Lehrjahre und über die vor ihm sich öffnenden Berliner Zeiten, und hat davon mehr als ein halbes Leipzigerjahr in Abzug zu bringen, das durch die schwere eigene und die Krankheit der

Brüder, wie infolge der unmittelbar darauf einsetzenden redaktionellen Gewöhnung und Arbeit für diese stilistische Selbsterziehung unfruchtbar sein mußte. Es war schon Gewinn und Zeichen seiner Begabung und seiner Zielsicherheit, daß ihm der Begriff des eigenen Stils überhaupt und so früh aufgegangen war, „wozu die Wenigsten kommen". Symptomatisch dafür ist, wie er sich die Probleme seiner Hallerstudien stellte: die Untersuchungen über Hallers Sprache führten notwendig zu der des Hallerschen Stiles, schlossen sie eigentlich ein, und von da ab war der Weg zu der Frage: „Wie steht es damit bei Dir selbst?" nicht weit. Frey hat allerdings mit jener brieflichen Äußerung seinen poetischen Stil gemeint, aber daß sein Prosastil ebenfalls unter diesen Gesichtspunkt zu stellen ist, beweisen seine von der stilistischen Ausarbeitung des Hallerbuches redenden Briefstellen. Und nun, um bei der Prosa zu bleiben: Hat er seinen Stil auch gefunden? Von anmutiger Leichtigkeit, belebt und natürlich fließend ist seine Schreibart in den „Schweizersagen": man fühlt sich an die feine, liebenswürdige Feder Jakob Freys erinnert, an seine brunnenhelle, durchsichtige Klarheit, ohne von Nachahmung sprechen zu müssen; denn in der sorgfältigen Wahl der Beiwörter verrät sich bereits die starke Bildlichkeit, die den Sohn vom Vater unterscheidet. Auch im Hallerbuch, wo die Schreibweise natürlich von ganz anderen Absichten bestimmt war und der Ausdruck vor allem streng sachgemäß zu sein hatte, zeigt sich wenigstens in dem, was er vermeidet, der künftige meisterliche Prosaist. Er geht dem starren Gelehrtenstil ersichtlich aus dem Weg, gibt die verdeutlichenden, erweiternden oder einschränkenden Begriffe z. B. lieber durch einen Nebensatz als durch ein abstraktes Nomen oder eine Partizipialkonstruktion und erreicht schon jetzt das Gelöste, wenn auch noch nicht die Schlagkraft und Individualität seiner späteren wissenschaftlichen Prosa. Er ist auch hier auf dem Weg, aber noch nicht am Ziel seiner künstlerischen Absicht. Es wäre eine interessante, aber hier nicht zu unternehmende Aufgabe, die Entwicklung seines Prosastils zu verfolgen; nirgends läßt sich dabei nachweisen, daß der Weg, den er zu seinem eigenen Stil einschlägt, erst durch einen fremden geführt, mit andern Worten, daß er einmal einen solchen nachgeahmt hätte. Wie nahe hätte es für einen weniger selbständigen, weniger originellen Geist in diesen Jahren und bei seiner persönlichen Stellung zu Keller und Meyer gelegen, den Stil des einen oder andern nachzuahmen: keine Zeile dieser Art, der später so viele namhafte Schriftsteller erlegen sind, findet sich, weder in Briefen noch in Gedrucktem.

Das darf man sich aber auch gegenüber den poetischen Produkten dieser Zeit gesagt sein lassen.

Auch in der Poesie sucht der junge, der sich entwickelnde Dichter Adolf Frey seinen Stil, und er geht durch keinen andern hindurch. Auch hier sucht er noch, ohne die Sicherheit des Meisters schon gefunden zu haben. Er müßte keine Ahnung von dem allgemeinen Begriff des Stiles gehabt haben, hätte er nicht gewußt oder nicht mindestens instinktiv gefühlt, daß der Stil des Kunstwerkes nicht nur von dem Schaffenden, sondern auch von dem Gegenstand, dem Motiv abhängt, — der Stil ist nicht nur der Mensch, sondern der Stil ist auch die Sache. So hängt der Stil aufs Engste mit der Motivwahl zusammen, und diese hinwiederum hängt von dem wählenden Individuum ab. Ist dieses noch nicht zu seiner Ganzheit, zu seiner Reife, zum Bewußtsein der eigenen Individualität gelangt, so wird auch die Motivwahl eine schwankende, unsichere sein und folgerichtig auch der Stil. Und der junge Künstler wird sich durch diese Unsicherheit gequält und gehemmt finden. Adolf Freys dichterische Mühen der Werdejahre sind wie ein typisches Schulbeispiel zu diesen Betrachtungen: er, der aller Philosophie so fern steht, als man ihr überhaupt in Jugendzeiten stehen kann, plant z. B. einen philosophischen Zyklus; er beginnt ein Gedicht, dessen Entwicklung keine Lösung zuläßt; er sucht den starken Ausdruck der persönlichen Empfindung, ohne Übersteigerung vermeiden zu können („Vor Tag"); aber trotz alledem: schon kündet sich die Eigenart, Bildkraft, Plastik und Individualisierung. Und vor allem: das Streben nach eigenen, den eigenen Motiven. Wohin das alles zielt, das verraten mehr, als das wenige Ausgeführte, die Motivaufzeichnungen dieser Jahre, eine gefüllte Schatzkammer, in deren Goldbarren er die künftige Gestalt schlummern sieht, wie der Bildner im Marmorblock. Noch schwankt er im Stofflichen, noch weiß er nicht, was ihm „auf den Leib wachsen wird".

Es ist natürlich und selbstverständlich, daß die Entwicklung des Dichters durch die Ungunst äußerer Verhältnisse stärker beeinträchtigt werden mußte, wenn diese nicht nur den Einsatz der ganzen Arbeitskraft, sondern auch neue, noch unbegangene Pfade zu gehen verlangten, wie dies Frey in Leipzig zustieß. Er hatte sich selbständig zu machen. Zwei Wege gab es: der eine, den er schon versucht hatte, führte in die Schulstube, der andere auf ein Redaktionsbureau. Er mußte nehmen, was sich bot. Diesmal war es die Redaktionsstelle. Ebenso tapfer entschlossen, wie Gottfried Keller sich auf den Bureausessel der Staatskanzlei verfügt

hatte, nahm er den Redaktionsstuhl ein und erfüllte die übernommene Pflicht; aber von Anfang an wußte er, daß er dem Dämon, dem sein Vater sich hatte beugen müssen, Leib und Seele nicht auf die Dauer verschrieb. Die Musen jedoch zogen sich vor diesem bittern Heroismus in die geheimste Kammer seiner Seele zurück, wo die Hoffnung wohnte.

VI

Berlin. (1880—1882)

Motto: ..... Will mir einen Blick gewähren
Ins Künftige das Glück und mich bescheren?
. . . . . .
Soll eignen Herdes Frieden ich erreichen?
Ruft nicht das Echo bloß im Wald die Lieder
Und Koseworte meiner Sehnsucht wieder?
Erwartet mich ein Wort von teurem Munde?
Und schlingt ein Gürtel uns zum Liebesbunde?
(Gedichte II, S. 41.)

Es war noch in den Oktobertagen 1880/81, als eine der beiden Damen, bei denen die Studienfreundin Adolf Freys in Berlin als wohlbestallte Fräulein Dr. phil. ein angenehmes Heim gefunden hatte, zu ihr ins Zimmer trat mit der etwas erstaunten Meldung: „Ein Herr Doktor Frey will Sie sprechen!" Und da trat der Angekündigte schon herein. Mit freudiger Überraschung stellte die junge Doktorin zunächst die vorteilhafte Veränderung fest, die mit ihrem Berner Kommilitonen vor sich gegangen war: aus dem immer anständig und sauber, aber etwas ungeschickt toilettierten Studenten von damals war ein junger Mann von einfacher, aber gediegener Eleganz geworden, Haltung und Gebaren verrieten gesellschaftliche Gewöhnung, die jugendlich weichen Züge hatten sich gefestet und vergeistet, Adolf Freys männliche Persönlichkeit war zu charakteristischer Entfaltung gelangt.

Eine Photographie aus jener Berliner Zeit zeigt den bedeutenden Kopf: die schöne Schädelform, die kräftig gewölbte hohe und breite Stirn, die mit außergewöhnlich dichten, schön geschwungenen Brauen sich über den großen, lichten, hellbraunen Augen absetzte, die zeitweilig so dunkel und verschattet blicken konnten. Charakteristisch der weite Zwischenraum der Brauen und die nach unten besonders stark eingewölbte Stirnpartie, aus der tief eingeschnitten die leicht gebogene, mittelgroße, in weiten Nüstern

sich öffnende Nase trat. Den schönen Mund verhüllte der kleine Schnurrbart nicht; ein dunkler Vollbart umrahmte das Gesicht und verbarg zum Teil Backenknochen und die Linie des Ovals, die in späteren Jahren[73]), als Frey nur noch Schnurrbart und eine Mücke auf dem Kinn trug, den charaktervollen Umriß des ganzen Kopfes freigab. Das Kinn weder kleinlich zurückweichend, noch energisch vorspringend, sondern von normaler mittlerer Struktur. Was aber keine Photographie wiedergab, das war die frische Farbe des leichtgebräunten Gesichts, das tiefe Schwarz des reichen, dichten, nun kurz geschnittenen und seitlich gescheitelten Haupthaares, dessen Ansatz auf die Stirn rund vorbuchtete, um über den Schläfen weit zurückzuweichen, und das Milchweiß der schönen regelmäßigen Zähne. Immer wieder haben Eigenart und Schönheit dieses Kopfes die Maler zur Wiedergabe gereizt, ihnen aber auch wider Erwarten ordentlich zu schaffen gemacht.

Die ganze Erscheinung, die Breite von Brust und Rücken, die aufrechte Haltung des mittelgroßen Körpers, der sitzend größer erschien als stehend, der energisch gestreckte Hals, schien auf Gesundheit und Kraft zu deuten; nur die sehr zarten, weichen Hände, denen ein Damenhandschuh mittlerer Nummer am besten paßte, verrieten eine gewisse Schwäche der Konstitution, vielleicht auch in etwas der mehr wiegende als energisch ausschreitende Gang.

Ein kaum ins Bewußtsein einbordendes, blitzartiges Gefühl, daß die Beziehungen zu diesem Manne andere werden könnten, als bisher, erschreckten die Überraschte, wich aber bald der alten Unbefangenheit des Verkehrs. Die Besuche in der Pension wiederholten sich, man hatte sich viel zu erzählen. Mit den Zeiten des alten westöstlichen Divans war es nun freilich vorbei. Frey steckte zu sehr in den Obliegenheiten und Frohnen seiner Redaktionsstelle und war in Berlin noch nicht recht heimisch geworden, so daß die Musen ihm höchstens einmal Handwerksbeihilfe leisteten. Noch lag ihm die schwere Krankheit vom Frühling in allen Gliedern, und das Redigieren war ein hartes, seiner innersten Natur widerstrebendes Muß. „Nicht etwa, als ob ich klagen wollte," schrieb er am 3. September 1880 an Meyer. „Ich bin zufrieden, ich habe nur den einen Wunsch nach friedlicher Ruhe, damit ich ungestört arbeiten könnte. Von meiner neuen Tätigkeit haben Sie wohl von meinem Bruder und von Herrn Hässel vernommen. Ich will sie nicht schelten, sie gibt mir Brot und später wohl auch Muße" ...; aber nach seiner Übersiedlung nach Berlin tönte es schon etwas bedrückter: „Die Redaktion

(an Meyer 22. X. 80) „hat mir, seit ich hier bin, viel Arbeit verursacht, so daß ich von Berlin und seinen Bewohnern noch nicht gar viel gesehen habe. Was ich indessen sah, das hat mich wenig angesprochen. Ich habe jene Stunden gänzlicher Vereinsamung, wie ich sie in den ersten Tagen meines Leipziger Aufenthaltes[74]) durchzukosten hatte, hier nicht empfunden. Aber ich gehe tagtäglich noch — ich bin seit 14 Tagen hier — über die Straßen mit dem Gefühl, als sei ich hier bloß zu Besuch und müsse morgen wieder packen und wandern. Dieses Gefühl werde ich auch auf meinem Zimmer und auf der Redaktion nicht los. Hoffentlich kommt es bald anders. Ich bin freilich von Leipzig recht ungern fortgegangen und von Herrn Hässel, der sich meiner wie ein zweiter Vater angenommen, ganz besonders; dazu bin ich überhaupt zum Groß- und Weltstädter möglichst wenig veranlagt. Kollegien kann ich keine besuchen, wenigstens diesen Winter nicht, so gerne ich auch Scherer gehört hätte. Vielleicht finde ich einige Zeit, um für mich zu arbeiten." Und noch unbefriedigter lautete der Bericht vom 4. Februar 1881 (an Meyer): ... „Von mir weiß ich Ihnen wenig zu melden. Das Redigieren gefällt mir nicht, aber auch gar nicht, und ich sehne mich nach Zürich zurück. Ich verhehle mir freilich nicht, wie nützlich und belehrend es ist, in Berlin etwas gehudelt und geschliffen zu werden. Allein — was kof ich mir davor? frage ich schließlich mit dem Berliner." Die zunehmende Abneigung gegen das journalistische Wesen traf mit Ansichten und Mahnungen zusammen, welche die väterlich freundschaftliche Besorgnis Gottfried Kellers schon wenige Wochen nach dem Einzug in Berlin ausgesprochen hatte: (Briefstempel, Zürich 18. XI. 1880, ungedruckt) ... „Ihrer jetzigen Tätigkeit wünsche ich guten Erfolg, obgleich, offen gesagt, mir dies plötzliche Ausfahren auf das Meer des absoluten Literatentums, von dem es sich oft so schwer an sicherer Stelle wieder landen läßt, nicht recht einleuchten will. Indessen habe ich selbst zu viel vom Leben gesehen und erfahren, um nicht zu begreifen, wie eine solche Wendung kommen kann" ... Dazu kam, daß Frey von Anfang an an die Zukunft der Zeitschrift, der er verpflichtet war, nicht recht glaubte und schon aus Leipzig am 21. Juli 1880 Keller gegenüber sich geäußert hatte: „Wie lange sich das Unternehmen halten wird, ist eine andere Frage ... (es) soll nun durch Lohmeyer herausgerissen werden, nachdem bereits fünfzigtausend Taler daran verloren gegangen sind." Am 2. Dezember 1880 schrieb er den Seinen, „daß das Familienblatt wahrscheinlich eingeht und daß ich mir deswegen keine grauen

Haare wachsen lasse," meinte aber bald darauf: (9. Januar 1881) „ob das Familienblatt im Frühjahr sinkt, weiß ich nicht und niemand. Jedenfalls will ich bald davon weg" ... Aber so schade es um die wirklich wertvolle Zeitschrift war, weder Lohmeyer noch Schorer, der Verleger, waren die Leute, sie zu halten, und über das Verhalten beider hatte Adolf vielfach zu klagen: „Lohmeyer kann sich nun einmal nicht daran gewöhnen, ruhig und regelrecht von der Hand weg zu arbeiten." Man hatte im Prospekt Freys Namen nicht genannt, so daß er sich zur Wehre setzen mußte: „Ich will aber nicht halbe Nummern füllen — wie das Januarheft 1881 im vollsten Sinne des Wortes — und dann vergessen werden." Es kam schließlich auf der Redaktion zum offenen Konflikt, der zu einer äußerlichen Versöhnung, bald aber zum Ausscheiden des Chefredakteurs, Lohmeyers, führte. „Ihr wißt," bemerkte Adolf am 4. Februar 1881 den Seinen, „daß ich mit Lohmeyer im Unfrieden lebte. Wir haben uns ex officio ausgesöhnt. Ich gab nach ... Es waren harte, ärgerliche Tage auf der Redaktion. Schorer wollte mich entlassen, weil ich gegen Lohmeyer zu nachsichtig sei; kontraktlich kann ich aber erst am 1. Oktober abgehen; L. wirft mir vor, oder er deutet es wenigstens an, ich gebe ihm noch zu wenig nach. Der Eigentümer, der Buchhändler, der Drucker, alles ist auf ihn erbittert. Ich glaube, wenn ich abgehe, so muß er fallen." Damit war die Sache aber noch nicht erledigt: „Was nun zunächst das Familienblatt anbelangt," lautete der Bericht nach Zürich am 16. April 81, „so habe ich folgendes zu sagen: unter Lohmeyer hat das Blatt allerdings einen Aufschwung genommen; es hätte den zum Teil auch sonst genommen, und schließlich ist es eben nicht nur Lohmeyers Arbeit gewesen, ich war auch dabei. Sein mißtrauisches und herrschsüchtiges Wesen war aber schließlich für Schorer und die anderen[75]) unerträglich, und so brachte Schorer das Opfer von 3000 Talern und ließ ihn laufen. Ich bin blank!" Und er sparte Ausdrücke der Entrüstung nicht ... „Mit allen Leuten kann man sich nicht vertragen; auf der Redaktion und in Leipzig ist das Urteil so: wer mit Frey nicht auskommt, der kommt mit keinem aus ... Gleich nach dem Einzug in meine neue Wohnung bin ich — das heißt zwei Tage später — krank geworden und lag zwei und einen halben Tag im Bett an Fiebern und Kreuzschmerzen. Es war der Frühling, etwas Verkältung und namentlich der Aerger. Nun ist es auf der Redaktion ganz gemütlich. Es ist nun noch Hopp da ... ein liebenswürdiger Mensch, und es wird noch ein Dritter kommen." Das Verhältnis zu den Mit-

redaktoren blieb bis zum Austritt Adolfs aus der Redaktion am 1. Oktober nicht nur ein ungetrübtes, sondern sogar ein vorzügliches: „Ich ging täglich in die Redaktion" (an Lina Beger 20. August 1881), „und las schwere und schlechte Mscre. ... im Ganzen bin ich gesund und entschieden faul, was übrigens meinem ethischen Bestandteil keinen Abbruch tut, auch dem Familienblatt nicht ... Die Redakteure fahren energisch fort, sich vorzüglich zu vertragen, wie sie denn jüngst an einem Abend in der Wohnung des einen, der gerade Strohwittwer war, so viel kalten Grog tranken, daß ... nun, daß dem Familienblatt auch hierdurch kein Abbruch geschah" ... Aber auch von Schorer hatte er manches Ungemach zu dulden, so daß er noch nach zwei Jahren gegenüber C. F. Meyer (7. VI. 83) in die Worte ausbrach: „O, ich kenne diesen Menschen, ich habe zwei Jahre unter ihm gelebt, gelitten, geschimpft und unter einem Vorurteil gelitten."

Auch nach seinem Austritt aus der Redaktion blieb Frey in einem Mitarbeiterverhältnis zum Familienblatt. Was er in den wenigen Jahren, die es bestand, in Poesie und Prosa beigesteuert hat, ist kaum mehr lückenlos festzustellen, da manches unter Decknamen ging. Eine mühselige und undankbare, ihm mit Recht eigentlich verhaßte Arbeit war es, Einfügungen in die Lücken zu verfassen, die durch Streichungen allzu umfangreicher Romanpartien entstanden — einmal hatte er auch einen völlig neuen Schluß zu erfinden — oder gereimte und prosaische Bildertexte herzustellen, ein elendes Handwerk, das auch ihm wie ehemals dem Vater nicht erspart blieb. „Gestern Abend" (an Alfred 1. XII. 81) „machte ich an einem gereimten Text zu einem Bilde im Familienblatt so lange herum, bis ich kaum mehr stehen konnte." Eine eigentliche Frohn aber bedeutete die Übersetzerarbeit, da von Nummer zu Nummer ein bestimmtes, dem Raum angepaßtes Quantum geliefert werden mußte. Ein solcher Romanbandwurm — aus dem Englischen — war „Mehala", wovon zirka 26 Kapitel abgeschlossen wurden: „Ich habe jetzt sehr viel zu tun" (10. XII. 80 an Emil), „da ich über Hals und Kopf den englischen Roman ‚Mehala' fürs Familienblatt übersetze" ... „An ‚Mehala' ... habe ich mich sehr übernommen und viel zu tun" (9. I. 81). Aber er unterzog sich der öden Arbeit, um sich in Berlin über Wasser zu halten und den Seinen beispringen zu können: „Ich ... habe nun die Uebersetzung des englischen Romans aufgegeben, nachdem ein Drittel vollendet war[76])," schrieb er am 4. II. 81 nach der Auseinandersetzung auf der Redaktion nach Hause: „Ich habe da-

mit bloß 220 Mark verdient und muß nun sehen, wie ich zu so viel komme, daß ich Alfred das Semester im Sommer frei mache." Er hat dieser ganzen, literarisch mit wenig Ausnahmen belanglosen Mußproduktion am Familienblatt nie Gewicht beigelegt und hätte sie am liebsten verleugnet: „Daß Sie meine Gedichte im Familienblatt gelesen," bedauerte er Meyer gegenüber (12. VI. 81), „ist mir nicht recht; solche Sachen müssen in der letzten Stunde zum Bilde gemacht werden — Redaktionsarbeit! Einige habe ich als ‚alte Lieder' laufen lassen; ein hiesiger Komponist[77]) ging denn auch auf den Leim und setzte eines als Volkslied in Musik; ich hörte der Aufführung im Konzert mit stillem Spaße zu[78])." Vergeblich hatte Schorer den Versuch gemacht, Frey noch länger als bis zu dem kontraktlichen Termin vom 1. Oktober 81 bei der Redaktion festzuhalten (16. IV. 81 nach Hause): „Was nun meine Stellung anbelangt, so ist es fest, daß ich bis zum 1. Oktober dieses Jahres bleibe. Schorer hat mich gefragt, ob ich nicht länger wollte." Aber er hatte genug. Mit Wonne stieg er von dem Redaktionsstuhl herunter und genoß die Freiheit unerzwungener Tagesarbeit und weiteren Studiums, wozu ihm die persönliche Bekanntschaft und die Vorlesungen Wilhelm Scherers reiche Anregung boten. Freilich mußte er sich als Journalist und Rezensent nicht weniger an den Laden legen, wollte er ohne festes Einkommen sich ein weiteres Halbjahr, 1881—82, in Berlin halten. „Was mich anbelangt," erzählte er Alfred am 1. XII. 81, „so hat die Müdigkeit, von der ich in meiner Karte sprach, nach Abgang derselben gänzlich nachgelassen, und ich fing fröhlich an zu arbeiten, wie ich denn, seit ich in Berlin bin, noch nie so viel gearbeitet habe, wie in den letzten vierzehn Tagen. Es hat sich allmählig verschiedenes zusammengeläppert, dem ich um so weniger ausweichen kann, als Nahrungssorgen mein Haupt umtosen, ganz abgesehen davon, daß ich keine literarische Verbindung fahren lassen will. Ich habe in den letzten Tagen eine vierseitige Kritik für die ‚Rundschau' angefertigt, worin ich über ein Dutzend Epiker abschlachtete, u. A. Julius Wolff, Jensen, Bodenstedt. Im Dezemberheft ist auch wieder eine von mir gedruckt, im Novemberheft zwei. Für das Familienblatt habe ich eine Weihnachtsnovellette geschrieben, von Lohmeyer erhielt ich gestern die Korrektur von einem Märchen, das ich vor drei Wochen verbrach. So muß man sich quälen, um sein Leben zu verdienen. Da ich indessen hoffe, mich mit der Feder durchzubringen, so will ich auch hier bleiben bis Ende Semester ... Außer über meine Arbeiten kann ich Dir sehr wenig sagen, denn ich sitze

faſt ausſchließlich im Kolleg oder zu Hauſe. Ich fange allmählig an, allen Ernſtes an die Ausführung meiner größeren literariſchen und literarhiſtoriſchen Pläne zu denken, ohne freilich zur Arbeit jetzt Zeit und Stimmung zu haben ... Meine Schweizerſagen ſind jetzt als Buch heraus." An Verbindungen, die ihm Arbeit verſchafften, fehlte es ihm nicht: außer dem Familienblatt und Lohmeyers „Deutſcher Jugend", für die er vielleicht den ausgiebigſten Teil ſeiner Anſtrengungen aufwandte, denn er hatte aus Mitleid mit ihm und durch ſeine eigene Lage gezwungen, einen völligen Bruch mit „Leotychides", wie er den unruhvollen ehemaligen Mitarbeiter nannte, vermieden — außer dieſen beiden Stapelplätzen ſtanden ihm die „Deutſche Rundſchau", „Die deutſche Literaturzeitung", „Weſtermanns Monatshefte", „Vom Fels zum Meer" offen und erteilten reichliche Rezenſionsaufträge, abgeſehen von den heimiſchen „Neue Zürcher Zeitung" und „Bund", wo man ſeine Beſprechungen und Aufſätze gerne nahm, ſo daß er ſich nicht nur geſichert fühlte, ſondern kaum überall nachkam — ein Auftrag Rodenbergs z. B. für eine größere Arbeit über Jeremias Gotthelf blieb unausgeführt. Aber innere Befriedigung konnte er bei dieſer Arbeit nicht finden und fand ſie nicht. Kein Wunder, daß er, mochte ſich die Zukunft geſtalten, wie ſie wollte und konnte, eine neue, an und für ſich ausſichtreiche journaliſtiſche Offerte ausſchlug: „Von Miniſter Roth," vertraute er am 27. April Alfred an, „wurde mir eine Redaktionsſtelle — Ausland — an der Basler Grenzpoſt angeboten; 4000 Frs. und ſpätere Aufbeſſerung." Er ſehnte ſich nach einer ruhigen, planmäßigen größeren poetiſchen oder literarhiſtoriſchen Arbeit, und nur die Förderung durch Wilhelm Scherer empfand er einigermaßen als Erſatz: „Ich tröſte mich damit," (an Gottfried Keller 13. VI. 81) „daß die Zeit meines Berliner Aufenthaltes keine verlorene geweſen ſei; mag ſie auch auf Unkoſten meiner poetiſchen und literariſchen Tätigkeit mir gegönnt geweſen ſein. Ich würde ſogar noch gern einen Winter hier verbringen und bedaure nur drei Semeſter in Leipzig verbracht zu haben." Denn er hörte Scherer „mit dem lebhafteſten Bedauern, dieſem geiſtreichen und bedeutenden Manne nicht vor Jahren ſchon in die Hände gefallen zu ſein."

Ein Buch zeitigte freilich die Berliner Zeit und ganz eigentlich die Beziehung zu Lohmeyers Deutſcher Jugend: es waren die „Schweizerſagen", die 1881 bei Alphons Dürr in Leipzig herauskamen und deren Erſcheinen Adolf am 1. Dezember den Brüdern verkünden konnte. Sie wurden in einer erſten Auflage[79]) von 1500 Exemplaren gedruckt und

mit damals erstklassigen Illustrationen von Woldemar Friedrich, Karl und Johannes Gehrts, Eugen Klimsch, Ludwig Richter, Paul Thumann usw. ausgestattet. Es war bestes Schweizer Sagengut, aus dem er nur das für die Jugend Wertvolle auslas: „Bloß wo tüchtiger ethischer Gehalt sich auftat, wo eine geschlossene Handlung, eine ansprechende, abgerundete Situation vorlag oder wenigstens die Ansätze dazu, einzig da habe ich zugegriffen. ... Die Sammlung hätte leicht auf das Zehnfache ihres nunmehrigen Umfangs gebracht werden können, wenn mir alles das wählenswert erschienen wäre, was der Jugend so oft geboten wird, aber bloß dem Gelehrten und Sammler wert sein kann ... Wenn aber nicht Schönheit und Gehalt aus der Sage zum Kinde sprechen, dann ist sie für dieses verloren" (Vorrede). Hier sprach der Pädagoge und der Schriftsteller, der es stets verstanden hat, sich zu beschränken, zu verzichten; in der Gestaltung der einzelnen Motive aber kam der Dichter zum Wort. Jedoch, mögen immerhin Landschaftsschilderung und Charakteristik Keime seiner späteren erzählenden Kunst erkennen lassen: Adolf Frey wollte dies Jugendbuch später nicht unter seinen Werken genannt wissen. Es mochten ihm wohl einzelne Anklänge an den Stil des Vaters störend sein, oder er vermißte eine knappere, kräftigere, volkstümlichere Sprache. Aber immerhin gab ihm das Buch eine Anzahl poetischer Motive, die er zum Teil in gebundene Form goß oder umarbeitete und denen er später Unterkunft in seine Gedichtssammlungen von 1886 und 1908 gönnte[80]).

Indessen ging mit dem Beginn des Jahres 1881 in der schweizerischen Heimat jene Angelegenheit zu Ende, welche nach einem ersten Erlöschen notdürftig wieder aufgeflackert und in beschränktem Briefverkehr am Glimmen erhalten worden war, die Frage seines Verhältnisses zu Miggy. „Ich habe mit Schreiben auch so lange gewartet," bemerkte Adolf am Schlusse eines Briefes vom 11. März 1881 an die Seinen, „weil ich den Abschluß Bern anmelden wollte. Miggy wird sich mit einem Herrn X. verloben oder hat's schon getan." Schon mit seiner späteren Frau verlobt, besuchte er nach mehr als Jahresfrist die Verheiratete: „Es ist glücklich verheiratet," berichtete er darüber, „sagte aber doch in seiner alten Offenheit ‚ja, gut ist gut, aber besser wär besser'. Alte Erinnerungen tauchten auf und bei ihm noch stärker als bei mir." Und er, wie seine Frau, hielten die freundlichen Beziehungen auch in Zukunft aufrecht.

Vorläufig aber verklangen sie bei Adolf in dem reich und vielgestaltig

an ihn heranflutenden Berliner Leben. Er hatte häufigen und interessanten freundschaftlichen und gesellschaftlichen Verkehr gefunden. Außer in den Schweizerabenden, die im Café national später im Café Jena an der Ziegelstraße stattfanden, wohin er aber sehr selten, später nie mehr kam, da ihm einige Elemente der Gesellschaft nicht gefielen, sah er seine Landsleute hauptsächlich öfter in den Einladungen bei Minister Roth, dem damaligen Schweizer Gesandten, wo er es immer „sehr lustig und gemütlich" fand. Ein engerer Kreis von Freunden und Bekannten, dem Fleiner, Roland Marschall von Bieberstein, der Sohn des Philosophen Lotze, ein junger Jurist Siegert, Otto Brahm, Karl Stauffer-Bern und andere angehörten, traf sich zu den gemeinsamen Mahlzeiten oder zum vergnügten abendlichen Skat[81]). Einladungen bei Rodenberg, Wilhelm Scherer, Prof. Lazarus, dem ehemaligen Dozenten der Berner Hochschule und Stifter des Lazaruspreises, den Adolf erstmalig errungen hatte, führten ihn bald in weitere Kreise ein und brachten reiche Anregung. Gern erzählte er später, wie er, anfangs noch gesellschaftsungewohnt und etwas befangen, sich in der Berliner Geselligkeit immer heimischer gefühlt und norddeutsche Art immer mehr schätzen gelernt habe, und er knüpfte dabei an seine jungen Freunde und Studenten, die der Reichshauptstadt zustrebten, immer wieder die Mahnung, sich nicht auf Schweizergesellschaft zu beschränken, sondern mit deutschem Wesen Fühlung zu suchen. Freilich mutete es auch ihn einmal bei Prof. Lazarus besonders heimatlich an, als die Schwester des Gastherrn auf ihn zutrat und, die Norddeutsche, ihn im unverfälschtesten Bernerdialekt anredete; sie, die eine große Liebe für die Schweiz und Bern insbesondere hegte, erzählte ihm, wie sie vor freudigem Herzklopfen kürzlich auf der Straße stehen geblieben sei, weil sie hinter sich ein paar Schweizer „chaiben und haglen" gehört hätte. Bei Rodenberg, wohin ihn Meyer und Keller empfohlen hatten, konnte er an Kellers eigene alte Freundschaftsbande anknüpfen: (13. Juni 1881 an Gottfried Keller) „ich lernte hier bei Rodenberg auch eine Frau Duncker kennen, die mir von Ihnen viel erzählt hat und von der ich Sie grüßen soll." Im Dunckerschen Hause, wo die geistreiche Hausfrau und die schöne, prachtvoll gewachsene Tochter Marie, Muke genannt, — sie erinnerte in ihrer äußeren Erscheinung an ihre hochgewachsene von Keller geliebte Tante Betty Tendering — einen ansehnlichen Kreis des künstlerischen und literarischen Berlins um sich sahen, lernte Frey u. a. die schriftstellernde alte Elise von Hohenhausen kennen, die ihn mit einem Autograph der Annette

von Droste-Hülshoff beglückte, die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Hedwig Dohm und ihre Töchter Marie und Eva, „die wirklich bildschön ist, aber eine entsetzliche Stimme hat", die spätere Gattin des Bildhauers Klein, und andere Notabilitäten mehr. Daß er, der sympathische Schützling und junge Freund Kellers und Meyers von diesen Großen vieles und interessantes zu berichten hatte, öffnete ihm Tür und Tor, und es knüpfte sich ein freundschaftlich geselliges Band um das andere, um so mehr, als der junge Schweizer an eigener künstlerischer Einsicht, an Wissen und Interessen etwas zu bieten hatte, worauf man nicht immer stieß, und sich mit angeborenem Takt überall zurecht fand. Wohl am regelmäßigsten besuchte er die allwöchentlich am Freitag stattfindenden Gesellschaftsabende der Frau Stein-Sembritzky, einer feinen, interessanten Frau, zu der er allmählich in eine Art Sohnesverhältnis kam und die ihn schätzte, wie keinen andern ihrer Besucher. Die alte, völlig ergraute Dame, die geschiedene Gattin eines Märkischen Gutsbesitzers, war eine eifrige Verfechterin des Vegetarianismus und hatte 12—15 verwahrloste Kinder vom Säuglingsalter an bis zum vierten Jahr bei sich aufgenommen, die sie durch ihre Ernährungsweise und Erziehung vor jammervoller Vererbung zu retten hoffte; denn sie suchte die Kinder der Verlorensten unter den Verlorenen, von Verbrechern und Sträflingen. Als sie eines der armen Geschöpfe trotzdem dahinsterben sah, suchte sie verzweifelt selbst den Tod[82]). Das war drei Jahre später. Damals aber, als Adolf Frey sie kennen lernte, war sie noch bei frischen Kräften, ganz ihren geistigen Interessen und ethischen Zielen hingegeben. An ihren Abenden kam eine meist sehr zahlreiche Gesellschaft zusammen, bekannte und unbekannte Namen. Man traf den beweglichen, geistreichen griechischen Gesandten Rangabé mit seinen schönen goldhaarigen Töchtern, die Damen Duncker, Dohm, von Hohenhausen, die Malerinnen Olfers und von der Lage, die Ärztinnen Tiburtius, den Romanschriftsteller Spielhagen mit seiner Familie, den Kritiker Ludwig Pietsch, Otto Brahm, Stauffer-Bern, dessen Stern sich eben emporhob, Fleiner und die Tischrunde von alt Karlsbad, Offiziere, junge Juristen und was so zum Bestand eines Berliner jour fix gehörte. Zum Tanz aufzuspielen, verschmähte auch die Herrin des Hauses nicht, sie ein für allemal im klösterlich zugeschnittenen schwarzen Seidenkleid mit großem Schulterkragen, wozu das feine, blasse, regelmäßige Gesicht mit den klaren graublauen Augen und dem kurzgeschnittenen, weißen Haar einen vornehmen Kontrast bildete, ihre Tochter Therese oder Theschen in gewählter Ele-

ganz, rosig und vielumschwärmt. Einmal wurde ein scherzhafter Zwist zwischen ihr und Adolf Frey dadurch geschlichtet, daß derjenige, der im Tanz zuerst ermüden würde, sich für besiegt erklären sollte. Frau Stein spielte immer und immer wieder den gleichen Chopinwalzer, bis Thes nicht mehr weiter zu können erklärte. Ihr Tänzer gewann aber nicht nur seinen Sieg, sondern auch das Motiv zu dem später entstandenen schönen Gedicht „Zweikampf" („Lippen, Rosenhort der Lieblichkeiten" usw.)[83]).

Auf dem letzten Stein-Sembritzkyabend, den er am 11. März 1882 vor seiner Abreise mitmachte, trug er ein rasch hingeworfenes Abschiedsgedicht vor, das den Dank des Scheidenden an Mutter und Tochter aussprach. Das Haus Sembritzky war der einzige Ort, wo Adolf auch seine Freundin Lina Beger in gesellschaftlichem Verkehr traf, da der ihre sich in Universitätskreisen und in Familien ihrer Zuhörerinnen abspielte. So hatte man bei seinen Besuchen in ihrer Wohnung außer literarischen und poetischen Fragen auch reichlich gesellschaftliche Beobachtungen auszutauschen. Ein und das andere Mal amüsierte man sich auch mit allerlei Harmlosigkeiten, so, als der Besucher die auf dem Tisch liegende Schere ergriff und mit seinen feinen und geschickten Fingern wohlgeratene Tierkarikaturen ausschnitt. In der zweiten Sommerhälfte 1881, die er des Familienblattes wegen in Berlin verbringen mußte, vereinsamte er freilich, da alle seine näheren Bekannten den glühheißen Boden der Stadt flohen. Nur der tägliche Skat mit Lotze, „der ein ganz reizender Mensch ist", und der häufige Besuch bei den Damen Sembritzky trösteten ihn einigermaßen, wie er der ebenfalls verreisten Freundin erzählte. Sie hatte ihm zwei Beiträge für das Familienblatt gesandt: „stellenweise etwas hoch für unser Publikum, haben aber löbliche Schneid," meinte er, fügte aber die Mahnung bei: „... Lassen Sie auch etwas von Ihrer personula gratissima, doctissima verlauten und begnügen Sie sich nicht mit der steifleinenen Haltung eines alten Geheimerats. Darum bitt ich de- und wehmütig und wünsche Ihnen von Herzen alles Liebe und Gute, Schöne und Angenehme." Zu diesen letzteren Dingen gehörte eine Schweizerreise, welche Lina Beger mit ihrer Mutter unternahm: „Schade," erwiderte Adolf auf ihren Bericht, „daß Sie meine Mutter und Brüder nicht aufgesucht haben. Sie würden sich alle sehr gefreut haben, meine Mama vor allem, die auf Sie Stücke hält, so groß wie die größten Schweizerberge."

Er war entschlossen, den Winter 1881/82 noch in Berlin zuzubringen, wie er den Seinen schon im Frühling (16. IV. 81) in Aussicht gestellt

hatte: „... Ich ziehe mir den Winter sehr in Betracht und mache mir manchen Gedanken." Häufiger als im vorhergegangenen Winter waren jetzt, da er nicht mehr beruflich gebunden war, seine Besuche bei der wieder zurückgekehrten Freundin, häufiger sah man sich bei einer gemeinsamen Bekannten aus ihrem Zuhörerinnenkreis und bei Frau Stein-Sembritzky auch außer den offiziellen Empfangsabenden. An diesen wurde es zur Regel, daß Adolf seine Freundin zu Tisch führte und nach Hause brachte, und sie fühlte sich geborgen in seiner Freundschaft, seinem taktvollen Wesen, seiner Fürsorge, die nicht viele Worte machte, aber immer für sie bereit war. Einmal, es war Ende November an einem Sonntagvormittag, schien ihr sein Aussehen und seine Stimmung in einer Weise verändert, für die sie keine Erklärung wußte. Befragt, flüsterte er: „Mein armes Mütterlein ist im Irrenhaus." Erschüttert schwiegen beide, aber in ihrem Herzen stand der Entschluß fest, dem teuren Freund sein Leid tragen und erleichtern zu helfen, so weit es bei ihr stand, unbekümmert um alles weitere. Er erzählte ihr dann den Ausbruch der Krankheit, die durch ihre ganze kummervolle Ehezeit, vor allem aber durch die Todesangst um ihre drei im Frühling 1880 fast gleichzeitig so schwer kranken Söhne vorbereitet, jetzt, in ihrem 47. Lebensjahr zur Krise geworden war. Vergeblich hatte Adolf auf eine Mitteilung der Brüder über ihr überreiztes Wesen schon im Mai (30. V. 81) erkannt, daß „die krankhafte Arbeitssucht schon an und für sich ein Symptom eines gestörten Organismus sei", und am 1. Juli kategorisch eine Badekur für das Mütterlein verlangt: „Ich erwarte aber bestimmt, daß der Chäpper ins Bad geht; ich will darüber kein Wort mehr verlieren. Ich kann ohne Mühe so viel neben meiner Arbeit verdienen, daß Euch die Kur nichts kostet. Ich verlange es also unbedingt, daß der Chäpper geht. Ich folge Dir mehr, lieber Chäpper, als andere Söhne in diesem Alter ihrer Mutter folgen, und ich gedenke es auch in Zukunft zu tun. Aber schließlich habe ich denn auch etwas zu verlangen — und in dem Fall verlange ich bestimmt die Badereise. Punktum und Wohlbekomms." Aber die dieses einzige Mal ungewöhnliche Schärfe des Ältesten richtete bei dem „Mutting" nichts aus: sie ging nicht, und es hätte wohl auch nichts genützt. So blieb nun nichts mehr übrig, als sie einer Heilanstalt anzuvertrauen. Unter dem Schatten des schweren Ereignisses kam das Weihnachtsfest heran, das Adolf Frey und seine Freundin beide wieder einmal in der Fremde verleben mußten. Sie beschloß, dem Bekümmerten, in dessen Kindheit nie ein Christbaum gestrahlt hatte, eine kleine Über-

Lina Lagro 1882

raschung zu bereiten. Sie erstand ein Weihnachtstännchen und den dazugehörigen Schmuck an Kerzen, Konfekt und allerlei Kleinigkeiten, schleppte alles nicht ohne Herzklopfen ungesehen in ihr Zimmer und verschloß Baum und Zutaten in ihrem Kleiderschrank. In der Nacht geschmückt, konnte das Bäumchen nach Tisch, wo sie Adolf nicht zu Hause wußte, wiederum heimlich in einer Droschke nach seiner Wohnung gebracht und seiner Zimmerherrin anvertraut werden. Die Freude des Überraschten war ihr liebstes Weihnachtsgeschenk.

Bald nahm sie eine ganz andere Angelegenheit in Beschlag — sie, die nie vor einem großen Publikum gesprochen hatte, sollte einen öffentlichen Vortrag halten. Um der Frauensache willen sagte sie zu, und das Ereignis fand am 9. Februar 1882 statt[84]). Unter den Zuhörern befand sich auch Adolf Frey, mit dem zusammen eine kleine Nachfeier bei einer Bekannten den denkwürdigen Abend abschloß.

Bei dieser Gelegenheit sprach er von seiner Absicht, im Frühling in die schweizerische Heimat zurückzukehren und von seinen Aussichten dort. Nicht umsonst hatte Gottfried Keller vor dem „Ausfahren auf das Meer des absoluten Literatentums" gewarnt, „von dem es sich so schwer landen läßt". „Die Mahnung" schrieb Adolf an ihn am 13. Juni 81, „ist mir jeden Tag durch den Kopf gegangen, da ich fast stündlich Gelegenheit hatte, ihre Wahrheit nebst anderen unangenehmen Dingen hinlänglich und höchst merkbar zu erproben," und Kellers Antwort auf dieses Bekenntnis konnte ihn in dieser Überzeugung nur bestärken[85]), „wobei nun freilich das Landen, von dem Sie geschrieben haben, eine bedenkliche Sache ist, da ich keine Stelle habe und von keiner weiß." Es blieb ihm nichts anderes übrig als sich um Erkundigung und Fürsprache an Keller und Meyer zu wenden, und beide versagten sich nicht[86]). Seine Wünsche gingen vor allem auf das Privatdozententum an der Züricher Universität; und hatte er zeitweilig daran gedacht, daneben durch literarische Arbeit und Stundengeben sein „ehrliches Brot" zu verdienen, so sah er doch bald das Prekäre einer solchen Stellung ohne die Stütze einer Gymnasialprofessur ein. Meyer wandte sich an den ihm befreundeten Prof. Kesselring und setzte sich mit Keller in Verbindung. Auch an Rahn[87]) gelangte er mit einem empfehlenden Wort. Aber die Erkundigungen zogen sich in den Winter hinein. In Zürich war am Gymnasium keine Vakanz, und es mußte Umschau in anderen Kantonen gehalten werden. „Unlängst," berichtete Meyer (21. XII. 81), „habe ich noch eine Zeile an Sie abgehen lassen mit einem, eine zweite Möglichkeit am Gymnasium

von Schaffhausen eröffnenden Schreiben Kesselrings. Orientieren Sie mich darüber noch mit einem nachträglichen Worte ... Keller meinte, eine erste Station an einem möglichst benachbarten Orte werde bei den sich mehrenden Konkurrenzen vielleicht nicht zu vermeiden sein. Ich bin nur zu geneigt mich — schon wegen des Vergnügens, Sie in der Nähe zu haben — ohne Weiteres auf Ihren Standpunkt zu stellen, muß mich aber möglichst objektiv halten, wenn ich Ihnen nur ein wenig nützen will" ... Da tat sich unversehens eine Tür auf: am 23. Dezember 81 richtete der damalige Erziehungsdirektor des Kantons Aargau, L. Karrer, die vorläufige Anfrage an Adolf Frey, ob er eine Professur für Deutsch und Griechisch am Aarauer Gymnasium annehmen würde. Am 4. Januar erfolgte die Wahl „auf dem Berufungswege" und zwar einstimmig, wie das dem Dekret beiliegende Schreiben Karrers mit Genugtuung hervorhob[88]). Adolf, der vom 27. bis 31. Dezember sich bei Haessel in Leipzig vertan hatte, faßte den über seine ganze Zukunft entscheidenden Entschluß nicht ganz leicht und nicht ohne die Stimme seiner Berater zu hören. Schon am 3. Januar hatte Meyer freudig zugestimmt: „Teurer Herr, keine liebere Bescheerung hätten Sie mir schicken können, als die Mitteilung des Ihnen gemachten Anerbietens, dessen Realisierung hoffentlich auf keine Schwierigkeiten mehr stößt. Sicherlich, das ist die nächste und natürlichste Station. Ueber den Wert und die mögliche Neugestaltung der hier (in Zürich) ins Auge zu fassenden Stellung wird so verschieden gesprochen, daß Sie sich durchaus darüber in der Nähe und mit Muße orientieren müssen," und er wiederholte am 16. Februar: „Und jetzt im Ernst: ich habe mich noch nicht ausgefreut über Ihre Berufung nach Aarau, Sie kommen da auf einen festen, Ihnen offenbar wohlwollenden Boden zu stehen. Für mich freilich ist es ein Verlust, da Ihre Besuche hier rar sein werden — aber mit 56 beginnt doch wohl das Alter der Selbstentäußerung." Die Zeilen vom 11. Januar 1882, in denen Adolf dem Bruder Alfred über die Sache sprach, verraten, wie sehr die Rücksicht auf die Seinen bei seinem Entschluß ins Gewicht fiel: ... „Ich habe den Eindruck bekommen, daß Du Dich in gedrückter Stimmung befindest. Warum? weiß ich freilich nicht zu sagen. Wenn Dich irgend etwas drückt, so packe doch aus. Dafür sind wir ja da, daß wir einander helfen, wo es möglich ist" ... und über seine Wahl: ... „Ganz recht liegt mir die Sache nicht, aber besser ist besser, und Emils wegen habe ich es in erster Linie getan. Er muß nun einmal zum Studieren kommen, er hat lange

gewartet ... Leider, leider hat das gute Mütterlein von allem nichts mehr, Gott sei's geklagt. Ich hatte mich immer so gefreut, wie es ihr wohl tun würde, mich in irgend einer Stellung zu sehen. Doch es ist nun nicht zu ändern." Freudig sah er dem Wiedersehen mit C. F. Meyer entgegen: „Berlin 19. 2. 82. Hochgeehrter Herr! Ihr Brief vom 16. ds. hat mir eine große Freude gemacht; ich erhielt ihn gestern — am Geburtstag — nun stellt mir das angetretene Jahr in Aussicht, Sie in Ihrem Tusculum wieder besuchen zu dürfen. Wenn Sie mich nun haben wollen, so werde ich mich mit dem größten Eifer einstellen, zumal ich vorauszusetzen wage, daß Sie mir Ihr altes Wohlwollen bewahrt haben.

Sie haben wohl Recht, ich glaube in Aarau einen wohlwollenden Boden zu finden. Hätte ich nur den Abstand schon überwunden, der zwischen der Weltstadt und dem idyllischen Pfahlbürgernest liegt. Auf Ihre Arbeit freue ich mich sehr. Ich denke mir mit Vergnügen, es werde wieder geschehen, was früher geschah: ich gehe neben Ihnen in Ihrem schönen Garten und Sie erzählen, was Ihre Pläne sind. Dazu wehen die behaglichen Sommerlüfte. Um den Uebergang zu diesen für mich so angenehmen und begehrenswerten Dingen Ihnen etwas nahe zu legen, erlaube ich mir, Ihnen mein Contrefey zuzustellen und empfehle mich Ihnen und Ihrer verehrten Gemahlin aufs Beste.

Hochachtungsvollst

Ihr A. Frey."

Auch Lina Beger, welche Adolf vor seiner definitiven Zusage um ihre Meinung befragte, konnte sich der Einsicht nicht versagen, daß eine feste, nichtjournalistische Stellung für ihren Freund das Wünschenswerte und Zuträgliche sei, und riet zu, halb von Bangen, halb von einem Vorgefühl bewegt, daß nicht nur für ihn eine entscheidende Stunde bevorstehe. So ging es in den März. Vermehrte gesellschaftliche Anlässe, die ihn öfter für keinen Abend in der Woche frei ließen, und andere Dinge, die mit seiner Loslösung von Berlin zusammenhingen, erlaubten nur seltenere Stunden des Zusammenseins. Aber diese Stunden trugen für beide die Farbe ahnenden Glückes und reifender Wünsche. Am 20. März bat die mütterliche Frau Stein-Sembritzky Lina Beger zu einem ruhigen Stündchen zu sich und sondierte andeutend das Terrain. Am nächsten Abend trafen sich die beiden Liebesleute bei ihr, wozu sie Adolf durch ein rosenfarbenes Billettchen kleinsten Formates aufgefordert hatte, das dem Anlaß alle

Ehre machte: „Mein lieber Sohn und Freund. Eben komme ich von ihr; Morgen, Mittwoch Abend um 7 Uhr ist sie bei mir, um mit mir allein einige Stündchen zu verplaudern. Pünktlich um halb acht finden Sie sich gelegentlich ein, und dann wird es reizend gemütlich werden. Ich bin so vergnügt, mir ist zu Mut, als sollte mir etwas sehr Glückliches widerfahren. Das zeigt schon meine Schrift. Wenn ich klein und häßlich schreibe, fühle ich mich wohl und gut, schreibe ich groß und fest, dann bin ich traurig und böse. — Ich brachte ihr ein Sträußchen von den Symbolen von Liebe, Treue und Glück, blühende Myrten, blaue Blumen und rote Rosen. Mit wärmstem Gruß von ganzem Herzen Ihre Mama." Als Frau Stein die beiden eine kleine Viertelstunde allein ließ, war die Frage getan, aber noch nicht beantwortet, so daß es für die Glücksstifterin, da ihre Schützlinge zu sehr mit sich selbst beschäftigt und zu befangen waren, eigentlich nicht reizend gemütlich war und erst der Aufbruch die Situation wieder einigermaßen herstellte.

„Frei gesprochen, unterjocht — geh und lieb und leide!": von dem Gefühl der Lebensentscheidung überwältigt, die überdies Aufgabe ihrer bisherigen Ziele, einer selbsterkämpften, für die Frauensache damals nicht belanglosen Arbeit und Stellung von ihr forderte, rang sich die angehende Braut einige Tage ab, die zu dem jubelnden Ja des Herzens auch das der verantwortenden Vernunft setzen sollten, sodaß Adolf in seinen Hoffnungen einigermaßen schwankend wurde. Aber da bei dem peinlichen Verfahren nichts Gescheites herauskam, legte sie eines Morgens ihr Schicksal ganz und unverklausuliert in die Hände des geliebten Mannes.

Die Verlobten konnten sich des Zusammenseins nur noch kurze Zeit freuen. Zwar verschob Adolf die auf den 2. April festgesetzte Reise um weitere zehn Tage, bis zur äußersten Frist, wollte er rechtzeitig zum Antrittstermin in Aarau eintreffen. Die Reise ging über Leipzig, wo er zwei Tage bei Haessel verweilte, nicht in den besten gesundheitlichen Verhältnissen und nervös sehr angegriffen. Nachdem sich sein schwerer Katarrh etwas gebessert, konnte er sich am 14. die Reisefähigkeit nur mit außerordentlich starken Opiumdosen erkaufen und bis Neustadt zu Frau Engelmann gelangen, der er seine Verlobung anvertraute, die im übrigen geheim zu halten beschlossen war. Am 16. fuhr er der Heimat zu: „Mir ist recht bange," schrieb er von der Reise der Braut, „wie es mir in der Schweiz gefallen wird — es ist mir immer noch so, als ob ich nach Berlin zurückmüßte. Das wär mir schon recht, dann ginge

ich gleich Königin Auguſtaſtraße 3[89])." Nach einer ſchlafloſen Nacht in Zürich angelangt, kam er gerade recht, ſich das diesmal mit beſonderem Aufwand veranſtaltete „Sechſeläuten", das alljährliche Züricher Frühlingsfeſt, anzuſehen. „Es war" (an Lina Beger Hottingen 17. 4. 82) „ein Zug von nicht weniger als 700 Koſtümierten, alles hiſtoriſch richtig, außerordentlich viel Pracht. Am rührendſten, das heißt am ſchönſten für mich, weil es mich rührte, war eine Darſtellung des Kinderkreuzzuges von etwa 50 Kindern. Nachdem wir hierauf von 5 bis 7 noch einen Spaziergang gemacht und See, Stadt, Berg und Tal beſehen, gingen wir nach Hauſe, wo mir mein Bruder einen Kaffee kochte und darauf, weil ich einen ſehr ſtarken quälenden Huſten hatte, einen Grog braute. Es iſt zu rührend, wie er für mich ſorgt und kocht ... Heute habe ich vor dem Mittageſſen noch ein ſchweres Stück vor mir: Mama. Ich wollte, ich hätte ſie ſchon geſehen." Zwei Tage ſpäter erzählte er den Beſuch bei der kranken Mutter im Burghölzli, der Züricher Heilanſtalt. (19. IV. 82) „Sie kam uns entgegen in einem grauen Kleid mit kurzen, grauſchwarzen Haaren. Sie erkannte mich ſofort, umarmte und küßte mich voll inniger Freude und ſagte dann ſofort ſchmeichleriſch und leiſe, damit der Arzt es nicht hören ſollte: ‚Nehmt mich jetzt mit nach Hauſe!' ... Sie war ſehr zufrieden und heiter, ja eigentlich ſchalkhaft, wie ich ſie niemals geſehen habe. Sie ſaß zwiſchen uns auf dem Sopha, beobachtete uns mit vieler Freude und frug nach verſchiedenem. Eine einzige Frage ließ erkennen, daß ihr Geiſt verwirrt ſei ... ſie fand ſich ruhig in den Abſchied, küßte uns und bat um baldiges Wiederkommen. Ich konnte mich naſſer Augen nicht erwehren, zumal da das treue und gute Herz in ungetrübter Schönheit durch die Nebel des verdüſterten Geiſtes hindurchleuchtete. Da ſie indeſſen ſo freundlich und heiter war, hat mich der Beſuch weit weniger angegriffen als ich fürchtete. Nachher ging ich zu Gottfried Keller. Er war ſehr artig und beklagte ſich über Mangel an Geſellſchaft und ſchimpfte über die Berliner, ſie könnten alle nichts auf poetiſchem Gebiet. Er war erſichtlich froh mich zu ſehen, und es wurde auch ſofort beim Abſchied abgemacht, ‚daß wir ein Wirtshaus ſehen wollten'. Was meinſt Du, wenn's da ein Aeffchen gibt? Übrigens habe ich in den zwei Stunden meines Beſuches bei ihm wieder viel Intereſſantes und Angenehmes gehört."

Am 20. und 22. war er von Zürich aus in Aarau auf der Wohnungsſuche (23. IV. 82 an Lina Beger): „Ich hatte das wundervollſte Wetter und fand wider Erwarten Aarau nett. Die Häuſer ſind alle ſo freundlich

und reinlich, alles steht im Grünen und die Leute waren alle artig gegen mich. Vielleicht gefiel es mir auch so, weil ich daran dachte, wie hübsch es sich hier mit einem lieben kleinen Frauchen leben ließe ... Ich mietete zwei Zimmer vis-à-vis dem Gymnasium und Fleiners und zwar bei der Wittwe des Literarhistorikers Kurz. Das eine dieser Zimmer ist ziemlich groß. Beide gehen auf einen schönen, mit stattlichen Bäumen besetzten Garten, beide haben vorzügliche Luft." Besuche bei Gottfried Keller und Meyer, bei der Mutter, Packereien u. dgl. füllten die letzten paar Tage in Zürich. Am 30. April vormittags kam er in Aarau an.

* *
*

Der Gewinn der 21 Monate Berlin war: gesellschaftliche Sicherheit, Ausbildung der Persönlichkeit, Einstellung des Schweizers zum Deutschtum überhaupt.

Etwas von dem väterlichen „Lord" war wohl auch auf den Sohn übergegangen und hatte schon dem Kantonsschüler die Wege in die Familien seiner besser situierten Freunde geebnet: der Sinn für äußern Anstand, der angeborene Takt und das feine Gefühl, das auch dem Mütterlein in die Wiege gelegt worden war. Hatte er diese Gaben schon mitgebracht, so überschritt er die deutsche Grenze nicht mit dem übeln pseudopatriotischen Vorsatz, in der Fremde sich an heimischen Brauch zu klammern: er fügte sich leicht und willig der Lebens- und Verkehrsweise des Landes, so sehr die norddeutsche Art auch von der seinen verschieden war, und der dort herrschenden Form, von jeher der richtigen Ansicht zugeneigt, gesellschaftliche Formen, auch wo sie in Formalitäten ausarteten, seien keine Erschwerung, sondern eine Erleichterung von Mensch zu Mensch. In Berlin kam er zum erstenmal in „große Gesellschaft", in weite Kreise, wo keinerlei persönliche Berührungspunkte bequemen Anhalt boten und rascher Blick für Bildungsgrad und Eigenart die allgemeinen Gesprächsthemata zu bestimmen, die übliche Form allein das Bindemittel zu bilden hatte und für die Einschätzung des Fremden maßgebend war. Hier lernte er auftreten, ohne den übeln Nebengeschmack der Pose, und jene Art, sich zu geben, welche die spätere Lebensstellung von ihm fordern würde. Bald erfühlte er hinter der äußern Form und anfänglichen Zurückhaltung den innern Gehalt, die Zuverlässigkeit und Treue des norddeutschen Charakters und behielt zeitlebens Sympathie für diese in der Heimat manchmal verkannte Art.

Aber obwohl er sich in dem damaligen Berlin in kurzer Zeit wohl und heimisch fühlte, er dachte nie daran, sich hier fürs Leben ansiedeln zu wollen. Dafür war er der Heimat „zu sehr mit allen Wurzeln seines Seins verbunden", abgesehen davon, daß er sich nicht für die Großstadt geboren fand: in der Tat hätten seine äußern Verhältnisse ganz andere sein müssen, wenn hier, in Lebenskampf und Unruhe, der Dichter hätte gedeihen sollen. Auch später hat er nie einen Schritt getan, der ihn dauernd nach Deutschland hätte zurückbringen können, so sehr auch deutsche Freunde, z. B. Hermann Grimm, daran gedacht haben mochten.

Aber zeitlebens blieb ihm seine Liebe für Deutschland und deutsches Wesen: gerecht und warm, und wie Gottfried Keller und — nach einer Wendung vom Franzosentum weg — C. F. Meyer wußte er Wesensverwandtschaft und Kulturwert des Deutschtums hochzuhalten.

VII

Aarau Das Bräutigamsjahr 1882—1883

Motto: Erst lag ich da und mußte lauschen
Des Blutes ungestümem Rauschen,
Aus dem des Tages Ruf und Sang
Mit starkem Schall noch widerklang.
Dann strebt ich in ein Lied zu bannen,
Was meine Geister heimlich sannen.
. . . . . .
Und heimlich fiel mit Allgewalten
Der Liebe sehnliches Gestalten
Die schlummerlose Seele an:
Auf Geisterfüßen hört' ich's nahn:
Den Atem fühlt ich feucht und warm
Und um den Nacken ihren Arm,
Und immerfort und immerfort
Quoll Liebeswort auf Liebeswort.
(Gedichte I, S. 251.)

„Wie mir eigentlich jetzt zu Mut ist, vermag ich nicht recht zu sagen, da ich noch nicht recht zu mir selbst gekommen bin," schrieb Adolf Frey noch am 25. April aus Zürich, mitten aus Packerei und Umzug heraus. Der Einstand in Aarau war kein leichter: schwere Erinnerung an sein letztes Zusammensein mit der armen Kranken im Burghölzli, verzögert erhaltene Nachrichten von der Braut, Schulhetze und eigenes Unbehagen beunruhigten und quälten den aus dem innern Gleichgewicht Gerüttelten:

(1. Mai 1882) ... „Wie ich Dir vorgestern per Karte meldete, war das zweite Wiedersehen mit meiner armen Mama angreifend. Sie wollte durchaus nach Hause und beschwor uns unter den bittersten Tränen, sie doch mitzunehmen ... Sie drohte sich ein Leid zuzufügen, aber wir dürfen sie nicht wegnehmen ... Heute mußte ich schon um 7 Uhr Aufnahmeprüfungen vornehmen. Ich hatte naßkalte Füße, es regnet, meine Sachen sind noch nicht da, ich bin erkältet, Du bist auch unwohl ... kurz, es geht mir jetzt schlimm ... Nun bin ich heute durch Schulangelegenheiten schon zweimal in der Verfertigung dieses Briefes unterbrochen worden und habe mich auch noch in den Daumen geschnitten." Lehrplan und Obliegenheiten, über deren Einzelheiten er noch vor wenig Tagen in Ungewißheit war, standen jetzt fest. Er hatte an dem vierklassigen Gymnasium den ganzen Unterricht in Deutsch und deutscher Literaturgeschichte für das 16—20. Altersjahr mit zwölf Stunden, die Elemente des Griechischen in dem zweiklassigen Progymnasium mit sechs Stunden zu übernehmen[90]), wobei ihm das mäßige Stundenpensum trotz der Korrekturen noch Zeit zu eigener Arbeit freigab. Einen Teil dieser Zeit gönnte er den Briefen an seine Braut, die so ziemlich regelmäßig alle andern Tage nach Berlin abgingen. Sie spiegeln Charakter und Persönlichkeit so unvergleichlich und sympathisch wider, daß sie auch da reden sollen, wo sie jene intimen Fragen berühren, welche der bevorstehende Abschluß einer Ehe in jedem tiefer veranlagten Menschen, vor allem aber in jeder tiefer empfindenden Frau aufrührt[91]). ... „Es ist lieb und schön von Dir, daß Du mir nichts vorenthältst ... mir kann ich nichts Lieberes denken, als Dein inneres Leben und Wesen ganz mitzumachen ... Ich kann Dir die feste Versicherung geben, daß in meinem Leben und Wesen kein Punkt liegt, den Du nicht wissen könntest ... ich weiß, daß sich Unwissenheit und Unklarheit in diesen Dingen immer rächt: ich weiß, daß sie sich Dir gegenüber an mir noch mehr rächen würden ... Was aber Deine Bedenken wegen der Frauenfrage anbelangt, so kann ich Dir nichts sagen, schon aus Gewissenhaftigkeit nicht. Das mußt Du ganz allein mit Dir ins Reine bringen ... Ich möchte es auch nicht auf mich nehmen, Dich hier im Geringsten zu beeinflussen ... Das sage ich Dir nicht aus mangelnder Liebe, sondern gerade deßwegen, weil ich Dich von ganzem Herzen liebe. ... Nicht als ob ich Dich — meiner Ansicht nach — irgendwie mißverstanden hätte oder über irgendetwas böse gewesen wäre. Im Gegenteil, Du bist mir durch diese Offenheit und die süße Reinheit Deiner Natur, die ich ja

ſchon kannte, noch lieber geworden. Aber mich beſchäftigte fortwährend das Problem, wie man ſo feſt mit beiden Füßen nach Deiner Art im Leben ſtehen könne und daneben doch ſo kindlich ungewiß und unerfahren zu ſein vermöge ... Gerade weil Du nichts kennſt, ... ſo weißt Du nicht zu unterſcheiden. Ich kann Dir die offene Erklärung abgeben, daß ich nie im Schmutze gewandert bin. Hätte ich es getan, ſo würde ich nicht anſtehen, es dir zu ſagen ... Es iſt luſtig, daß gerade X und ich Dein Mißtrauen erregt haben, wir, die wir wegen übertriebener Solidität immer das Geſpött der andern waren ... Wie Du dabei an einen Mangel der gebührenden achtungsvollen Scheu denken kannſt, begreife ich nicht recht. Ich habe vor Deinem Charakter eine ſolche Achtung, wie ich ſie vor dem keines andern habe, gar keines Menſchen auf der Welt." Dazwiſchen klingelten luſtig die Schellen des Humors, und er legte das ausſichtsvolle Gelöbnis ab: „Ich will ein ſo lederner Byzantiner werden, daß der größte Heilige vor meiner Ledernheit verblaſſen ſoll ... Daneben haſt Du ganz recht getan, mich in ſolchen Dingen für einen Kindskopf zu erklären und demgemäß zu behandeln. Das iſt recht von Dir ..." „Wenn Du übrigens einen Codex Byzantinus heiraten willſt, ſo erkieſe ich mir irgend ein griechiſches Schulübungsbuch zur Gemahlin, welches mit einem Wörterbuch hinlänglich verſehen iſt und keine Anmerkungen gegen mich macht ..." „Ich habe meinen Heiligenſchein zum himmliſchen Hutmacher in die Reparatur geſchickt, ſodaß ich mich gegenwärtig weniger byzantiniſch fühle ..." Und er erklomm den Gipfel ſeiner Übeltat mit der Drohung: ... „Da Du mir nur den dürftigſten Kuß geſchickt haſt, ſo ſchicke ich Dir gar keinen, ſondern mache noch einen weitern Schritt im Byzantinismus und küſſe einen alten Federnhalter ..." „Der Confeſſion nach," bekannte er des weitern, „bin ich nicht proteſtantiſch, ſondern reformirt-zwinglianiſch ... Im Innern bin ich eifriger Götzendiener und habe ein kleines Idol, das ich ſehr verehre. Leider iſt es weit weg von hier und wohnt Berlin W., Königin Auguſtaſtraße 3. Indeſſen iſt meine Freude groß, da es bald näher rücken wird. Es iſt übrigens ein ziemlich unnahbares Herrgöttchen, hält auf ſtrenge Befolgung ſeiner griechiſch geſchriebenen Geſetze und iſt allzu glühender Verehrung abgeneigt ..." „Wir werden gewiß, wenn uns die äußern Verhältniſſe nicht ſtören, ſehr glücklich ſein. Darüber bin ich niemals im Zweifel geweſen, aber auch keinen Augenblick. Ich möchte Dich nur ſo glücklich machen, als Du mich machen willſt: das iſt gewiß nicht wenig. Ich finde bei Dir alles ſo in der Ordnung,

wie bei keinem Menschen. Du weißt am besten, was das heißt, da ich nach Deiner Erfahrung ein scharfes Maul habe. Du bist der einzige Mensch, über den ich mich niemals beklagt habe, über den nie ein hartes Wort über meine Lippen kam ..." „Ich kannte Dich, als ich Dich fragte, ob Du mein Glück sein wolltest ... Ich sah keine Unklarheiten oder Dämmerungen bei Dir, mir schien alles klar und rein: darum war ich auch ... so ruhig ... Ich möchte Dir keine Complimente sagen und muß Dich sehr bitten, meine Worte als heiligen vollen Ernst zu nehmen ..." „es ist mir so unendlich lieb, von Dir zu hören, daß Du gegen mich nie das Gefühl der Kälte gehabt hast ... Denn darin stimme ich ganz mit Gottfried Keller überein, der als ein unbedingtes Erforderniß ein rechtes persönliches Gefallen voraussetzt ... daß seine Frauen dabei alle tüchtig und recht sind, weißt Du ja. Du weißt auch, — und ich weiß es vielleicht noch mehr — wie viele Ehen nicht glücklich sind, trotzdem beide Teile unbedingte Achtung vor einander haben ... es fehlt die absolute persönliche Zuneigung ... Ich dachte bei Dir nicht an Prüderie oder eigentliche Kälte, sondern daran, daß Du mich nicht von Grund Deiner Seele möchtest. Und sieh, daß ich das nun glauben kann, das macht mich nun so froh ..." Ein Traum, den er seiner Braut am 17. November erzählte, wob das Bild der Zukunft: ... „Heute Morgen habe ich nun einmal von Dir geträumt und zwar sehr nett. Wir kamen eben vom Hochzeitsessen und waren plötzlich in Aarau vor der Kantonsschule, in deren Nähe meine Collegen spazierten. Ich wollte an ihnen vorbei nach unserer Wohnung, Du aber wurdest bis über die Ohren ganz rot und wolltest durchaus einen Umweg machen, wobei ich natürlich ohne Widerspruch nachgab. Darauf wurdest Du plötzlich von Haaren etwas grau, mager und bleich. Erschrocken fragte ich, was Dir sei. ‚Nichts, gar nichts,' erwiderte Du sehr ernst, ‚so werde ich nach langen Jahren einst sein. Aber Du sollst Dir jetzt schon einprägen, daß ich Dir dann nicht weniger sein soll als jetzt.'" —

Es waren aber auch äußere Fragen, die den Verlobten rechtschaffen zu tun gaben, Adolf nach den Bitternissen seiner Jugend mehr als der Braut, die, in gesicherten Verhältnissen aufgewachsen und im Gefühl, sich zur Not selbst durchschlagen zu können, der materiellen Seite der Hochzeitsfrage mit Zuversicht entgegensah. Sie überließ es daher auch ruhig ihrer sorglichen Mutter, diese Dinge endgültig mit dem Schwiegersohn zu erlesen. „Unsere Verhältnisse," hatte sie ihr gleich nach der Verlobung schon mitgeteilt, „kennt er natürlich vollständig durch mich,

ebenso weiß er, daß ich zwei Jahre älter bin als er ... Es ist überhaupt kein wichtiger Punkt, den wir nicht auch selbst in der unbedingten Offenheit, die zwischen uns herrscht, erörtert hätten." Für Adolfs Gewissenhaftigkeit war die genaue gegenseitige Orientierung über die finanzielle Sicherheit seiner künftigen Ehe eine Beruhigung: „Das Gewissen würde ja es uns beiden nicht erlauben, ohne pekuniäre Sicherheit diesen Schritt zu tun ..." „Es gefällt mir im Gegenteil sehr, daß sie (die Mutter) in dieser Frage so offen und streng ist, das nimmt mich gerade für sie ein ... In diesen äußeren Fragen muß Klarheit und Sicherheit unbedingt da sein, sie hat ganz recht ..." Seine Anfangsbesoldung betrug 3000 Franken, stieg mit dem Definitivum auf 3500 und konnte das Maximum von 4500 erklimmen[92]). Auf dieser Grundlage, mit Hoffnung auf etwelche schriftstellerische Nebeneinnahmen und mit einem mäßigen Jahreszuschuß des Schwiegervaters beschloß man, es zu wagen, um so mehr als die künftige Hausfrau an Sparsamkeit gewöhnt war.

Eine weitere Angelegenheit, die der akademischen Laufbahn, hatte Adolf schon von Berlin aus betrieben, um wenigstens den Anfang des Privatdozententums sicher zu stellen: „Dies" (die Stellenfrage) „mag nun werden, wie es will," hatte er schon am 18. November 1881 an Keller geschrieben, „im Frühling will ich, wenn ich die venia legendi erhalte, zu lesen anfangen und wenn ich bei Wasser und Brot leben muß. Denn das sehe ich ganz deutlich, daß ich auf die Dauer im Ungewissen wohl existieren, aber nicht gedeihen kann," und dem Bruder Alfred meldete er (1. Dezember 81): „Ich habe mich wegen der Bedingungen für die venia legendi schon an Rahn gewandt und werde morgen oder übermorgen an die Erziehungsdirektion schreiben." Rahn schrieb umgehend zurück: „Es würde mich herzlich freuen, Sie bald als den Unsern begrüßen zu dürfen," und schon am 21. Januar traf die Zustimmung der philosophischen Fakultät bei dem Bewerber in Berlin ein. Es blieb nun noch die Frage der Probevorlesung zu erledigen, nach deren Absolvierung auch die Zürcherische Regierung ihr Placet zu erteilen hatte[93]). Adolf wählte für seinen Vortrag ein Thema, das ihm auszuholen und neue Gesichtspunkte aufzustellen gestattete: „Über Stand und Ziel schweizerischer Literaturgeschichte". Die Arbeit erwies sich als schwieriger und umfänglicher, als er anfangs angenommen hatte, und wurde durch gesundheitliche Störungen verzögert. „An meiner Antrittsvorlesung," berichtete er am 11. Mai der Braut, „habe ich angefangen. Neu ist die Sache schon, aber ich weiß nicht, ob lang genug ... ich sage darin,

daß die Schweizer noch gar keine Literaturgeschichte haben, und suche die Gründe dieser Erscheinung. Dann mache ich auf Verschiedenes aufmerksam, was ein zukünftiger Verfasser einer solchen zu beobachten hätte, und eröffne verschiedene Perspektiven usw. Von Dir sage ich aber kein Sterbenswörtchen." Aber er fand, daß er langsam vorrücke: „Das kommt davon, (13. V. an L. B.) wenn man immer an seinen Schatz denkt und in seiner Frömmigkeit die Gedanken zum Herrgöttchen schickt." ... „Da ich die Sache nachher will drucken lassen" (23. V. an L. B.), „und zwar erst als Feuilleton und nachher als Broschürchen[94]), so bin ich ängstlich. Sie wird mir nicht lang genug, da ich nicht mit bekanntem Material ins Feuer gehen will ... Wenn ich das Scheusal auf die Welt gebracht habe, so will ich dann an verschiedene Schreibereien." ... „Ich entdecke immer mehr," (30. V. an L. B.) „eine große Neigung zum Versemachen in mir, während mich die Literarhistorie kalt läßt, obwohl ich mir sagen muß, ich könnte wohl etwas Rechtes auf dem Felde leisten ... Allein auch auf diesem Gebiete ist bei mir Alles spontan. Alles Gute nach Inhalt und Form fällt mir in der Regel ein, und ich arbeite nicht gern ohne Stimmung ... Ich bin gegenwärtig in einer toten Zeit, es ist alles still in mir, bloß leise Versemachungssehnsucht." Als dann der Vortrag am 17. Juni gehalten war, konnte er der auf der Heimreise von Berlin begriffenen Braut mitteilen: (17. VI. 82) „Es ging gut und ohne Anstoß ... es kam mir vor, ich würde mich in sehr kurzer Zeit auf dem Katheder wohl ungeniert bewegen können." Er sandte ihr die unterdessen im Feuilleton der Neuen Züricher Zeitung[95]) erschienene Vorlesung: „Daß Dir (12. VIII.) meine Arbeit so sehr gefallen hat, freut mich über die Maßen. Solltest Du aber nicht ein wenig mit den Augen der Liebe gesehen haben? Mußt Du ja sagen, so freuts mich, und sagst Du nein, so freuts mich auch!" So war nun der Grundstein zu einer akademischen Lehrtätigkeit gelegt, und am 21. Juli lief auch durch Professor Avenarius die Anzeige der regierungsrätlichen Genehmigung ein[96]).

Für das Wintersemester 1882—83 kündete Adolf im Vorlesungsverzeichnis als sein erstes Kolleg an: „Deutsche Literaturgeschichte von Lessings Tod bis 1850". Aber die glücklich errungene Dozentenwürde zog ein überraschendes und zugleich peinliches Nachspiel in der aargauischen Heimat nach sich, das ihn zu öffentlicher Abwehr zwang. Gleich bei der Annahme seiner Wahl nach Aarau hatte er bei dem aargauischen Regierungsrat die Erlaubnis nachgesucht, mit seiner Lehrstelle das Pri-

vatdozententum verbinden zu dürfen und erhielt ihre Zusage. Der Erziehungsdirektor sprach dabei den Wunsch aus, Frey möge den Beginn seiner akademischen Tätigkeit erst auf den Herbst 82 ansetzen — er kannte offenbar die Stimmung auf einer gewissen Seite wohl; und Adolf richtete sich danach ein. Aber er entging deshalb dem Angriff eines Übelberatenen nicht: „Als ich letzten Donnerstag," erzählte er am 3. Dez. 82 der Braut, „wieder auf der Schulbühne erschien, vernahm ich, es sei von einem Großrat, der der Regierung auffätzig ist, in der Großratssitzung mein Privatdozententum als ein Akt der Renitenz bezeichnet worden gegen die Erziehungsdirektion. Er behauptete auch, ich sei ‚von der Schulbank weg' gewählt worden. Ich habe nun eine Erklärung in die Zeitung gerückt ... die ganze Lehrerschaft will auftreten, da ein anderer meiner Kollegen ... auch angegriffen wurde. Ich wollte aber nicht mittun und erklärte, mich selber wehren zu wollen[97])." Es war weder der erste noch der letzte öffentliche Angriff, der Adolf Frey in seiner Berufstätigkeit widerfuhr — „viel Feind, viel Ehr" —, und er schadete ihm nicht: „Die Großratgeschichte," berichtete er, „hat nur das Gegenteil von schlimmen Folgen. Nicht nur ist die Sache in 14 Tagen vergessen, es hat auch alles meine Partei genommen" ... „ich erhalte von allen Seiten Complimente wegen meiner Erklärung," und (31. VII.): „Die Zeitung, in der ich gelobt bin, habe ich nicht. Es steht darin, man hätte mich verunglimpft, mich, einen Mann, dem man dankbar sein sollte, daß er sich nach Aarau habe wählen lassen. So, jetzt weißt Du, welch ein vorzüglicher Mensch Dein Schatz ist." Erholung und Zerstreuung fand der Angegriffene während seiner Junggesellenexistenz vielfach im väterlichen Hause seines Freundes Fleiner, wo er in dem großen, schattigen Garten gern mit der jüngern Generation eine Partie Kroquet spielte. Und die nahen waldreichen Jurahänge[98]) und ihre aussichtsreichen Gipfel gaben ihm auf geselligen Ausflügen und Spaziergängen immer wieder neue Erquickung. Aber er litt an mancher gesundheitlichen Attacke, Schwindelanfällen und Übelkeiten. Ein solcher Zustand verdarb ihm einmal eine besonders schöne Stunde auf der Gisulafluh: „Dabei waren," schrieb er der Braut (1. Juni 82), „die Beleuchtungseffekte auf dem stundenweit sichtbaren Lande wundervoll, namentlich der Abend goß alle Nuancen von Rot, Gold und Silber auf das Gelände." ... Ein anderes Mal nahm er an einer größeren Ausfahrt nach dem Waldsee bei Säckingen teil, machte aber dabei die Erfahrung, „daß man einerseits bei solchen Geschichten sich recht wohl befindet, wenn man ein Schätzchen hat und

vergnügt an selbiges denken kann ... Andererseits merkte ich auch, daß man daran keine unbedingte Freude mehr hat, wenn man, wie ich, sein Herz unter Dach und Fach gebracht hat." (An L. B. 12. VI. 82). Am 14. Juli feierte Aarau das althergebrachte Jugendfest, den „Maienzug": „In Schwarz und Cylinder marschierte ich zwischen den Spalieren der Kadetten mit Collegen und Stadtvätern zur Kirche und soll dabei so ehrwürdig ausgesehen haben, daß mich Verschiedene nicht erkannten. Früh $7^1/_2$ wurde unter Anwesenheit aller festlich gekleideten Schuljugend der Grundstein gelegt zu einem Gesellschaftshaus[99]) ... Es war sehr schön." Bei diesem Anlaß eröffnete ihm der Erziehungsdirektor, „man wäre allseitig mit mir so zufrieden, daß er es für seine Pflicht halte, mein Provisorium in das Definitivum zu verwandeln." So konnte er sich abends 11 Uhr befriedigt zu Bett legen mit der Aussicht auf ein nahes Wiedersehen mit der Braut. Denn Tags darauf begannen die mehrwöchentlichen Ferien, und die Reise nach Offenburg zu ihren Eltern war beschlossene Sache. Vor der Abreise besuchte er die Seinen in Zürich. Das Befinden der geliebten Mutter, die seit Anfang Mai wieder bei den Brüdern in einer behaglichern Wohnung lebte, machte ihm das Herz schwer: „Meine Mama läßt Dich auch grüßen. Sie weiß sehr wohl, wer Du bist und begreift alles vollständig, wie sie denn ein ungeschmälertes Begriffsvermögen hat. Nur leidet sie im höchsten Grade an der fixen Idee, wir würden ganz arm, man nehme uns die Sachen weg, wir hätten keine Kleider. Sie jammert unaufhörlich und stöhnt, daß es einem wohl zu Herzen gehen kann. Natürlich hat sie nun Dich auch in den Bereich ihrer Klagen gezogen: „Was wird Dein Schätzeli sagen und tun, wenn es einen so blutarmen Mann bekommt? Es soll nur recht viel mitbringen, denn Du kannst ja nichts kaufen." ... Jetzt sitzt sie im andern Zimmer mir gegenüber und strickt und jammert und frägt durcheinander. O, es ist bitter, bitter!" (18. VII. 82 an L. B.) Endlich am 20. Juli konnte er in Offenburg eintreffen und bis zum 2. August bleiben. Spaziergänge zu zweien in der nächsten Umgebung der kleinen badischen Stadt, die dem Malerauge des Schweizers statt Alpen und Seen die intimern Schönheiten der Ebene mit Fernblicken, weiten Horizonten und farbenstrahlenden Sonnenuntergängen offenbarte, Ausflüge nach den nur eine Stunde entfernten Schwarzwaldhöhen und den in ihre Täler eingebetteten Kurorten füllten die raschen Tage, und manche Stunde verkürzte die Musik; denn immer wieder verlangte es den Dichter nach der geliebten Schwesterkunst, und die Braut

konnte ihm mit Klavier und Gesang nicht leicht genug tun, da ihn selbst die Empfindlichkeit seiner Finger verhindert hatte, die Versuche auf der Violine nach der Knabenzeit fortzusetzen. Als er einmal in Zürich Meister Joachim besuchte, staunte er über die harte Haut seiner Finger. Es wurde ausgemacht, daß in der Aussteuer der Braut ein Klavier unter keinen Umständen fehlen durfte: (22. VIII. 82) „Wenn ich jetzt bei Dir wäre, würde ich Dich um die G-Moll Nocturne (Chopin)[100], um die beiden Grenadiere und um ‚Guten Abend, gut Nacht' bitten und dann noch um ‚Morgen muß ich fort von hier'; ich muß so oft daran denken, wie mir zu Mute war, als Du's vor meinem Weggang spieltest." Und (11. XII. 82): „Nur von einem Wunsche möchte ich unter keinen Umständen abgehen: es muß ein Klavier da sein, und wenn wir uns mit Mutters altem Leierkasten begnügen müßten. Ich bitte Dich sehr, in dieser Richtung mit Aufbietung aller physischer, moralischer und pecuniärer Mittel zu wirken. Musik ist für meine Nerven und Stimmung von weitestgehender Bedeutung." Dem gemeinsamen Wunsche entsprach zuerst die Anschaffung eines Pianinos, später eines Flügels. Tiefer und stärker hatte das Brautpaar das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die Zuversicht künftigen Glückes gewonnen: „Auch ich merke nun ganz wohl," bekannte ein Brief Adolfs vom 4. August, „daß Du mir während der 14 Tage immer lieber geworden bist! aber nun habe ich auch noch mehr Heimweh nach Dir, und was mit Dir nicht zusammenhängt, ist mir gleichgültiger als recht ist ... Du weißt, wir sagten beide, nun würden uns viele Dinge einfallen, die wir hätten bereden wollen. Es ist mir bis jetzt kaum geschehen. Das kommt wohl daher, weil ich so sehr das Gefühl der völligen Übereinstimmung mit Dir habe, wobei mir so wohl zu Mute ist." Am 2. August fuhr er über den Schwarzwald Zürich zu, um folgenden Tags mit Bruder Emil die neuen Stückelbergischen Fresken der Tellskapelle zu besehen. In Brunnen stand Otto Brahm, sein Berliner Bekannter und Tischgenosse, an der Bahn bereit, um sich anzuschließen. Eine Reise nach Bern, wo Widmann, Bundesrat Welti, die Professoren Hirzel und Stern und schließlich die verheiratete Miggy besucht wurden, beschloß die Reihe der Ferienunternehmungen. Nach Aarau zurückgekehrt, kam er gerade recht, um das Städtchen im Glanz des bevorstehenden eidgenössischen Schützenfestes zu sehen: „Die silbernen Morgennebel lagen noch über Berg und Tal, und Aarau sah zu nett aus mit seinen Fahnen und Kränzen" (12. VIII. 82). Gedichte von ihm schmückten die Festzeitung und prangten

unter den Kränzen, welche die Straßen festlich überquerten[101]); zu einem derselben hatten ihm die drei hübschesten Backfische aus dem Kroquetkreise Modell gestanden, mit denen er sich im Fleinerschen Garten zu vergnügten Spielstunden zusammenfand:

Schwarzköpfchen die eine,
Brünette und feine,
Der andern Haupt ist von Blondhaar schwer,
Weiß Gott, ein herrliches Pärchen!
Gleich drauf kommt gegangen
Mit Pfirsichblütwangen
Ein niedlich Goldhärchen ... usw.

„Es soll (14. VIII. an L. B.) bei meinen Schülern einen guten Eindruck gemacht haben, daß ich mich offiziell als solchen Schäker entpuppte," berichtete er der Braut, die sich für den September mit der Mutter zu einer ersten Besichtigung der künftigen Heimat rüstete. Es wurde für den etwa vierzehntägigen Aufenthalt eine kleine hübsche Pension gewählt, der „Alpenzeiger", auf der halben Höhe des Hungerberges, die einen überraschenden Ausblick auf Aarau und seine reizvolle Umgebung gewährte. Da fiel der Blick unterhalb des Abhanges zunächst auf die Aare und die Kettenbrücke, auf der man mit Hilfe des Fernrohres jeden sie Überschreitenden zu erkennen vermochte. Darüber baut sich das malerische Städtchen auf, und hinter ihm rechts der prachtvoll bewaldete Distelberg und die kulissenartig ineinandergeschobenen Höhenzüge gegen das Freiamt und den Hallwylersee. An hellen Tagen aber leuchtete und flackte im Abendschein die lange Kette der Schneeberge herüber. Doch den Besucherinnen wurde das herrliche Schauspiel nur wenige Male zuteil, denn bald nach ihrer Ankunft setzten ausgiebige Regengüsse ein und erlaubten keinen andern Ausflug, als einen Besuch bei Adolfs Brüdern und dem Mütterlein, dessen Befinden zu neuer Sorge Anlaß gab. Und das Zusammensein der Brautleute trübte noch andere Kümmernis: Adolfs Gesundheit. Hatten ihn schon in Berlin nervöses Unbehagen, Katarrhe und Unterleibsbeschwerden den ganzen Winter über häufig heimgesucht, so wurde es nach der Rückkehr in die Heimat nicht viel besser, und seine Stimmung litt um so mehr unter diesen quälenden Zuständen, als die Zukunft Ansprüche an eine volle Arbeitskraft stellte und auch die ersehnte poetische Produktion ungünstig beeinflußt zu werden drohte. In der Korrespondenz mit der Braut kam die beängstigende Gesundheitsfrage immer häufiger zum Wort. Erschüttert und angstvoll schrieb er am

28. August: „Verzeih meine Schrift, verzeih die Kürze dieses Briefes. Ich leide seit gestern früh an solchem Schwindel, daß mir Lesen und Schreiben zur Pein wird und jeden Augenblick Erbrechen nach sich zu ziehen droht. Woher es kommt, weiß ich nicht ... ich kann nicht mehr, es tanzt mir vor den Augen. Ich bleibe Dein treuer, unentwegter Schatz, der an Dir Tag und Nacht mit Leib und Seele hängt." Und am 20. September, nach ihrer Abreise: „Ich weiß vor Heimweh gar nicht, was ich anfangen soll. Das Wetter ist miserabel, spazieren und arbeiten kann ich nicht, und soll ich letzteres nicht — also was tun? Daß meine Stimmung bei meiner Neigung zum Schwarzsehen nicht die beste ist, kannst Du Dir denken. Siehst Du, wenn Du nun hier geblieben wärest, Du brauchtest das Geld nicht auf der Eisenbahn zu vertun ... ich brenne förmlich darnach, mich von Dir verwöhnen zu lassen und das Regiment über mich dummen Kerl in Deine Hand zu übergeben. Unter meinem Regime kommt doch nichts Gescheidtes heraus." Ein zufällig etwas verzögerter Brief der Braut konnte ihn ganz aus dem Gleichgewicht bringen. (4. X. 82) „... ich bin den ganzen Tag in Angst und Schrecken, Du möchtest krank oder Dir sonst etwas zugestoßen sein ... ich bin in der größten Sorge ... den ganzen Tag laufe ich ruhelos herum und ergehe mich in allen Möglichkeiten ... Nie habe ich die Bitterkeit der großen Entfernung so sehr empfunden wie in den letzten 24 Stunden." Endlich beschloß er, in Zürich den Rat Professor Huguenins, des bekannten Nervenarztes, einzuholen — „ich will absolut wissen, woran ich bin." Da er ihn verreist fand, konsultierte er zwei andere ihm befreundete Ärzte. Der Befund lautete auf Überarbeitung, Blutarmut, Erkältung bei einer leichten Hypertrophie des Herzens, aber Gesundheit aller Organe. Eine Luftkur sollte helfen. Da Emil zu einer solchen und einer Traubenkur nach Sitten zu verreisen gedachte, so schloß sich Adolf ihm an. Vom 15. bis 26. Oktober verweilte das Brüderpaar in der alten Bischofsstadt, wo es ihnen außerordentlich behagte. „Dieses Wallis," (an L. B.) „ist ein herrliches Land, von himmelhohen Bergen eingeschlossen. Eine Stunde unter dem Schnee gedeiht noch der herrlichste Wein. Sitten, der alte Bischofssitz, bietet das Bild einer verlotterten Stadt ... den ganzen Tag laufen ... auf den Straßen die Hühner und Kühe herum, deren Glocken gar lustig bimmeln ... Die Bauern kommen auf Maultieren in die Stadt. Kurz und gut, ein seltsames, romantisches Stück Erde." Den Gästen wurde der Schlüssel zum Weinberg ausgeliefert, so daß ihrer Traubenkur keine Schranke

gesetzt war. Skat und Billard verkürzten die Regentage; einmal wurde der bekannte Landschaftsmaler Ritz besucht. — „Er ist ein ganz kleines Männchen, sieht aus wie ein Schneiderchen oder Schusterchen, hat viel Humor und Kenntnisse." Daneben wurden ausgiebigere Märsche unternommen, als dem Angegriffenen, der schon in Aarau seinem Befinden mit kalten Bädern und weiten Spaziergängen glaubte aufhelfen zu können, zuträglich sein mochte. Einmal ging es nach dem höher gelegenen Leuk hinauf: (2. IX.) ... „Schon hatten wir $^2/_3$ des Weges mit viel Schweiß und Mühsal errungen, da sagten uns die Weiber eines Bergdorfes, der Weg wäre schwerlich bis ans Ziel passierbar, da die über den Felsen herunterführenden Leitern in schlechtem Zustand und gefährlich zu benutzen seien. Müde, bachnaß und mißmutig hüpften wir eine sehr steile, wohl 1000 Fuß hohe Berghalde hinunter, wo mir vor einem Ausgleiten weniger bang war, als vor den gottverlassenen Stieren, die hin und wieder bedrohlich dreinsahen." Nach 5 Stunden angelangt, mußten sie dann noch „fürchterlich rennen, um noch auf den letzten Zug und nach Sitten zu kommen" ...

„Da war Natur! Ringsum Schneehäupter, Wald, Matten, Abstürze, 2000 Fuß hohe senkrechte Felswände, tobende Bergbäche, herrliche Luft! ... Auch ich habe eine unverwüstliche Freude an der Natur. Es ist meine erste Erinnerung, daß ich stundenlang als Kind von 4 Jahren[102]) in die Berge hineinträumte. Noch als Gymnasiast mied ich Gesellschaft und hielt es mit Berg und Wald, d. h. nur aus der Ferne. Jetzt ist es etwas anders geworden. Zwar entgeht mir der geringste Reiz der bescheidensten Landschaft nicht, abgesehen davon, daß ich noch erhöhten Genuß habe, weil der Maler in mir dabei ist; aber ich gebe mich der Natur nicht mehr so hin. Gottfried Keller, der ein Naturgefühl hat, wie es schöner und tiefer kaum dagewesen sein wird, sagt gewiß mit Recht, daß ein allzugroßes sich Hingeben an die Natur, wenn es oft geschieht, den Menschen erschlaffe. Der Mensch ist bei mir in den Vordergrund getreten. Ein so entzückendes Gefühl für mich der Verkehr mit lieben Menschen in schöner freier Natur ist, ich will ihn im geschlossenen Raum, nur unter vier Augen haben, wenn ich ihm ganz nahe treten soll. Mir ist immer, die Natur sehe als etwas Drittes zu. Daher kommt es umgekehrt auch, daß mich der Mensch stört, wenn ich die Natur ganz soll auf mich wirken lassen, weßwegen ich von Jugend auf stets allein zu spazieren getrachtet habe. In Gesellschaft thesaurulo excepto, spazieren, hat für mich vorwiegend nur sanitarischen Wert. Wenigstens Stimmung kommt

nicht auf, ich kann nicht zwei Herren zugleich dienen." Und er erwog auf Emils Rat, im Winter seine Vorlesungen noch nicht zu beginnen. „Für meine Gesundheit wäre es schon besser, und noch einmal durchmachen, was ich schon durchgemacht habe, möchte ich weiß Gott ganz und gar nicht." ... „Anregungen von Menschen habe ich wenige, auch kein Bedürfniß danach ... Wenn man einen gewissen Bildungsstoff in sich aufgenommen hat und ein produktives Vermögen und Verlangen spürt, ist man doch ‚der negste dartau'. Da kann nur noch eine kleine Frau dabei sein." Und es klang wieder an, was er einmal in einer Stunde der Vereinsamung bekannt hatte: (20. IX. 82) „Die Freude am Schaffen und Forschen und all den geistigen Dingen, die einen über die Trivialität des Lebens hinwegheben, wird ein unschätzbares Gut für uns sein, das wir täglich, stündlich vermehren können, wobei der Gewinn auf der einen Seite auch derjenige der andern sein wird ... Ich habe in der höhern Anforderung an mich eine gewisse Naivetät am Schaffen des bloß Erträglichen und Netten nicht mehr. Wenn meine Sterne sich gut wenden, so sollst Du hoffentlich erfahren, daß meine Ziele um so höhere geworden sind, je weniger ich davon sprach" ... „Etwas anderes ist der bloße Sinn fürs Ideale und Schöne, etwas anderes der künstlerische Ernst, der oft gerade da schweigt, wo jener spricht. Auch ich habe Stunden einer unendlichen Sehnsucht" ... (26. X.) „Das Gefühl, die Sehnsucht nach der gemeinsamen Empfindung der harmonischen Glücksruhe, wo gleichsam Welt und Zeit vergeht und stille steht, habe ich auch." Es war eine schmerzliche Fügung, daß gerade die Niederschrift dieses intimsten Verlangens ihm die Überzeugung bringen mußte, wie weit er von Ruhe und Glückeserfüllung noch entfernt war: „... Ich bekam von meinem letzten an Dich gerichteten Brief ein 2—3 Stunden andauerndes Kopfweh und mußte mich überzeugen, daß in dieser Beziehung nichts besser geworden ist." Er wartete noch einige Tage und machte sich, als es nicht anders wurde, noch einmal zu Huguenin nach Zürich auf: „Er erklärte Herz, Lunge, Magen seien komplett gesund ... Das Ganze liegt in den Nerven. Außer meinen Stunden darf ich nichts tun, und wenns nicht besser wird, so muß ich vom ersten Dezember bis zum Frühjahr aussetzen. Aus den Vorlesungen wird natürlich nichts ... ich habe für mich die Fassung gefunden; aber es geht mir immer ein Stich durchs Herz, wenn ich an Dich denke. Bitte, sieh die Sache nicht schlimmer an, als sie ist. Ich hoffe, daß bis zum ersten Dezember alles wieder in Ordnung ist."

„Du haſt am Leib der Kreatur Gewalt, Vergiß die Angſte ihrer Seele nicht." In der Feſtkantate zur Einweihung der neuen Züricher Univerſität hat Adolf Frey dieſe Mahnung an die Medizin gerichtet. Sie war bitterer Erfahrung entſproſſen: das ärztliche Urteil, das die Gefahr ernſtlicher Erkrankung durchaus nicht ausſchloß, ſchien, nach allem mit der Mutter Adolfs erlebtem Leid, für das Brautpaar alle Zukunftsbedingungen zu gefährden. Erſchüttert brach die Braut mit dem Unglücksbrief in der Hand zuſammen. Es war am Allerſeelentag. Stunden nachher ging ſie mit der Mutter auf den Friedhof in dem wehmütigen Herbſtſonnenſchein mit dem Gefühl eines tödlich bedrohten Glückes, aber auch mit dem Entſchluß, jedenfalls an des Gefährdeten Seite bleiben zu wollen. „Mein liebſtes Herz, mein beſtes Herz!" antwortete er (2. November). „Habe Dank für Deinen lieben treuen Brief, der Deine gute Seele, Deine liebe, ſo ſchön widerſpiegelt! Es tut mir ſo leid, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich Dir die Wahrheit geſagt; nun biſt auch Du angegriffen, und quälſt Dich, und es iſt doch nicht zu helfen! ... ich bin ruhig und verhältnißmäßig guter Stimmung ... nur verfolgt mich wie eine Furie der Gedanke, in Zukunft nicht ſo arbeitsfähig ſein zu können, um mein Frauchen zu erhalten ... Der Gedanke quält mich aufs Blut ... Jetzt weiß ich auch, warum ich mich ſeit Jahr und Tag ſo ſehr zwingen mußte, wenn ich irgendwie anhaltend arbeiten wollte. Die Vorwürfe, die ich mir deßhalb ſo oft machte, waren alſo meiſt unbegründet." Mit der zeitweiligen Hilfe eines Sekretärs und unter ſorgfältig befolgten ärztlichen Weiſungen beſſerte ſich der Zuſtand raſch. Freilich Bangen und Sorge wurden dadurch nicht von dem Patienten genommen: (6. November 82) „Die Zukunftsſorgen habe ich immer noch, ſeien ſie nun Kinder meiner Gewiſſenhaftigkeit oder Sprößlinge meines wackeligen Hauptwerkes. Hätte ich ſie nicht, mir wäre mindeſtens 80 % wohler. Zu der Befürchtung, daß ich meine Stunden nicht ſollte geben können, liegt gar kein Grund vor ... Daß ich nicht wieder geſund werde und zwar womöglich noch in dieſem Jahr, daran zweifle ich nicht. Allein ich fürchte, jene Arbeitskraft nicht zu bekommen, wohl auch nie gehabt zu haben, wie ſie meinen Plänen, wohl auch meinen Talenten konform wäre. Das nagt an mir neben der Sorge." Er fühlte ſich zu drei- und vierſtündigem Gehen wieder aufgelegt, und auch der Humor ſtellte ſich wieder ein. Ein dreitägiger Aufenthalt in Zürich brachte zudem die befriedigende Gewißheit, daß es den Brüdern und dem Mütterlein, das ſie bei ſich behalten konnten, ſo gut ging, daß auf ihre völlige Her-

ſtellung gehofft werden konnte. Zuverſichtlich konnte er nun für die Feſttage eine Ferienreiſe zu der Braut antreten, wo mit den ſchimmernden Weihnachtskerzen neuerſtarkte Hoffnungen aufflackten, Zukunftspläne geſchmiedet und die langverzögerte Ausgabe der Verlobungskarten beſchloſſen wurde. „So hat ſich," durfte er (12. I. 83) berichten, „nun Alles zum Guten gewendet. Ich wollte nur, ich ſäße ſchon in unſerm warmen Heim und wäre in Deiner Hut." ... Und vier Wochen ſpäter ergänzte er dieſen Wunſch: „... ich ſeufze nicht umſonſt ſo ſehr danach, unter Deinen Pantoffel zu geraten, ſelbſt wenn es — wie wahrſcheinlich — spezies pantuffulae elephantiae ſein ſollte." Einen unerläßlichen Vorgeſchmack künftiger hausväterlicher Aufgaben mußte er jetzt ſchon über ſich ergehen laſſen, die Wahl einer Wohnung, womit er nach manchem Stoßſeufzer und mancherlei Schwierigkeiten Ende Januar zuſtande kam, indem er auf den 15. April das obere Stockwerk des Hauſes Nr. 655 in der Kaſinoſtraße mietete, das ein Schulkamerad, Zahnarzt Berner, im untern Gelaß bewohnte. Zu anderm, als was der Tag von ihm forderte, war der Bräutigam nicht mehr aufgelegt, und ſogar die Muſen mußten hinter das irdiſche Frauenzimmer zurücktreten: (23. I. 83) „Ich bin im allgemeinen wohl, nur quält mich die Sehnſucht nach Dir gar ſo ſehr ... Ich denke nämlich lieber an Dich als daß ich am Parnaß herumklettere ... Heute Nacht habe ich ſo himmliſch von Dir geträumt wie noch nie. Du ſaßeſt in einer zarten Glorie und ſangſt ein hübſches Lied. Darauf ſtandſt Du auf und fielſt mir um den Hals. Es war ſo ſchön!"

Ein früher Vorfrühling mit Ranunkeln, Schneeglöckchen und Veilchen rückte ſchon in der erſten Februarhälfte an: (22. II. 83) „Auch wir verſtellte Schweizer[103])," erwiderte Adolf die Schilderung dieſer Herrlichkeiten, „haben Sonnenſchein, blühendes Zeug und ſingende Amſeln, und Dein tesoro läßt ſich die Sonnenſtrahlen gar ſehr gefallen, und zuweilen möchte er gerne wieder Verſe machen. Aber ich denke, ich warte jetzt, bis ich meine kleine Parnaßfrau habe."

Wenig fehlte, ſo hätte er die Frühlingspracht nur noch mit einem Auge ſehen können: „Letzten Dienstag, alſo den zwanzigſten, hatte ich einen Unfall beim Fechten[104]). Sei es, daß die Spitze des Rappiers durch die Maske drang, ſei es, was wahrſcheinlicher ſcheint, daß ein Stück losgeſchlagenen Drahtes mir ins Geſicht ſprang — kurz, ich fühlte im rechten Auge plötzlich fürchterlichen Schmerz, warf Stulp und Rappier weg, und als die Maske losgebunden war, zeigte ſich die Brille blutüberſtrömt.

Ich glaubte, es sei um das Auge geschehen. Ein Blick in den rasch geholten Spiegel zeigte, daß das rechte Augenlid eine artige Wunde hatte. Der Arzt schickte mich nach Hause und ließ mich gestern und heute im Zimmer bleiben ... die starke Geschwulst ist fast ganz weg, und ich bin mit einem blauen, resp. schwarz-violett-grün-gelben Auge davon gekommen." Noch waren die notwendigen bürgerlichen Papiere zu ordnen, an der Schule Examina und Schlußkonferenzen abzuwickeln, was nicht ohne Aufregungen und Ärger abging, so daß Adolf hinsichtlich seiner Nerven fand, daß „jedenfalls die äußerste Vorsicht immer noch geboten scheint." Am 15. April konnte er nach Offenburg abreisen; am 19. ging die Hochzeit vor sich. Der Lenz stand in vollster Blüte; im Garten der elterlichen Wohnung strahlte ein großer Magnolienbaum mit tausend milchigen Kelchen, und Amseln und Finken sangen das Brautlied den ganzen Tag. Nach der bürgerlichen Trauung ging man vom Elternhaus der Braut weg die fünfzig Schritte in die nahe protestantische Kirche und hierauf zum Hochzeitsmahl in ein Hotel, das nach Tafelreden und Champagner eine schattige Terrasse bot. Ein früher Zug führte das Brautpaar nach Freiburg. Andern Tags wurde ein Ausflug in das idyllische Günterstal unternommen und dann mit guter Zeit nach Badenweiler abgefahren, wo das junge Ehepaar bis Anfang Mai zu bleiben beschloß, da der Plan einer Hochzeitsreise mit Rücksicht auf Adolfs Gesundheit aufgegeben war. „Am liebsten," hatte er gewünscht, „würde ich mich mit Dir an einem schönen, stillen Winkel stille verhalten, bis wir nach Hause können." Ruhe und Stille fanden die beiden; aber hatte schon am Hochzeitstage eine brütende, föhnige Schwüle über der ergrünenden Rheinebene gelagert, so brach jetzt am Morgen nach ihrer Ankunft in Badenweiler ein Wettersturz mit starker Abkühlung, Sturm und Regenfluten über sie herein. Sie waren bei „dem guten Papa Sauppe" in einem großen Neubau wohl untergebracht; er bewirtete seine einzigen Gäste mit allen guten Bissen und legte ihnen abends jeweilen einen Band seiner Wilhelm Busch-Bibliothek neben die Teller, wo sich allerlei Lustiges fand, aber „doch meist Düdelüt", was bei ihnen langehin zum geflügelten Worte wurde. Ließ aber das himmlische Geträufel einmal nach, so wurde in dem schönen Umgelände gewandert oder doch ein Spaziergang in den großen Kurpark gewagt, wo Vögel und Eichhörnchen noch allein das Regiment führten, die Bänke umgestülpt standen und der Musikpavillon noch schwieg, denn von weitern Gästen war kaum etwas zu sehen. Erholt und ihres jungen Glückes

froh, zogen sie, als die Ferienfrist zu Ende war, ins eigene Heim, wo die Mutter und eine Freundin der Frau die Einrichtung besorgt hatten, und mit ihnen kehrte ein lachender, sprossender Mai in Adolfs Heimat ein und tauchte sie ringsum in goldenes Frühlingsgrün.

VIII

Im Amt

Motto: Geheimnisvoll ist Jugendgeist,
Ein Wandrer auf verhüllten Wegen.
Dem reift ein Tagwerk voller Segen,
Der aufwärts ihm die Pfade weist.
Der Junge rasch, doch willig,
Das Alter streng, doch billig,
So schreiten wir dem Licht entgegen.
(A. Frey, Kantate zur Weihe des neuen Gymnasiums in Aarau.)

Den jungen Gatten erwartete die Schule mit einem umfänglichen Stoß korrekturbedürftiger Aufsätze. Bei aller Pflichttreue richtete er sich doch so ein, daß er mit dem Augenblick, da er die Türe des Lehrzimmers hinter sich abschloß, Schularbeit und Schulärger zugleich dahinten ließ. Der Schule erwuchs daraus kein Schaden, daß er von ihr sozusagen nichts nach Hause trug, die Korrekturen im Lehrzimmer nach den Stunden erledigte und Rücksprache mit den Schülern ebenfalls meist dorthin verlegte. Dafür brachte er seinen Zöglingen von zu Hause mit, was sie nicht bei jedem Lehrer und kaum bei einem in dieser Stärke erfuhren: die unschätzbaren Anregungen eines weiten, über den Grenzen seines speziellen Faches stehenden produktiven Geistes, dessen Wissen stets gegenwärtig, dessen Blick stets frisch war und der zu geben wußte und gab.

Adolf Frey war ein vorzüglicher Lehrer. Was er in den 16 Jahren seiner Gymnasialzeit (1882—98) seinen Schülern war, das hat sich ihnen tief eingeprägt und hat in ihren Äußerungen der Anhänglichkeit und Verehrung immer wieder an sein Ohr geklungen bis ans Ende. Zwei Zeugnisse darüber, nach seinem Tode niedergeschrieben, mögen hier sprechen: „Was ich bei ihm gelernt und an Anregungen davongetragen habe, das ist unschätzbar in seinem Wert und so umfassend, vielseitig und auch nachhaltig, daß man das ganze Leben hindurch daraus

schöpfen kann. Er beschränkte seinen Unterricht nicht auf die engen Grenzpfähle etwa der deutschen Grammatik und Literaturgeschichte, sondern regte durch kurze Bemerkungen zum Nachdenken auf allen Gebieten des menschlichen Wissens an ... Was diese Gaben besonders wertvoll machte, das war ihre Herkunft von einem Manne, der, wie die Schüler wohl fühlen konnten, selber mitten in produktiver literarischer Tätigkeit drin stand und den Kopf voller Pläne hatte ... Der Maßstab war so hoch, daß hie und da ein Schüler dem Lehrer nicht bis in die oberste Klasse folgen konnte und abseits blieb ... Um so höher brachte er diejenigen, die ihm zu folgen vermochten. Ihnen widmete er sich auch außerhalb der eigentlichen Schulstunde ... Sonst war er im Lob und überhaupt in seinen Beziehungen zu den Schülern eher zurückhaltend, und wer ihn nur aus der Schulstube kannte, der mochte manchmal finden, er sei stolz und gelegentlich sogar etwas schroff gewesen. Bei der Aufführung von dramatischen Werken aber trat er mehr aus sich heraus, da offenbarte er sich seinen Schülern auch menschlich ... Er gewährte uns in den obern Klassen tiefen Einblick in die Werkstätte eines Dichters, besonders tiefen und wertvollen aber in die Technik des Dramas. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß er selber dramatische Pläne damals mit sich herumtrug[105])." ... „Besondere Vorkommnisse oder Einzelzüge aus seiner Aarauerzeit sind mir nicht mehr im Gedächtnis," beantwortete ein anderer seiner Schüler eine bezügliche Anfrage, „dagegen steht aere perennius frisch und unverblaßt das Gesamtbild seiner überragenden Persönlichkeit vor meinem Auge, und der unauslöschliche Eindruck seiner Lehrmethode und seines Lehrzieles, das Richtung gebend und entscheidend auf mein ganzes geistiges Leben gewirkt hat. Denn sein Ziel war nicht die Aufbürdung eines vollbepackten Schulsackes von Wissen und Kenntnissen, die der Rost und die Motten fressen, sondern die Erziehung zu einem klaren, tiefgründigen, folgerichtigen Denken überhaupt und zu einer besonderen bleibenden Art scharfer analytischer Geistesbetätigung literarischen und künstlerischen Stoffen gegenüber. Damit hat er unser geistiges Sein in eine bestimmte Form gebracht, unverlierbar, unverwüstlich: weil wahr und wirklich, stets bereit und lebendig; eine unerschöpfliche Quelle von Gewinn und Genuß fürs ganze Leben. Diese Form des Denkens hat er herausgearbeitet in jenen unvergeßlichen zergliedernden Diskussionen über den Lesestoff, die unsern Deutschunterricht bildeten und nach deren klarer fascinierender Luft ich oft ein wahres Heimweh empfinde, — Anregungen und Offen-

darungen und Geisteserziehung der höchsten Art. Von keinem Menschen habe ich größere geistige Förderung erfahren als von Prof. Frey, und mein ganzes Gefühl für ihn ist tiefste Verehrung und Dankbarkeit[106])."

Wie Adolf Frey sich in der Schule darstellte, auch darüber hat sich ein Schüler ausgesprochen, der während seiner ganzen Kantonsschulzeit an ihm mit schwärmerischer Verehrung hing: „Adolf Frey! Dieser Name bedeutet für mich eine ganze Welt lieber, herrlicher Erinnerungen ... der größte Teil meines Lebens, nämlich meine Jugend, war eine Auseinandersetzung mit Adolf Frey ... keinen Menschen habe ich im Leben so genau beobachtet wie Adolf Frey. Ich ließ ihn während der ganzen Stunde nie aus den Augen und drehte meinen Kopf immer dorthin, wo er sich eben befand. Er kam mir einfach als einzig vor in seiner Art; ich wußte niemanden, mit dem ich ihn hätte vergleichen können. Alles an ihm erschien mir groß und gütig und ich stand geradezu in seinem Bann ... Das lag wohl darin begründet, daß Adolf Frey auf uns keinen eigentlich lehrhaften Eindruck machte; es lag in mir das Empfinden stets obenauf, ich betrete ein Gemach, in dem ein wohlgesinnter Mensch sich mit uns sozusagen unterhalte. Fast nie sah ich ihn am Pulte sitzen. Ich sehe ihn immer in Bewegung vor mir, ausnahmsweise auch mit einem Arm auf das Pult gestützt. Im Winter litt er an heftigen Katarrhen, die aber seine gute Laune uns gegenüber nicht beeinträchtigten. Er blieb gleichwohl gütig und mild," und er schildert den ersten Eindruck, den er von ihm, der damals als Schulinspektor vor eine fremde Klasse trat, empfing, in etwas übersteigerter Weise: wie der Herr Inspektor unablässig hin und wider wandernd, so ganz anders als man es gewöhnt war, die Schüler mit scharfem Blick maß, herrisch Ruhe befahl, sehr genau auf jedes Wort, auf jeden Ton in der Klasse horchte, sich nichts entgehen ließ und schließlich, als er das Zimmer verließ, den Eindruck hervorgerufen hatte „ich durchschau euch ganz" ... „Am Anfang jeder Stunde (an der Kantonsschule) wurde ein Schüler namentlich aufgerufen. Jede Frage war während der ganzen Stunde zuerst an diesen Schüler gerichtet. Dieser war ex officio zur Antwort befugt und berufen. Erst wenn er nach langer Ueberlegung doch keinen Gedanken produzierte, erklang die gebieterische Frage: ‚Wer hilft?' In der Literaturgeschichte hatte ein Schüler das Referat, ein anderer das Korreferat, wie sich denn überhaupt an das Referat eine oft lebhafte Diskussion anschloß. Wir bewunderten das beinahe unendlich erscheinende Wissen und sein ruhiges, abgewogenes Urteil. Auf Gebieten, die der Literatur sehr

ferne lagen, legte er eine große Sachkenntnis an den Tag ... was mir aber am besten gefiel, das war sein ausdrucksvolles, klares Auge, das in die Tiefen unserer Seelen hinab zu schauen schien und aus dem ein herrliches Verständnis für den Schüler hervorleuchtete. Wir Schüler glaubten nämlich, daß bei allfälligen Verwicklungen Adolf Frey in der Lehrerkonferenz prinzipiell auf unserer Seite stehe. Wir trauten ihm vor allem die Weite des Gesichtskreises zu, um uns nach Verdienst ‚groß' zu beurteilen, trotzdem er uns nicht etwa ‚väterlich' begegnete, sondern uns alle zehnmal zehn Schritte sich vom Leibe hielt. Auch in dem engen Lehrsaal der Kantonsschule schritt er während des Unterrichts unablässig hin und her, auf und ab. Gelegentlich warf er seine Gummischuhe schon beim Eintritt ins Zimmer in weitem Bogen zielsicher nach dem neben seinem Pult befindlichen Winkel am Fenster. Am besten gefiel er uns, wenn er in Jagdstiefeln durch das Zimmer schritt. Er war eben damals noch jung, erst 31 Jahre alt und schon berühmt wie wir alle wußten ... In wie manche deutsche Stunde warf dieser (sein) Humor einen Sonnenstrahl. Sagte ein Schüler etwas besonders Törichtes, so wies ihn Adolf Frey gern mit den drolligen Worten zurecht: ‚Laß dich grün anstreichen und gelb betupfen!' ... Im Winter pflegte er eine weiche braune Pelzmütze zu tragen, die gut zu seinem braunen kurzgeschnittenen Haar und Bart paßte ... Stets sah er gesund, frisch, ausgeruht und ausgeglichen aus. Trotzdem er zu Hause viel schrieb, kam er nie müde und abgearbeitet in die Klasse und bewahrte auch während des Unterrichts seine Gelassenheit. Selten donnerte er die Klasse an; im allgemeinen war seine Stimme ruhig und mild[107])."

Adolf Frey hätte nicht die Einfühlung des Dichters und geborenen Psychologen besessen, wäre er nicht ein Pädagoge ersten Ranges gewesen; er hätte nicht die Unmittelbarkeit und ewige Jugend des Dichters sein eigen genannt, hätte er Jugend nicht verstanden und zeitlebens geliebt. Er war gerecht und wußte, daß sich der Schüler mit einem kurzen und kräftigen Mahn- oder Strafverfahren sofort abfindet, wenn es gerecht ist, aber lange Moralsuaden haßt. Und er hatte nicht nur Humor, sondern vertrug auch Humor. Es machte ihm Spaß, als einmal ein Schüler mit der Zensur, die er ihm unter den Aufsatz geschrieben hatte, zu ihm kam: „Herr Professor, was heißt das?" „Bessere Schrift," lautete die kaum zu entziffernde Bemerkung. Einmal gab er das Aufsatzthema: „Was der Fink am Fenster der Kantonsschule erlauscht." Ein Schüler machte die Unterrichtsstunde Freys selbst zum Gegenstand einer nicht sehr respekt-

vollen Behandlung, heimste dafür aber keine Strafe, sondern nur die Zensur ein: „Sehr gut, aber frech!“ — Frey hielt streng auf richtige Interpunktion, da er in diesem Kapitel seine Leute oft völlig verwahrlost erhielt. Ein verzweifelter Straffälliger auf diesem fatalen Gebiet erlaubte sich den Scherz, unter sein Opus eine ganze Zeile aller denkbaren Interpunktionszeichen zu setzen, mit der Aufschrift: „Zur gefälligen Auswahl“. Auch ihm erging es wohl glimpflich. Allerlei Blütenlesen aus den Aufsätzen notierte sich der Lehrer, wobei ihm auch die Mittelschulen des Kantons Stoff lieferten, die er einige Jahre als Inspektor zu besuchen hatte. Daß er bei diesen Besuchen sozusagen durch die Wände sah, Examenaufmachungen oder Fälle, in denen der Lehrer sonst versagte, auf den ersten Blick durchschaute, schuf ihm, der persönlich konziliant war, manchen Abgeneigten. Einmal erlebte er einen besonders krassen Fall: das Thema der beim Examen aufliegenden Aufsätze war eine Neujahrsbetrachtung. Der Herr Inspektor nahm ein vom Lehrer mit besonderem Lob bedachtes Opus zur Hand, erstaunte aber nicht wenig, die Jean Paulsche Neujahrsbetrachtung von dem hoffnungsvollen Jüngling Wort für Wort abgeschrieben zu finden; das beste aber war, daß das Stück im täglich benützten Lesebuch stand, und der Lehrer weder durch die altertümlichen Wendungen Jean Pauls stutzig geworden war, noch überhaupt wußte, was das Lesebuch enthielt. In seinem eigenen Verfahren hielt er den Grundsatz ein: nicht zu viel und nichts, was dem Entwicklungsstadium des Schülers noch unerreichbar ist, und er konnte über verstiegene Aufsatzthemata, die von dem unreifen jungen Menschen Urteile und Überblicke über die schwierigsten philosophischen und sozialen Probleme verlangten, eine Lauge kräftigsten Hohnes ausgießen, wie sie sonst nicht seine Sache war. Denn er selbst suchte nicht mehr und nicht weniger, als in seinen Leuten eigenes Denken zu entwickeln, in sie hineinzusehen und sie schreiben zu lehren.

Einen engern Kontakt mit den Schülern stellten die 1884 an der Kantonsschule eingeführten Schülerabende mit ihren Rezitationen und dramatischen Aufführungen her und die Schülerreisen. Die Einstudierung forderte keine geringe Mühe und Geduld, lohnte aber nicht nur durch die dankbare große Teilnahme des Publikums, sondern vor allem durch die Freude und das Interesse der Schüler selbst. Ein besonderes Gesicht trug die Darbietung des Jahres 1893, indem hier Spielleiter und Dichter identisch waren. Es wurden aus den Bundesfestspielen Adolf Freys „Der Bundesschwur“ und „Die Geächteten von Morgarten“ auf-

geführt. Der Dichter erntete einen Lorbeerkranz, seinen ersten; mehr aber erhob ihn der Glanz der Begeisterung und Liebe aus den jungen Augen, und mit warmen Worten dankte er ihnen persönlich und am schwarzen Brett.

Die Schülerreisen[108]) erstreckten sich für die obern Klassen gewöhnlich auf drei Tage und stellten ansehnliche Marschleistungen, ja Vorübungen für eigentliche alpinistische Betätigung dar, so daß sie bei aller Freude für die Leiter Mühe und starke Verantwortung bedeuteten. 1890 führte Adolf mit zweien seiner Kollegen eine Gruppe von 22 Schülern über Sustenpaß und Brünig, 1891 durch das Maderanertal und mit Führern über den Brunnigletscher durch das Val Acletta nach Disentis, wobei auf die aus Eis und Schnee Herabgestiegenen die schöne Madonna in dem Kirchlein von Acletta einen starken Eindruck machte; am dritten Tag kehrte die Gesellschaft über die Oberalp, Andermatt und Göschenen zurück. Mit mannigfachen Schwierigkeiten hatten die Touren von 1893 und 1896 zu kämpfen. Die erstere auf den Titlis wurde am ersten und zweiten Tage durch gewaltige Gewitter, Sturm und Regengüsse beeinträchtigt. Beim verspäteten Aufstieg wechselten föhnige Bruthitze mit eisigem Wind, Regen und Nebel, so daß Frey für sich und die jungen Leute ernstliche gesundheitliche Gefährdung befürchtete; und auch der Abstieg, wo sie bei jedem Schritt tief in Neuschnee einsanken, ging unter strömendem Regen vor sich über Trübseealp, Jochpaß, Engstlenalp und am dritten Tage in $6^1/_2$stündigem Marsch die steile Halde von St. Niklausen hinunter nach Sarnen zur Heimfahrt. Ein schlimmes Ende hätte ohne die Vorsicht der Lehrer und Bergführer die Tour von 1896 nehmen können. Sie galt dem Übergang vom Urbachtal über den Gaulipaß und das Ewigschneehorn und die Grimsel mit 19 Schülern unter der Leitung Freys und seines bergerfahrenen Kollegen und Freundes Heinrich Ganter, mit dem zusammen Adolf die Schülerreisen am liebsten und häufigsten unternahm; konnte man doch auf Ganters Ruhe, Besonnenheit und Sachkenntnis unbedingt bauen. Nach einem drückend heißen, strapaziösen Marsch von 2 Uhr nachmittags bis nachts 10 Uhr, wobei eine besonders gefährliche Partie durch Ganters wegkundige Führung umgangen wurde, richtete sich in der endlich erreichten Gauliklubhütte die 25köpfige Gesellschaft auf den für 15 Leute bestimmten Holzpritschen ein, je zu zweien in eine Wolldecke gewickelt und mit Heu zugedeckt. Am andern Morgen erwiesen sich die Witterungsaussichten als trostlos. An eine Durchführung der Tour war nicht

zu denken, — sie hätte, erklärten die Führer, den Untergang der ganzen Kolonne bedeutet. Da beschloß man, einen Tag in der Hütte zuzuwarten und richtete sich gemütlich ein. Die Führer holten trotz des Unwetters Proviant aus dem Tal herauf und einer von ihnen, ein junger Bursche voller Späße und Einfälle und mit einem schier unerschöpflichen Vorrat lustiger und derber Volkslieder steigerte die Stimmung bis zur Ausgelassenheit. Am dritten Tag mußte im Schneegestöber der Heimweg angetreten werden. — Adolf Frey führte solche Unternehmungen energisch durch, obwohl sich bei ihm immer die Zeichen der Übermüdung, Appetit- und Schlaflosigkeit einstellten. Er war ein ausharrender, sicherer und unerschrockener Gänger.

An Freud und Leid der Kantonsschule nahm Adolf vollen Anteil. Es ergriff ihn tief, als im Sommer 1883 zwei Schüler freiwillig aus dem Leben gingen, und nur die Schwierigkeit, von erblichen Anlagen öffentlich zu sprechen, hielt ihn ab, die dabei gänzlich unbeteiligte Schule in der Neuen Züricher Zeitung in Schutz zu nehmen. Der jähe Tod eines anderen, eines begabten und sympathischen Zöglings, ließ ihn am Grab von Herzen kommende, poesieverklärte Abschiedsworte finden.

Auch seinen Kollegen von der Kantonsschule, die ihm den Weg in das dunkle Reich vorausgingen, hat Adolf Frey die Ehren erwiesen. Nicht an ihrem Grabe, aber in Nekrologen: so Kaspar Maier, Schumann, Hunziker, Mühlberg[109]).

Bei manchem öffentlichen Anlaß, der mehr oder weniger mit der Schule zusammenhing, fiel Adolf Frey Ehre und Müheverwaltung mündlicher oder gedruckter Aussprache zu. Schon im Jahr 1883 war die Errichtung eines Denkmals für Heinrich Zschokke beschlossen worden, der sich u. a. auch um die Gründung der Kantonsschule bemüht hatte; im darauf folgenden Jahr wurde eine Zschokkefeier geplant, zu der Frey einen kleinen Zyklus von 5 Gedichten verfaßte[110]), die aber dann erst am 6. Februar 1886 stattfinden konnte. An dem festlichen Abend im Saalbau hielt er die schöne Festrede, in der er dem Bürger und Schriftsteller Zschokke den Kranz wand. Erst 1894 konnte dann das Denkmal des Gefeierten in nächster Nähe der Kantonsschule errichtet und eingeweiht werden. Im Jahr 1889 feierte Aarau die Hundertjahrfeier der Gründung des Kadettenkorps. Die kurzen Zweizeiler, die Adolf beisteuerte, waren dazu bestimmt, kranzumrahmt die Triumphbogen zu schmücken, unter denen die jungen Krieger durchzumarschieren hatten. Die kernigen Sprüche, annähernd ein Dutzend, erinnern an Schlagkraft

und Prägnanz an die spätern idyllisch wehmütigen Blumenritornelle. Aber sie atmen noch die Mannheit und Waffenfreude seiner kriegerischen Erstlinge, der Freiharstbubenlieder. Im gleichen Jahr 1884 war er der erkorene Festredner am Jugendfest, dem „Maienzug", und bestieg mit der Granatblüte, der traditionellen Festblume, im Knopfloch, die Kanzel der Stadtkirche, die in althergebrachter Weise dem Redner diente. Er hatte noch nicht lange gesprochen, als das zuhörende, besonders das jugendliche Publikum ein anderes Aussehen zeigte als sonst bei diesem Anlaß. Ein fröhliches Leuchten ging in den jungen Augen auf, und ein halbversteckes Kichern und Lachen züngelte durch die Reihen: statt der bombenschweren moralischen Ermahnungen und hundertmal gehörten pathetischen Ergüsse klang es nach ungebrochener Jugendfreude und daß man etwas Schönes, Beglückendes erlebe. Dazu hörte man durch die offenen Kirchenfenster die Finken schmettern, und die goldene Sonne guckte über die festlich gelockten Mädchenköpfe herein.

Ein besonderes Geschenk gab Adolf Frey der Schule und der Stadt, als er 1896 zur Einweihung des schönen, stilvollen, im prächtigen alten Park gelegenen neuen aargauischen Kantonschulgebäudes[111]) seine Kantate schrieb, eine vorangegangene schlankere Schwester seiner tiefgründigen Hochschulkantate, die 1914 den Glanz seiner verklärenden Kunst über die neue Universität Zürich goß. Der 26. April, der Tag der festlichen Weihe, war ein sonnenstrahlender milder Frühlingstag; um 9 Uhr fand als Auftakt in dem geräumigen Großratsaal ein feierlicher Akt statt, der dadurch noch ein besonderes Gesicht erhielt, daß dem um Schule und Wissenschaft verdienten Prof. Hunziker der Doktorhut der Universität Zürich überreicht wurde. An eine fein pointierte lateinische Ansprache des bekannten Staatsmannes, Bundesrat Dr. Welti, (selbst ein geborener Aargauer und eifriger Freund der klassischen Sprachen), schloß sich Adolf Freys im Namen des Lehrerkollegiums abgehaltene Rede an, die mit ihrer Herzlichkeit und ihrem liebenswürdigen Humor ebenfalls die offizielle Steifheit wohltätig vermied[112]). „Meine Rede heute $9^1/_2$ Uhr ging gut und fand große Anerkennung," erfreute seine Meldung die verreiste Gattin. Beim nachmittäglichen Bankett im großen Saal des Saalbaus erstickte dann freilich das immer wieder gewaltmäßig aufflackernde Rednerfeuer im Getöse der jubelnden Festfreude. Aber einmal wurde es still in der weiten Halle: als vom Podium Adolf Freys Festkantate erklang, die der Direktor des Cäcilienvereins (Kutschera) „über alle Erwartung schön" komponiert hatte und die seine Mannschaft nun begeistert vor-

trug. „Jubelnder Beifall," berichtet die offizielle Festschrift, „belohnte am Schlusse den Dichter, den Komponisten, die Sänger und Sängerinnen für den gebotenen hohen Genuß." Leider hatte ein Zufall die Ausführung der Begleitung durch das Zürcher Tonhalleorchester verhindert, und man mußte sich mit dem Klavierarrangement eines jungen Komponisten behelfen, der, ein Schüler der Kantonsschule, auch später Adolf Freys verständnisvoller Interpret, seine Aufgabe trefflich löste. Es war Fritz Niggli. Vierzehn Tage später erklang im Konzert des Cäcilienvereins das Werk mit dem vollen Orchester. Adolf Frey hatte der Feier die schönste Weihe verliehen, die der Dichtung[113]):

„Vor den hellen Pforten sitzen,
Feueräugig, flatterhaarig,
Licht und Luft, die Götterkinder!
Von ihren Flammenwimpern blitzen
Die Strahlen übers Dach
Und ins Gemach,
Darin wir sitzen.
Licht nährt unsere Kräfte,
Licht strömt über Buch und Hefte!"
(„Die Schüler", Kantate zur Weihe.)

IX

Die Entwicklung des Lyrikers

Motto: Wie verschollner Harfenklang
Weht es traumesweich empor,
Und ein schwellender Gesang
Drängt sich schmeichelnd an das Ohr.
. . . . . .
Leicht und luftig naht und flieht
Jede Lust und jede Pein,
Und es lebt nur noch im Lied
All mein Sinnen und mein Sein.
(Aus „Abendfrieden",
ungedruckt, 1879.)

Einige Wochen vor der Hochzeit schrieb Adolf Frey an seine Braut: „In den letzten Tagen habe ich wieder mit Versemachen begonnen und beschäftige mich viel mit meinen poetischen Plänen" (28. II. 83) und am 6. März: „Wenn ich erst in Deinen Armen und glücklicher, harmonischer gestimmt bin, wenn ich Dich musiciren höre, dann wird auch das

Lied wieder kommen, und die Jahre der Sanglosigkeit sind dann hoffentlich nicht umsonst gewesen."

„Jahre der Sanglosigkeit!" Ganz buchstäblich war das Wort nicht zu nehmen. Ein Rückblick auf die ersten dichterischen Gaben des damals kaum ins Jünglingsalter Getretenen, die den starken Reiz der unkontrollierten, mit Naturnotwendigkeit hervorbrechenden Phantasie und halbbewußter Empfindung haben, trifft schon auf manches Kleinod des Liedersängers, aber auch auf manches Stück, das zu der dann 1883 eingeschlagenen neuen Richtung hinleitet, und weist auch in den Motiven auf die spätere Entwicklung hin.

Es ist geradezu erstaunlich, wie früh Adolf Frey den Wert des poetischen Motivs zu schätzen wußte und welche Sammlungen von Einfällen, poetischen Gedanken und Eindrücken, von Motiven, schon der Gymnasiast sich notierte. Er hat diesem Bedürfnis, seine Intuitionen und Skizzen in schriftlicher Fixierung vor Augen behalten zu können, auch später nicht wieder entsagt, und seine oft kaum mehr leserlichen, fast immer mit dem Datum der Konzeption, oft aber auch nachträglich mit dem der Ausführung versehenen Stoffeaufzeichnungen haben ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Dafür wollte er von Tagebüchern nichts wissen und sah in ihnen nur die Spiegel persönlicher Eitelkeit. Die Motivbücher, die sich noch vorgefunden haben, beginnen mit dem Jahr 1872, also dem 17. Lebensjahr. Schon da zeigt sich eine große Mannigfaltigkeit in dem, was ihn frappierte. Auffallend ist die Abwesenheit des eigentlich Sentimentalen, — nicht des Gefühlsmäßigen, das reichlich vorhanden ist, und schon jetzt Stärke und Eigenmacht der Phantasie und des Bildmäßigen. Außerordentlich ergiebig war das Jahr 1874, das annähernd vierhundert Stoffe und Ideen eintrug: es war das Jahr vor der Maturität. Es erhellt daraus, wie stark der Poetentrieb in dem jungen Dichter gewesen sein muß, dem eine Zeit, die sonst mit ihren Angsten und Nöten bei jungen Männern alle Kräfte beansprucht, einen ganzen Garten voll Rosen brachte und seiner Seele gestattete, in ihrer eigentlichen Heimat ein Traumleben zu führen, das mit den gefüllten Anforderungen des Tages nichts zu tun hatte. Daß die Gefahr dieses Doppellebens ohne wahrnehmbare Schädigung an ihm vorüberging, gehört zu den Geheimnissen der Künstlernatur. Aus diesen Aufzeichnungen spricht freilich, wie schon früher, außer Bild und Phantasie die ahnende Schwermut, nur zu erklärlich aus der äußern Lebenslage, mehr noch aus angeborener Anlage, die seine Dichterphysiognomie so stark und eigen-

artig für immer kennzeichnete. Daneben das Gegengewicht der kriegerischen Stoffe, der Kampfesstimmungen, Sehnsucht nach Leben und Liebe. Und hier sei auch die Reinheit der Seele hervorgehoben: kein gemeiner, kein lüsterner Gedanke entstellt dieses scheue, ahnende junge Sehnen und Träumen, so wenig als moralisierende Betrachtungen oder nebuloses Spintisieren die klare Schönheit der Traumbilder verzerrt oder verwischt.

Einige Proben: „Der Seele demantne Thore schließen sich; der Schlaf kommt. Aber drinnen spiegeln sich noch viel schöne Bilder." (13. IX. 73.)

„Das Gewitter brüllt unheimlich hinter den Bergen; angstvoll verkriechen sich die Tiere. Es naht wie ein gefesselter Dämon; da plötzlich sprengt ein Blitzstrahl seine Kette und es rast unaufhaltsam durch die Lande." (26. IX. 74.)

„Ich bin mit meiner Qual so einsam und verlassen wie ein Verwundeter, den man nach der Schlacht auf dem Felde liegen lassen." (15. X. 74.)

„Mutter Natur! nun neigst du dich zum Sterben! Du lächelst kaum noch schwach zu dem Putz, den der Herbst dir angehängt. So lächelt das sterbende Kind dem bunten Spielzeug entgegen, das ihm die Eltern darstrecken." (24. X. 74.)

„Alle Büsche und Bäume tropfen im Strahl der Abendsonne wie von flüssigem Feuer; in den Zweigen singt die Amsel wie ein Märtyrer aus den Flammen des Holzstoßes." (22. V. 75.)

„Die Engel und Luzifers Schaaren kämpfen miteinander, es flammen ihre Flammenschwerter und die Posaunen schmettern. Sie ergreifen die Sterne und schleudern sie gegeneinander. Rauch und Flammen brechen auf, millionenfacher Donner widerhallt — ich erwache. Kein Wunder träum' ich solche Dinge; ich bin ja Artillerist in der Instruktionsschule zu Thun." (18. XI. 74.)

„Ich muß den Liebesboten machen — nehmt euch in Acht! Ich bin keine Telegraphenstange, die nicht weiß, was sie verkündet!" (8. XI. 74.)

„Es erhebt sich der Abendstern. Aus ihm steigt auf goldner Brücke der Traum in die Seele." (13. IX. 73.)

„Lied der Soldaten an ihren Führer: Heil Dir, Held, wir folgen Dir bis an der Sonne goldnes Thor." (13. IX. 73.)

„Der Ruhm ist die Sonne unter den Gestirnen." (13. IX. 73.)

(An diesem Tage sind sechs Motive notiert.)

„Der Morgen ist mit seinen taufeuchten Augen wie ein bleiches frierendes Kind, das auf den Sonnengott wartet, der es an seine Brust drücken wird." (19. IX. 74.)

„Mein Herz ist wie ein Kinderkirchhof, darin Sarg an Sarg die Hoffnungen liegen, die ich alle so jung zur Ruhe gebracht habe. Über ihnen scheint kaum durch das neblige Dunkel noch der Stern der Hoffnung." (19. IX. 74.)

„Wenn die Melancholie wie ein dunkler Traum durch die dämmernden Tale zieht." (19. IX. 74.)

„Herbst. Durch den trüben Nebelschleier leuchtet die Sonne wie eine Totenfackel auf die Erde, diese hingestreckte Leiche." (19. IX. 74.)

(Fünf Motive an diesem Tag.) Und nun folgen auch gleich die zwei ersten Strophen des Gedichtes, welches dieses Motiv ausführt:

„Grau ist der Himmel, still das Land.
Das falbe Laub fällt in den Wäldern;
Des Todes Hand liegt auf den Feldern,
Schneewolken drohn vom Bergesrand.

Die bleiche Nebelelfe webt
Am Totenschleier lange Tage.
Die Krähe schreit die Totenklage,
Die ob den öden Tälern schwebt."

Da kommt plötzlich der Westwind und zerreißt den Nebelschleier und legt sich an die Erde; so umschlingt das Kind noch einmal die tote Mutter und küßt den bleichen Mund noch einmal." (19. IX. 74.)

Dieser Schluß wurde dann etwas später ausgeführt:

„Da fängt das graue Bahrtuch an
Sich rasch zu heben ob den Hügeln;
Es rauscht mit halbgebrochnen Flügeln
Der laue Westwind dumpf heran.

Er reißt den Schleier vom Gesicht
Der Toten weg, als ob er Leben
Der schon Verblichnen wollte geben,
Doch sie bleibt starr und regt sich nicht.

So wirft sich, selbst schon todeswund,
Ein Kind auf seiner Mutter Leiche,
Küßt jammernd ihr die Stirn, die bleiche,
Noch einmal und den blassen Mund."

In dem gleichen Ideenkreis bewegt sich das folgende Gedicht, schwer von Melancholie, glühend von Phantasie und von ebenso starker Bildkraft. Es ist für diese Entwicklungsperiode bezeichnend, wie kein anderes[115]):

Nacht

„Vom Sternenpfade schwankt herab die Nacht,
Die weinend auf die Lande niedersinkt,
Das Feld in matter halbverwelkter Pracht
Lechzend von ihrem Aug die Tränen trinkt.

Hier bricht am Hügel überm Waldesrand
Des Abendsternes magisch Licht hervor,
Es schleicht vom stillen, nebelfeuchten Land
Der letzte Glockenhall zur Höh' empor.

Da oben steh' ich angelehnt am Baum,
Dem durch das Laub der feuchte Nachthauch zieht.
Mir ist, ich lieg' in einem wirren Traum,
Der um die Seele ahnend sprüht und glüht.

Es drückt der Tag mich wie ein Vaterfluch —
Mir grauet vor der Sonne grellem Schein —
Da kommt mit ihrem grauen Leichentuch
Die dunkelschattige Nacht auf mich herein!

Wie sehn' ich mich nach jener stillen Nacht,
Wenn einst mein Aug' die kühle Erde deckt,
Wenn nie ein Morgenrot sich mehr entfacht
Und mich mit immer neuem Grame schreckt.

Wie man da still und ruhig schlafen mag
So in der Erde schaurig kühlem Schacht, —
Ob droben wütet Sturm und Donnerschlag,
Nie ist ein Schläfer drunten aufgewacht.

Doch frag' ich sinnend, ob vielleicht ein Strahl
Dereinst nicht auch des Toten Lider säumt;
Vielleicht daß dann und wann einmal
Von jenem Strahl im Grab die Seele träumt."

Trüge das Gedicht nicht das Entstehungsdatum 1874, so würde man seinen Keim in einer Aufzeichnung vom 11. Mai 1875 vermuten: „Da kommt in ihrem schwarzen Mantel die Nacht über das Land, und sieh! sie führt noch Jemand anders an der Hand: ‚die Melancholie'." Das Motiv ist dann in dem Gedicht „Melancholie" ausgeführt worden. Der Dichter hat es in die Sammlung von 1886 aufgenommen[116]).

Nicht so „Herbst" und „Nacht". Als im Herbst 1882 bei ihm die poetische Produktion neu und eigenartig einsetzte, wies seine Braut auf diese ihre frühen Lieblinge hin, die sie gern einer Neuaufnahme gewürdigt gesehen hätte. Aber der Dichter, zeitlebens selbst sein bester Kritiker, war dafür nicht zu haben: (1. X. 82) „Die ‚Nacht' entspricht meinem Geschmacke gar nicht mehr; sie hat eine Reihe von Fehlern. Ihr einziger Vorzug ist Stimmung. ‚Lenzesherrlichkeit' (1886 ‚Wunsch') ist zart, aber nicht sehr originell." Und am 5. Oktober 82: „Die ‚Nacht' müßte jedenfalls in zwei Stücke zerlegt werden. Sie springt von einem Bild zum andern und hat gleich in der zweiten Zeile einen groben Fehler: die zweite Handlung, das weinend Herabsinken darf unter keinen Umständen im Relativsatz stehen u. s. w. Kurz und gut (die vierte Zeile hat gezwungene Satzstellung), es muß vieles geschehen. ‚Herbst' habe ich im Familienblatt umgearbeitet. Hast Du diese Umarbeitung? Ich weiß nicht, wo mein Exemplar steckt ... Siehst Du, wenn wir beisammen wären, wir hätten vieles zu tun. Nur besorge ich so etwas so ungern schriftlich, als ich es mündlich gerne tue. Wenn mir ein guter Stoff, eine Idee einfällt, so möcht ich Dich immer um Deine Meinung fragen." Der Brief ist ein Dokument für die frühe, unnachsichtliche Selbstkritik des jungen Dichters. Von der Mehrzahl der Stoffe jedoch, die schon 1873 und 1874 konzipiert, aber nur zum Teil sofort oder dann 1875 ausgeführt wurden, fehlt ein Anhaltspunkt dafür, ob und wie sie Gestalt erhielten. Immerhin muß man sich klar machen, daß das beste der Motivkonzeptionen nicht auf dem Papier steht, sondern in des Dichters Seele der Erlösung harrte. Zu diesen vielfach an das Auge sich wendenden Motiven tritt dann noch ein kleiner Zyklus jener ganz unmittelbar empfundenen Liebeslieder in Kontrast, die der Herbst 1875 zur Reife brachte und die im schweizerischen Miniaturalmanach von 1877 erstmals gedruckt wurden: „Die Elfen", „Auf der Höhe", „Nachts", „Einem Gott gleich". Sie alle fanden im Gedichtband von 1886 Aufnahme, aber mit zum Teil sehr beträchtlichen Änderungen und Kürzungen[117]).

Hatte das Jahr 1875 in diesen Liedern eine Steigerung, Vereinfachung und Verklärung seines lyrischen Tones gebracht, wie sie nicht so leicht einem Zwanzigjährigen zuteil wird, so kam nun in entscheidender Wendung auch das Kriegerische, zum Teil in epischer Fassung, dazu. Daneben suchte und fixierte er auch andere epische Stoffe. Schon die Aufzeichnungen von 1872 sahen ein „Lied der Infanteristen", einen

„Schweizer Bergschützen", einen „alten Fähndrich" u. dgl. vor und bliesen energisch ins Kriegshorn. „Mutter Helvetia" und „Frau Freiheit" werden ab und zu mit Anrufen bedacht, und ein besonderer Abschnitt in dem Motivheft trägt die Überschrift „Vaterland und Freiheit". Daß sich gerade darin zu Anfang nicht das Originellste findet, ist bei der damals grassierenden Fest- und Vaterlandslyrik nicht erstaunlich; immerhin wird auch hier das Individuelle gesucht und finden sich eigenartige Ideen und Wendungen.

Mit den 1876 entstandenen und zuerst im Schweizerischen Musenalmanach gedruckten „Liedern eines Freiharstbuben" geschah hierin ein entscheidender, von aller Konvention abschwenkender Schritt. Sie bildeten einen Zyklus von vierzehn Nummern[118]), die in der Folge so starke Umarbeitungen erfuhren, daß man von fünf verschiedenen Textgestaltungen sprechen kann[119]), die schon dadurch interessant sind, daß sie die Wandlungen in der dichterischen Entwicklung Adolf Freys getreu begleiten. Er ging z. B. zunächst der ganzen Voraussetzung des Zyklus, wie sie bei der Entstehung zugrunde lag und im schweizerischen Musenalmanach festgehalten ist, zu Leibe. Das Eingangsgedicht nämlich: „Wie ich ein Freiharstbube ward" geht von der Annahme aus, der Sänger der Lieder sei Dominikanermönch gewesen, beim Einfall der Welschen (des Burgunderheeres) aus dem Kloster entsprungen und unter die Freihärster (ein Freiwilligenkorps) gegangen, nach beendetem Streit aber der Rhapsode ihrer und seiner Erlebnisse geworden; ganz abgesehen davon, daß bis zum 5. Gedicht ein Einzelner, nachher ein Chor spricht, dieser Eingang vertrug sich nicht überall mit dem Inhalt und Tenor der einzelnen Stücke und fiel deshalb weg. Aber mehr als dieser Umstand mochte trotz vieler trefflicher, schlagender Stellen zur Verwerfung geführt haben, das Bedürfnis nach einem freskanten, die ganze Situation mehr ins Typische rückenden Auftakt, mit einem Wort das Bedürfnis nach Stilisierung, das für die Sammlung von 1886 so bedeutsam wurde. So entstand für diese das Trio „Die Wächter" als Eingang, das dann freilich zu der Realistik der übrigen Stücke einigermaßen in Gegensatz trat. Scharf ging der Dichter in der Bearbeitung für 1886 allen Wiederholungen des Gedankens oder auch nur des Ausdrucks auf die Eisen (so z. B. in Strophe 5 von „Abschied"), merzte schwache Stellen unnachsichtlich aus, tilgte retardierende oder nicht schlagkräftige, nein, alle Gleichnisse. Das antiquarische und historische Detail wurde auf das allernötigste beschränkt, alles Bramarbasierende noch sorgfäl-

tiger vermieden. Die Gemütstöne wurden inniger, einfacher, volksliedmäßiger. Nirgends merkt man fremden, etwa Scheffel'schen Einfluß, eher den der alten schweizerischen historischen Lieder, zwischen deren harter Derbheit und Dunkelheit einerseits und moderner Empfindung andererseits eine wohlbedachte feine Mittellinie eingehalten ist, ein Zeugnis für den angeborenen künstlerischen Geschmack und Takt. Dramatisches Leben, Realistik, Kraft und Vereinfachung sind gewonnen und neben dem Kriegerischen das innigste Menschliche[120]). In den kurzen neuen Stücken aber frische, individualisierende Motive. —

In den Freiharstbuben zuerst läßt sich das zyklische Vermögen Adolf Freys feststellen. Die Fähigkeit und das Bedürfnis, eine Richtung ununterbrochen, in raschester Folge einzuschlagen, ihre Ernte bis zur letzten Garbe einzubringen und dann nicht mehr dahin zurückzukehren: Freiharstbuben, Totentanz, Duß und underm Rafe, Ritornelle. Auch in den Gedichten von 1886 ist das Gleichartige in fast ununterbrochener Folge entstanden (Gesichte, Geschichten, Im Kreuzgang), wenn man auch hier von eigentlichen Zyklen nicht reden kann. Adolf Frey hat mehr als einmal versichert, solche bestimmt umgrenzte, einen Spezialtypus tragende Sachen nur in einer bestimmten Zeit, nur einmal hervorbringen zu können, und nur ausnahmsweise ist er nach längerer Frist wieder zu einer solchen Gruppe zurückgekehrt (z. B. Bundesfestspiele, IV. Aufl.), wenn die Motive von früher schon vorhanden waren.

Die Freihärster trugen dem Einundzwanzigjährigen das Lob gewichtiger Stimmen ein: (25. XI. 76 an A. Fleiner) ... „Daß mich der Beifall, der meinen poetischen Sachen zu Teil zu werden verspricht, auch freut, kannst Du Dir denken. Hirzel hat mir über die Lieder eines Freiharstbuben wirklich aufrichtige Elogen gemacht. Von Lohmeyer will ich in dieser Beziehung gar nicht sprechen. Auch Widmann ist erfreut." Und (19. XII. 76 an Fl.): „Die Freiharstbubenlieder sind in der Grenzpost sehr gut besprochen worden, sie sollen es noch an andern Orten werden, wie ich höre" ... (3. II. 77 an Fl.): „Eine große Freude habe ich am letzten Sonntag gehabt. Professor Honegger hat mich im Sonntagsblatt (des „Bundes") sehr gerühmt und gesagt, es sei von mir Großes zu erwarten u. s. w. Noch viel höher steht mir das Urteil von Conrad Ferdinand Meyer vom 27. Januar in der N. Züricher Zeitung ‚Eine entschiedene Begabung beweist Adolf Frey' usw. Die Kritik ist kurz und so streng, daß überhaupt bloß die Namen G. Keller (nämlich es ist der Miniaturalmanach), A. Frey und J. V. Wid-

mann erwähnt sind ... Aber unus mihi instar millium — Gottfried Keller selbst. Emil war ... bei ihm, um seine Unterschrift für den Aufruf zu einem Lenau-Grün-Denkmal zu erbitten. Der Mann war sehr mürrisch. Emil sagte ihm dann, wer er sei, und fährt dann fort in seinem Briefe: ‚Auf einmal gabs Sonnenschein ... er fragte sofort, ob ich etwa der Adolf Frey sei: ‚Nein, das ist mein Bruder!' ‚So, so, was treibt er? wie alt ist er?' u. s. w. ‚Bald 22 Jahr,' ‚So, erst, dann ist er schon sehr weit. Aus dem kann etwas werden. Seine Gedichte sind sehr schön, das muß man sagen. Nicht etwa bloß die Kriegslieder, sondern auch die andern Gedichte. Namentlich ist er in der Form manchmal sehr schön. Das freut mich, u. s. w." Es war vielleicht die größte Freude, die in die Jugendtage Adolf Freys fiel, und man wird sie dem Einundzwanzigjährigen zugute halten.

So unvermittelt die Freiharstbuben auf den Plan stürmten, einen Vorläufer hatten sie doch, der freilich nie vor die Öffentlichkeit gekommen zu sein scheint. Und auch eine ebenfalls den Burgunderkriegen entnommene Nachhut. Sie fanden sich in einem von dem Dichter mit „Juvenilia Camelica" überschriebenen Kuvert vor: „Am See" und „Hallwyls Tod"[121]). Der Dichter erlebt die Vision der Murtenschlacht:

Am See

[„Ich zieh entlang die stillen Seegestade,
Wo auf der Wellen mondbeglänztem Pfade
Die dunkle Nacht mit leisen Schritten geht,
Wo trüben Hauchs im Schilf der Nachtwind weht ...

. . . . . .

Sieh, wie die Flut aufrauschend wogt und wallt!
Sieh, wie im Kreise sich der Nebel ballt!
Und sieh, wie hin und wider sprüht von Helm und Schild
Ein dunkelprächtig Leuchten durchs Gefild!
Es füllt im Mondenschein der stille Plan
Sich überall mit dunkeln Streitern an;

Sie steigen aus dem Boden allerenden
Und aus dem See mit mordbereiten Händen:

. . . . . .

Hier steht am Uferrand mit Schwert und Speer
Zum Kampf gerüstet der Burgunder Heer.
Dort stürzt der Schweizer mit gezücktem Degen
Lawinengleich ihm von der Höh' entgegen.]

. . . . . .

(Vgl. Anmerkg. 121 über die Klammern.)

Es klirrt die Hellebard, die Schwerter klingen,
Es kracht der Helm, die Panzerringe springen,
Der Boden dröhnt vom raschen Sturmeslauf,
Bis zu den Sternen brüllt der Schlachtlärm auf!
Da glüht voran der schwarze Bannerstern
Von Thun, daneben strahlt der Morgenstern
Der Entlebucher; wie ein wunder Bär
Stürzt sich der Berner durch den Rauch daher
. . . . . .
[Doch schau! Dort steht im Feld abwärts den Scharen
Ein hohes Weib im weißen Faltenkleide!
Es glänzt des Veilchenkranzes grün Geschmeide
Auf ihren blonden, aufgelösten Haaren,
. . . . . .
Das ist die Freiheit! Sie erspäht beim bleichen Licht
Der Sterne, wie der freie Schweizer ficht.]
. . . . . .
Denn graunhaft geht durchs Feld der Männer Morden;
. . . . . .
Da sinkt das Mark der Städte, und die Blüte
Der Ritterschaft wird tausendfach geknickt;
. . . . . .
Jetzt tobt ein rasend Hetzen durch das Feld,
. . . . . .
Doch mancher kniet noch unterm Schild geduckt
Und läßt die schmale Fechterklinge kreisen,
Die einem Blitz gleich hin und wider zuckt.
Da wettert durch des Schildes doppelt Eisen
Die Hellebard und durch des Helmes Platten,
Und schon umwölken ihn des Todes Schatten.
Hier fleht ein Bannerherr mit grauem Barte,
Der mutvoll ficht für Leben und Standarte:
Umsonst ist Stich und Stoß, umsonst sein Mut,
Bald liegt er still und bleich in seinem Blut.
Ein Jüngling streckt flehend empor die Hände,
Ob er vielleicht den Zorn der Sieger wende;
Ein kalter Schauer schüttelt sein Gebein,
Auf seine bleichen Schläfen scheint der Mond
Und zeigt sein blondes Haupt im hellen Schein,
Wo schon des Todes grauser Schrecken thront.
„Brie! Grandson!" tönt es, und der Morgenstern
Verdunkelt seiner Augen blaues Licht...
. . . . . .

So heimst der grimme Tod an allen Enden
Die blut'gen Früchte ein mit vollen Händen.
. . . . . .
Bald treiben auf dem See die bleichen Leichen
Und das Gewässer färbt das dunkle Blut,
Und immer neue Opfer heischt die Flut...
. . . . . .
[Doch sieh! Es hat sich aus dem See gereckt
Von Nebel eine dunkle Riesenhand!
Sie hat im nu den blut'gen Strand bedeckt,
Sie deckt den weiten See, sie deckt das Land.
. . . . . .
Leis rauscht die Flut, und seine Pfade geht
Der Nebel nur — — Du hast geträumt, Poet!]

25. XII. 75

Der Dichter, offenbar von diesem Schluß unbefriedigt, widerruft dann den Traum: Doch nein! Dort steht noch jenes stolze Weib, die Freiheit! Sie geht an ihm vorbei und ihn, der in die Knie sinkt, streift ihr Gewand. — Die hier gegebenen Fragmente aus den 161 Verszeilen belegen Gang und Plan des Gedichtes: die landschaftliche Einkleidung, die allgemeine Situation, die Einzelkontingente der Schweizer und die Bestände des Burgunderheeres; als Kontrast und Ruhepunkt die Gestalt der Freiheit, den Gang der Schlacht, Einzelszenen Sterbender, die (nicht befriedigend gefundene) Lösung der Vision. Aber trotz dieser Schwierigkeit und mancher schwer zu vermeidender Wiederholungen wird man nicht verkennen dürfen, daß hier die Anlage zu einem großen phantasiegewaltig gesehenen historischen Gemälde gegeben war, das zu den Freiharstbuben, aber auch zu den spätern „Gesichten" im Band von 1886 hinleitet. Und es ist die Arbeit des Zwanzigjährigen.

„An Hallwyl habe ich heute mit Freude angefangen," meldete Frey am 3. August 1878 an Fleiner. Das Gedicht „Hallwyls Tod" hat ebenfalls eine Vision zur Voraussetzung: der sterbende Hans von Hallwyl glaubt in der Sturmnacht statt des Hallwylersees den Murtensee tosen zu hören und durchlebt noch einmal die grimme Schlacht:

„Mein Banner flattert auf dem Plan!
Halloh! Hie Hallwyl, Sieg und Heil!
Schreit auf zu Gott und stürmet an
Und schwinget Hellebard und Beil!

Wie sich der Welsche stemmt und wehrt,
Wir brechen durch mit Axt und Schwert!
Dran, dran mit Haun und Stechen,
Daß Schild und Panzer brechen!
. . . . . .
Ha, wie sie schreien in der Not!
Ihr Jammern schlägt mir wild ans Ohr!
Auf unsern Geren grinst der Tod!
Treibt sie zum See! Sprengt sie ins Moor!
Ha! Wie der Ritter jagt und hetzt
Und wie der Hengst ins Wasser setzt!
Und in der Wogen Rollen
Sind Roß und Mann verschollen!

Einige wenige historisch-kriegerische Szenen sind dann vor 1886 unter den zahlreichen Gedichten, die A. Frey für die „Deutsche Jugend" („Im Teutoburger Wald", „Winkelrieds Tod") und das „Deutsche Familienblatt", meist zu Bildern, verfaßte, die aber, diesem äußerlichen Anlaß entsprechend, die Kraft der Freiharstbuben nicht erreichen, obwohl sie — er hat sie mit seinem Namen legitimiert — sich damals unter den übrigen Beiträgen immerhin sehen lassen durften[122]). Nach dem Vorfrühling der lyrischen Erstlinge, welcher unter den entschlossenen Klängen der Freiharstbuben um den Poeten einen ganz ansehnlichen Schatz von jungen Kränzen gehäuft hatte, brachten die letzten siebziger und die zwei ersten achziger Jahre wenig poetisches Gut, das nicht nur allgemein das Zeichen unverkennbaren Talentes, sondern das Zeichen Adolf Freys getragen hätte. Es waren die Jahre des Ringens um eine Existenz, der journalistischen Frohn neben dem ernsten Bemühen um das Geistesgut der deutschen Universitäten, neben dem Streben nach gesellschaftlichem Halt, nach Einreihung unter die Könner und Anerkannten, neben körperlichen Krisen und schwerer Krankheit, neben mancher Entbehrung, Selbstzucht und innern Bedrängnissen: „9. VI. 80. Leipzig. ... Niemand kann sich mehr nach Ruhe und Stille sehnen, wo ich meinen poetischen Arbeiten nachgehen könnte. Aber es geht nun einmal nicht, ich habe meine Pflicht zu erfüllen und muß sehen, wie ich mich durchbringe. Was dahinten ist, ist gemäht. Wenn ich die Möglichkeit vor mir sehe, anständig durchzukommen, dann muß ich auch diese Möglichkeit ergreifen. Sind einmal Alfred und Emil (die Brüder) etwas geworden, dann will ich schon meine Wege gehen. Glaubt also nur nicht, daß ich aus Ruhmsucht Recensiönlein schreibe und Bildertexte an-

fertige ... sondern ich thue es, weil ich muß. Und nun Punktum!" (Nach Hause).

Der ganzen Hervorbringung der Zürcher, Leipziger und Berliner Jahre (1877—82), für die dem Dichter der Name Julius Lohmeyer einigermaßen verhängnisvoll geworden war — mochte er auch sein äußeres Fortkommen gefördert haben —, ist folgendes nachzusagen: sie bedeutete eine Unterbrechung der starken, eigenkräftigen, echtdichterischen Anfänge der Aarauer und Berner Jahre. Aber sie war trotzdem auch für den Dichter nicht verlorenes Gut: abgesehen von den unmeßbaren Eindrücken dieser Jahre, von der innern Reife, die er sich errang, von der Meisterschaft im rein Formellen, dem sich entwickelnden Sprachsinn: die leichtgefügten Verse haben oft den beschwingten Liederton, den er als sein Eigenstes später eine Zeitlang schmerzlich vermißte und freudig wiederfand, sie haben da und dort, wo kein Bilderzwang vorlag, Anmut der Erfindung, und vor allem: waren sie noch nicht Adolf Frey, so waren sie auch kein anderer: weder Geibel, noch Baumbach, noch Scheffel usw., von denen sie Abwesenheit der Sentimentalität, wie der forcierten Altertümelei und ein natürliches, leichtfederndes Gelenk unterscheidet, das den Liederdichter ankündet.

Ein Stück aus dieser mit dem Spätsommer 1882 zu Ende gehenden Periode seiner dichterischen Entwicklung ist noch herauszuheben, nach Technik, Stil und Schilderungskunst ein Vorläufer der „Gesichte" des Gedichtbandes von 1886. Der Dichter mag es der Umarbeitung und Aufnahme in diesen nicht würdig befunden haben der etwas moralisierenden Tendenz und des flachen Schlusses wegen — es entstand auch zu einem Bild —; aber es hat mit den erstentworfenen „Gesichten" nicht nur die Ichform der Erzählung gemeinsam, sondern auch die Verbindung des Visionären mit Realistik des Details und die starke Musikalität; vier Zeilen (nachfolgend gesperrt) erinnern direkt an „Geisterleid":

Die Bergfee

Erzählung eines Gemsjägers

„Der zage Sternenschein lag noch im Land,
Als ich, die sichre Armbrust[1]) in der Hand,
Von meiner Hütte stiller Schwelle schied
Und rasch emporstieg durch das Tannenried.
Als erstes Frührot an den Gletschern glomm,
Stand ich schon hoch am ‚Adlerhorn' und klomm

[1]) So, dem Bild entsprechend, statt „Büchse".

Rastlos von Grat zu Grat, von Flüh zu Flüh.
Nach langem Klettern und nach saurer Müh
Fand ich das scheue Tier an einem Hange.
Schon drückte ich die Armbrust an die Wange —
Da, wie den Finger ich zum Drücker schob,
Erscholl des Wachtbocks Pfiff, und pfeilschnell stob
Die Schar davon. Ich folgte ihr behende
Und klomm entlang die lotrecht schroffen Wände.
Allein umsonst. An eines Abgrunds Rand
Legt ich mich endlich hin, und bald umwand
Des Schlummers Fessel meine matten Brauen.
Da stieg zu Häupten, wunderbar zu schauen,
Aus grauer Tiefe unversehns ein Weib;
Es schimmerte der schneeig-weiße Leib,
Im Nacken quoll das goldgewellte Haar,
Und ihre Augen glänzten sternenklar.
Wie windverwehter Vesperglockenklang
Scholl ihre Stimme, da sie zu mir sang ..."

[Es folgt in längerer Ausführung (das ganze Gedicht hat 109 Verszeilen) die Schilderung der Schätze und märchenhaften Dinge, die des jungen und schönen Gemsjägers in den Gletscherhöhlen harren, wenn er den Mut findet, der verführerischen Fee und der Lockung der blauen Blume zu folgen.]

„So sang das schöne Zauberweib und schwand;
Als ich die Lider hob am Felsenrand,
Da kreisten Adler schreiend unter mir;
Doch jäh und ohnegleichen wuchs die Gier
Nach Gold in mir; seit jenen Traumesstunden
War abgrundtief versunken und verschwunden
Des Herzens Frieden und bescheidne Ruh.
. . . . . .
So trieb ich's, bis die überspannte Kraft
Erlag dem heißen Drang der Leidenschaft.
Den überhetzten Sinn töricht verwirrt
Und welk ins tiefste Mark fand mich ein Hirt
Hoch im Gebirg ..." usw.

Mit der zweiten Jahreshälfte 1882 und dem Jahr 1883 fand Adolf Frey seinen „eigenen Stil". Verzögert durch die Übersiedlung von Berlin nach Aarau (Frühling 1882), die neuen Aufgaben, die Beschwerde der physischen und psychischen Akklimatisation, forderte und erhielt endlich die harrende, sehnende Muse ihr Recht.

Mit dem Herbst 1882 betritt man den Studiensaal für den ersten Gedichtband von 1886.

Die dafür ausgearbeiteten Motive bilden nur eine kleine Auswahl aus den überhaupt vorher vorhandenen[123]).

Zu den interessantesten Aufschlüssen über Adolf Freys poetisches Schaffen, ja über poetische Produktion überhaupt, führt es, zu beobachten, wie er seine Motive benützte, was er aufnahm, was er wegließ, was und wie er an Einzelzügen oder dem ganzen Motiv umbildete. In einigen Fällen ist es eine Verszeile oder eine Strophe, die momentan und fertig aus Klang und Intuition entsprungen, Keim und Nahrung eines Gedichtes wurde: „Hier ist des Hügels Neige"; „Veilchen blicken kannst du, Rosen lachen"; „Das sind zu Josophat die dunkeln Gründe"; „Jetzt steh ich schon im ersten Glied". Während die frei erfundenen und die rein lyrischen Motive selten einer Umbiegung bedürfen, sind Änderungen mehr an den epischen, einer bestimmten Quelle entnommenen festzustellen. Von den erstern ist wohl die Wandlung des Motivs eine ganz besonders glückliche im „Goldfisch". „Der sterbende Goldfisch" hieß das Motiv; im Gedicht ist nichts von Sterben, dagegen an dem zufälligen, halb traumhaft im Mondschein wahrgenommenen Gleiten in Licht und Schatten in wundervoller Symbolik ein Liebesgeschick geschildert — an Stimmung und Unmittelbarkeit eines der schönsten Gedichte des Bandes. Im Epischen: wie z. B. das Motiv des Pestwürgers und des ausgewanderten Sees umgebildet ist; für das erstere brauchte der Dichter, um die Tat des Bauern faßbar zu machen und zu heben, eine Personifikation der Pest und den Kampf mit ihr; das des ausgewanderten Sees verlangte vor allem Klärung und Vereinfachung der eigentümlich wirren estnischen Sage, die durch die Erfindung der Nixe gewonnen wurden. Bezeichnend, wie das Motiv des „Auszugs" benützt wurde: „Rapperswyler mit österreichischem Heer gegen Näfels —, ‚und spricht man, do sye hinweggezogen syen uber den Berg uf, do hab die Glock anfangen schlagen und hab so manchen Streich geschlagen, so mancher do bliben wer' (Tschudi, I. 548: 62 Glockenschläge [Rochholz].)" Von der ganzen Erzählung der Chronik hat der Dichter nur den Zug des Aufgebotes über den Berg beibehalten; die gespenstischen Glockenschläge boten ihm keinen menschlichen Zug: er setzte dafür die Gedanken und Kümmernisse der Abziehenden ein, deren Seelen noch zurückbleibend an der Heimat hangen — vergeblich, sie alle fallen! Oder wie[124]) im „Künstler" der Teufelszug des Motivs durch die entstellten Engel er-

ſetzt wird. Manchmal genügte als Motivaufzeichnung auch nur ein Wort: z. B. „Schneelieder".

Deutlich läßt ſich aus den Notierungen erkennen, wie manche Tage, waren Stimmung und Poetenſehnſucht einmal erregt, beſonders reiche Ernte trugen. Es waren leicht nicht die Tage körperlichen Wohlbehagens: Föhn- und Fiebertage disponierten Erfindung und Geſtaltung am ſtärkſten, ſo daß der Dichter einmal, in einer unfruchtbaren Zeit, vom Arzt ein fiebererregendes Mittel verlangte, das er dann aber freilich unbenützt ließ, wie er denn auch nie zu einem andern Stimulans griff und auf den äußerſt mäßig genoſſenen Alkohol, den er gelegentlich als den Vater poetiſcher Einfälle bezeichnen mochte, lange Jahre vor ſeiner letzten Erkrankung ganz verzichtete, ohne dadurch im geringſten ein Verſagen der Phantaſie zu erfahren. Seine Gaben waren von ſolchen Dingen nicht abhängig. Früh war auch die Kontinuität der Stimmung eines der gnadenvollſten Muſengeſchenke: im Januar 1880 verzeichnete er z. B. an einem Tage zehn, an einem andern ſechs Motive, am 2. Mai ſieben, ebenſoviele am 4. Mai, am 7. Mai fünf, am 22. Auguſt ſogar fünfzehn! Dieſe Beiſpiele ließen ſich zu einer anſehnlichen Statiſtik erweitern.

Aber auch die Ausgeſtaltung zeigt in den drei Jahren, von 1883 bis 1886, eine erſtaunliche Intenſität.

Am 4. September 1882 ſchrieb er der Braut den Anfang eines Gedichtes, der ihm in ſchlafloſen Nachtſtunden eingefallen war: „So in Lieder, ganz in Lieder — Möcht' ich meine Seele gießen" ... und am 27. September: „Ganz normal ſind meine Nerven noch immer nicht und namentlich früh eine große Neigung zur Schwermut da. Doch nimmt auch dies allmählich ab. Heute vormittag ging ich zwei Stunden ſpazieren und machte wieder Verſe; aber noch iſt nichts ganz fertig." ... „Kriegsliederlich bin ich jetzt nicht geſtimmt, ſondern denke fleißig an Dich ... Heute vormittags begann ich eine Art erzählendes Gedicht, Situationspoeſie, wo es ſich um die Unſterblichkeit handelt, welche ſchlechterdings geleugnet wird. Auch ſoll dabei von einem ſchönen, aber treuloſen Mädchen die Rede ſein. Das Dichten geht etwas ſchwer, es kann mir nichts konkret, kompreß und gedrängt genug werden. Wenn ich Lieder verfertige oder verfertigte, ging es mir leichter von der Hand. Mein heutiges Unſterblichkeitsleugnungspoem fängt an:

Aus ihren Kammern ſchritt die Mitternacht,
Von ihren Schritten bin ich aufgewacht;

Ihr kühler Odem quoll vor meinem Haus
Und zog mich magisch in das Feld hinaus.
Ich folgte ihr auf wohlvertrauten Stiegen usw.

Zwei Tage später (29. September 1882): „Die Versemacherstimmung kommt bei mir allerdings bei Sehnsucht, gegenwärtig aber davon, daß ich mich außer der Schule mit keinen andern Arbeiten beschäftige und einsamer Weise spazieren gehe. ... Wie fangen meine Gedichte ‚Nacht' und ‚Lenzesherrlichkeit' an? Ich kann mich an dieselben nicht mehr erinnern. Die Melancholie hab' ich geändert, aber gewiß zum Vorteil. Man kann solchen Kleinigkeiten nicht genug Kunst zuwenden, sofern Stimmung und Natürlichkeit nicht verdorben werden ... Ich komme von einem poetischen Thema auf das andere und es ist schade, daß ich jetzt den Schulgaul nicht ausspannen kann, um den Geschichten etwas nachzugehen. Ganz entschieden hat übrigens ... das Gefühl der Reconvalescenz die Hand auch im Spiel" ... 1. Oktober 1882: „Bis aufs Feilen bin ich mit meinem Gedicht fertig:

Dämonisch lange lebend ist die Kraft
Auf Erden ungekühlter Leidenschaft
Und lockt die Seele über Grabesstufen
Mit nimmer ruhenden Sirenenrufen:
Wer ungeliebt, wer vor des Ruhmes Ziel
Ins grauenvolle Netz des Todes fiel,
Den läßt der Sehnsucht bittersüße Qual
Die Ruh' nicht finden unterm Totenmal.
Drum preis' ich den, der, eh' sein Stern erbleicht,
Genießend der Erfüllung Glück erreicht.

Dieses sagt einer, der nach seinem Tode vor Liebessehnsucht nach seiner vor der Heirath verstorbenen Geliebten im Grabe nicht Ruhe findet." ... Hier lagen Keime zu den beiden Gedichten „Im welken Laub" und „Geisterleid", von denen dann jedes für den Gedichtband auf eine einheitliche Linie gebracht und in der zweiten Auflage noch weiter vereinfacht wurde.

Am 5. Oktober 1882 (an L. Beger) war bereits wieder etwas Neues entstanden: „Vorgestern habe ich ein neues Gedicht gemacht, welches ich hierher setzen will und um Kritik bitte ...

Die Freistatt

Von keines Fittigs Flug umschwirrt
Ragt ein Gemäuer ins Geviert.
Von Bäumen überhangen,
Von Eppich eng umfangen.

Es liegt im Föhrenwald versteckt,
Von keines Spähers Blick entdeckt,
Verschüttet sind die Stege.
Verschollen sind die Wege.

Wer Richter mied und Henkershand,
Verfehmt und schuldig schlich durchs Land,
Der fand hier Gnad' und Frieden,
Von Menschenrecht geschieden.

Der Reue tränenreiches Ach,
Die manches schwere Herz hier brach,
Gestürzten Glückes Trauer
Wohnt noch im Bann der Mauer.

Das bittre Weh, das Herzeleid
Lebt hier der längst versunknen Zeit
Und spinnt in unsere Tage
Die jammervolle Klage."

Am 7. Oktober war die Antwort auf diesen Brief eingegangen, und Adolf schrieb darauf zurück (7. X. 82). „Die strenge Recension hat mich mehr gefreut als das größte Lob. Ich hatte immer Angst, die Liebe könnte Dich verblenden, mehr zu sehen als war, und nun freut mich das Gegentheil. Die dritte Strophe habe ich schon vor Tagen geändert.

Auch sonst habe ich noch geändert. Im ganzen hast Du vollkommen recht; nur verlangst Du mehr als ich geben wollte. Es sollte nur ein kleines Stimmungsbildchen sein und die Pointe darin liegen, daß die Reue noch über den Mauern schwebt. Zur weitern Individualisierung ist mir der Stoff zu langweilig; Einzelerzählung möchte ich nicht verschwenden. Sobald ich Stimmung erziele hier — und ich bringe sie schon noch heraus, so bin ich zufrieden. Aus 1, 2 und 5 kann das Gedicht nicht bestehen, weil man wissen muß, woher und welches Herzeleid hier noch lebt. Das ist das originelle. Ich nehme Dir hier gleich das Versprechen ab, immer so offen und schneidig meinen Sachen gegenüber zu treten ... Das Unsterblichkeitsgedicht hat noch ein paar matte Stellen. Uebrigens versuche Du ein Mittelstück in Deinem Sinne an der Freistatt zu machen. Dir gelingt vielleicht ohne Mühe, was mir nicht zu Kopf will.

Ich habe ein neues angefangen.

Den Wolkenmantel auf der Schultern stolzem Bug,
Den Sternenkranz im Haar, umrauscht vom Eulenflug
Erscheint die Nacht —..."

(Wahrscheinlich zu „Auf dem Schlachtfeld".)

Ob Lina Beger dieses einzige Mal, daß eine derartige Aufforderung an sie erging, mit einem Versuch entsprach, ist nicht mehr festzustellen. Die im Spätherbst 1882 neuerdings wieder stärker angegriffenen Nerven, ein Aufenthalt bei seiner Braut u. a. m. unterbrachen die poetische Produktion für ein Vierteljahr; aber Ende Februar setzte sie neu ein: 28. II. 83 (an L. B.): „In den letzten Tagen habe ich wieder mit Versemachen begonnen und beschäftige mich viel mit meinen poetischen Plänen.

„Ich saß an einem herbstlich kahlen Hange,
Dem Stelldichein von allen Einsamkeiten;
Der Nebel zog vorbei mit trägem Gange,
Umflorend und verschleiernd alle Weiten.
Des nahen Stromes Flut verriet durchs Düster
Allein des welken Schilfes scheu Geflüster.
Da quoll ein Sonnenstrahl herab die Lüfte
Auf einen weißen Nacken, weiße Hüfte,
Die in der Wellen matterhelltem Glanze
Harmonisch sacht sich wiegten wie zum Tanze.
O blaue Augen, jugendfrisch Gesicht,
Bezaubernder als Bild und süß Gedicht,
Der Jugendlieben Leib, die mich verriet
Und kaum noch schweift in meines Traums Gebiet.
Du sollst, woher du kamst, zur Tiefe fahren.
Noch bin ich jung an Kraft und Blut und Jahren.
Du hast mein heißes Herz so früh verkühlt,
Da es die Falschheit deines Sinns verspürt" usw.
(Vgl. „Im welken Laub", Ged. I, 1886.)

In einem seiner nächsten Briefe (6. III. 83) drängte das Bekenntnis seiner neuen Richtung und ihrer Ziele sich ihm in die Feder wie nachher nicht wieder: (an L. B.) „Daß Dir meine Verse gefallen, freut mich von Herzen; was Du darüber sagst, freut mich über die Maßen. Ich merke, daß mich diese Stoffe zur Renaissance drängen. Ich kann meine Sprache nicht leuchtend, gedrungen, nicht markig und gehaltvoll genug sehen ... Die eigentümliche, halb traumhafte Beleuchtung ist angeboren. Dabei schwebt mir weniger der in Sprache und Charakterisirung nicht sehr tiefe Ariost (an den sich L. B. erinnert gefühlt hatte), als Shakespeare vor, der ja mit beiden Füßen in der Renaissance steht. Das neue Stück ist für sich, doch habe ich noch mehrere z. T. mit sehr schönen Motiven geplant. Ich fühle, es drängt mich ab von dem Gewöhnlichen, aber meine Eigenart kämpft sich schwer durch. Ich staune fast, mich auf dieser Bahn zu sehen, da doch die

Freiharstbuben- und einige Liebeslieder mich als zum direkten Ausströmen der innersten Empfindung geboren scheinen ließen, und ich glaubte, im Liede meine Stärke zu finden[125])."

Am 9. März war er an der Arbeit: „Mit meinem Gedicht bin ich noch nicht viel weiter gerückt. Es wäre mir lieb, es bald fertig zu haben. Wie mich alles Reisen außer Fassung bringt, so wirkt auch die Weltreise nach Zürich nachteilig auf meine poetische Stimmung", aber am 15. März konnte er den Abschluß melden[126]): „Vorgestern habe ich nunmehr das Gedicht ‚Ich saß' usw. fertig gebracht und ändere nun daran herum. Es sind 86 Zeilen." Und am 18. März sah er sich nach neuen Stoffen um: „Ich trage mich mit verschiedenen poetischen Stoffen, wie der letztbehandelte, herum und weiß nicht, welchen ich wählen soll."

Als ein entscheidendes Moment seiner neuen Richtung hatte der Dichter den Zug zur Renaissance genannt: er bezeichnete damit wohl die Stilisierung, die strenge Gebundenheit der Form, die Konzentration, die ganze Haltung und wohl auch eine gewisse Abwendung vom rein Lyrischen zu einer Gestaltungsweise, die das lyrisch Empfundene im erzählten Erlebnis gibt: er selbst wurde, ohne eine Nachahmung anzustreben, an Shakespeare erinnert; man konnte auch an Italiener denken, niemals an die Franzosen; vielleicht hing der Eindruck auch vorwiegend an der Personifikation abstrakter Begriffe, obwohl diese von je Eigentum der Poesie war und ist. Erfindung, Charakteristik und Handlung der „Gesichte", denn nur ihnen gegenüber kann die Frage überhaupt aufgeworfen werden, haben mit der Renaissance nichts zu tun; es liegen keine Stoffe aus der Renaissance vor, keine Menschen, keine Kunstwerke, wie bei C. F. Meyer.

Unterbrochen durch die Heirat und Einsiedelung, Verhandlung und Arbeit für die Ausgaben in der Kürschnerschen „Deutschen Nationalliteratur" und die Vorlesungen, findet sich die Spur der poetischen Produktion erst wieder zu Beginn des Sommers in einem Brief an Emil: 2. Juli 1883. „Ich habe vor einigen Tagen das Vierzigfränklergedicht angefangen." Darunter ist „Das Meerweib" (ursprünglich „Meerfee") zu verstehen. (Die Konzeption des Gedichtes schloß sich an ein goldenes Vierzigfrankenstück, einen Napoleon I. von 1811, an, das Adolf als „Heckepfennig" in die Ehe mitbrachte.)

„Ein schimmerblanker Stahlschild strahlt die See
Im Schein des Firmamentes. Eine Fee

Dehnt mondscheinüberträuft am Rande
Die feuchten weißen Glieder in dem Sande.
Und wie sie, Knie und Knöchel flutbespült,
Mit läss'ger Hand im Grunde sinnend wühlt,
Gräbt sie ein altes Goldstück halb hervor

. . . . . .

Des Kaisers Haupt ist auf das Gold geprägt,
Der einst im Sturme Throne weggefegt" usw.

Wie groß die Zahl der im Jahr 1883 entstandenen und in den Gedichtband von 1886 aufgenommenen Gedichte war, läßt sich aus dem spärlich gewordenen Briefmaterial (an Emil, an C. F. Meyer) nicht mehr feststellen, da die ausgiebigen Briefe an die Braut in Wegfall kamen. Am 12. Oktober 1883 meldet ein Brief an Emil die Entstehung eines neuen Gedichtes und teilt eine Niederschrift des zweiten Stückes von „Prometheus" mit, „Die Klage".

Aus einem Brief an C. F. Meyer, noch vom 9. Januar 1883, geht hervor, daß Frey ihm das Motiv zu „Totenfahrt" mitgeteilt hatte, wahrscheinlich mündlich, und daß Meyer Lust zeigte, den schönen Vorwurf selbst zu bearbeiten. „Machen Sie doch," schrieb Frey am 9. Januar 1883 an ihn, „mit dem Reigen der Toten und Lebendigen, was Sie gerne wollen! Er sei Ihr Eigenthum! Wollen Sie Ihr Gewissen durchaus salviren, so können Sie ja irgendwo und irgendwann gelegentlich bemerken, der Stoff sei Ihnen mitgeteilt worden. Hoffentlich komme ich nun bald einmal recht zum Versemachen." Meyer führte das Motiv in „Zwei Reigen" aus. „Ihr Doppelreigen," ließ sich Frey am 17. Juni vernehmen, „gefällt mir aus zwei Gründen gut: erstens weil viel latenter Glanz darin steckt und zweitens wegen der Motivirung des Geisterreigens. Ich für meinen Theil wollte und will die Sache ganz anders fassen als Sie ... ich will wesentlich die Situation betonen. Ihr Schluß ist so schön. Schwache, gezwungene Stellen (in Meyers Gedichtentwurf) entgehen Ihnen sicher weniger als mir: „Der Mond sich hebt", fällt ja schon noch weg. Dann greift die Schlußzeile der ersten Strophe dem Inhalt der zweiten vor; dadurch enthält die zweite eine unnötige Wiederholung und die Rundung der ersten wird zerstört."

Auf weiteres über dieses und andere Gedichte C. F. Meyers kam er in den nächsten Briefen zu reden. Vor Jahresschluß (20. Dezember 1883) erwähnte er ihm gegenüber wieder einmal seine eigenen poetischen Taten, nachdem er sich bislang ausschließlich mit denen des Meisters befaßt: „Ich habe wieder ein halbes Dutzend anständige Gedichte zu-

sammengebracht, ich sehe nun erst, was man bei der Arbeit an solchen Dingen lernt." Einen andern frühern Ernteschnitt mochte er mündlich vor ihm ausgebreitet haben. Mit einem ansehnlichen Segen stellte sich das Jahr 1884 ein; nicht nur brachte es die Ausführung der meisten Konzeptionen des vorhergegangenen Jahres und mit neuen meist zugleich die Gestaltung, sondern auch die Durcharbeitung schon vorhandener Schöpfungen, wobei, wie schon vorher überhaupt, festzuhalten ist, daß für den Hauptbestand des Bandes von 1886 die Entstehungsdaten fehlen. Im Februar wurde „Unvergessen" niedergeschrieben; am 18. März an Emil berichtet: „... ich habe die Freiharstbubenlieder gründlich frisirt und 5 davon gänzlich erschlagen. Dagegen habe ich 10 neue gemacht und einige Liebesgedichte." Am 7., 12., 16. und 20. Mai kann er dem Bruder jeweilen die Entstehung von zwei neuen Gedichten berichten, so daß fast jeder Tag von der Muse gesegnet war. In den Sommerferien, die er auf dem Menzberg verbrachte, entstand am 22. Juli das kleine durch die Abreise seiner Frau hervorgerufene „Geleite", ein weiteres wird am 30. Juli erwähnt. Der August brachte „Kranz", der September die Umarbeitung von „Meerweib", an das er am 27. Oktober noch die letzte Hand legte; am 23. September schrieb er an Emil: „Die vier Stücke vom Geist („Geisterleid"), Schlachtfeld, Charon und Meerweib sind revidiert; nur an letzterem fehlen noch einige Zeilen. Ich kann wohl sagen, sie haben alle mehr gewonnen, als ich glaubte, daß es möglich wäre. Sie sind so zugerichtet, daß man sie erst abschreiben muß, ehe man sie Dir schicken kann." Der 27. Dezember 1884 drückte dem scheidenden Jahr mit der Schöpfung des ergreifenden Gedichtes „Der Goldfisch" den Kranz aufs Haupt[128]).

Außer den Spaziergängen waren vor allem die Abende der dichterischen Arbeit hold. Auf- und abwandernd hing Adolf Frey seinen poetischen Stimmungen und Gedanken nach, während die Frau am Klavier saß; denn von der Musik empfing er tiefwirkende Anregung. Neben den geliebten Klassikern Bach, Mozart, Beethoven liebte er damals besonders Chopin. So häufte sich das künstlerische Gut des Bandes, der zum erstenmal Adolf Frey vor die Augen nicht nur des heimatlichen, sondern des ganzen deutschsprachlichen gebildeten Publikums als einen Dichter brachte, der Eigenes eigen zu sagen hatte und sich neben die Großen seines Volkes zu stellen berechtigt war.

Der Band steckt voll inneren Erlebens. Aber dabei war Freys Verhältnis zum einzelnen persönlichen Erlebnis das denkbar freieste. Ge-

schehnisse, von denen man nach landläufigen Begriffen einen direkt erkennbaren Widerschein in seiner Poesie erwarten sollte, haben meist keinen erfahren[129]). Wenige Gedichte kann man biographische, d. h. inhaltlich genau so erlebt wie gestaltete nennen: „Die Brüder", „Das Bild des Vaters", „Künstlerernte", „Falter", „Am Bergsee,", „Bergaufenthalt". Die letzten vier sind Ferienerlebnisse: Künstlerernte und Falter gehen auf einen Aufenthalt im Tödihotel bei Linthtal im Jahre 1886 zurück, wo Frey den Maler Leonhard Steiner auf seinen Wallfahrten nach benachbarten Alpweiden zu begleiten liebte, „Am Bergsee" auf seine Tour von da nach dem Muttensee, „Bergaufenthalt" auf den wiederholt von ihm aufgesuchten Menzberg. Stark biographischen Gehaltes, aber frei umgestaltet sind „Stunde der Schwermut", „Zweikampf", „Geleite", „Das welke Blatt", „Wanderung", „Heimkehr", „Goldfisch". Wie viel Erlebtes in der Abteilung „Von der Kunst" steckt, kann und soll nicht untersucht werden, so wenig, wie sich jede da und dort hereinspielende Impression, jedes Gedanken- und Gefühlsmoment heimweisen ließe. Und wer möchte leugnen, daß jedes Gedicht, in der Seele des Dichters erlebt, ein Erlebnis sei, daß es ohne innerstes Erleben überhaupt nicht entstanden sein könnte? Daß das äußere Geschehen dem gegenüber fast ein Gleichgültiges sei? Vergeblich wird man in Adolf Freys Gedichten — vielleicht mit einer Ausnahme — nach den Porträtzügen von Frauen suchen, die in sein Leben eingegriffen haben, vergebens nach den Einzelheiten seines frühen und harten Lebenskampfes oder nach Reisebildern und Oden „Auf". Er suchte das originelle, phantasienährende, das künstlerische Motiv; er mußte am stärksten künstlerisch beteiligt sein; er litt unter dem Gebundensein an die „gemeine Wirklichkeit"; er war am meisten Adolf Frey, wo er ganz frei gestalten konnte. Das schloß nicht aus, daß auch er Erlebtes wählte und in die Willkür der Poesie erhob, wenn es künstlerischer Gestaltung fähig und wert war und nach ihr rang, aber auch nicht, daß er die Gebilde der Phantasie mit den Mitteln stärkster Realistik schilderte, wo es der Gegenstand erlaubte. Aber immer blieb die Phantasie seine Göttin, und sein erster Gedichtband ist kein Bekenntnisband im gewöhnlichen Sinn.

Und doch! „Ist kein Spiegel doch auf Erden, der wie Poesie verrät!" Ungewollt und so unbewußt, als es bei einem Schaffenden möglich ist, tritt die Persönlichkeit hervor: wie Tiefe der Empfindung, männliche Gehaltenheit, Schwermut und Daseinsfreude, Traum und

Sehnen, Tapferkeit und Todesverachtung und der Sinn für das merkwürdige Geschehen unter den Menschen zum Worte kommen — persönlicher kann Dichtung nicht sein, lebendiger kann der Dichter nicht aus dem Werk blicken! Aus den Tiefen seiner Seele stammt das wunderbare traumhafte Halbdunkel — er wußte es wohl und kannte das verschleierte nächtliche Flacken und Glimmen geheimnisvoller Welten, aus denen es kam, die echteste Gabe des geborenen Lyrikers, eines Mörike und Eichendorff, und dem versagt, dessen Musen nur Kunsteinsicht und Wille heißen. Aber ihm war auch das Gegengewicht der gefahrvollen Göttergabe verliehen: das Eingewachsensein in Leben und Wirklichkeit und die erlösende Bildnerkraft. Sie wandte sein Auge nach der Natur, nach vergangenem und gegenwärtigem Menschengeschick. Hier schuf er bildnerisch. Aber nie philosophisch. Die Einseitigkeit des Dichterphilosophen, der meist ein Philosophendichter ist, war von seiner Anlage ausgeschlossen. Hatte er etwas Gedankliches zu sagen — Lebensweisheit, Selbsterkenntnis, nie Transzendentales —, so geschah es kurz, treffend, im schlagenden Bild. So stark Neigung und Sinn für Geschichte waren, am ergreifendsten, eigensten war er, wo er in die Lücken, auf die Lichtungen der Geschichte trat und nicht auf ihren festummauerten Pfaden gehen mußte.

In zwei mächtige Arme teilte sich der Strom seiner bildenden Phantasie, deren ausbalancierte Stärke seine Eigenart recht eigentlich ausmacht: in die dichterische und die malerische Bildkunst, die im Grund ein und dasselbe, nur für die Betrachtung zu trennen sind. Wenn irgendwo, so ließen sich an seinen Gedichten und ganz besonders an diesem ersten Band die Eigenrechte dieser beiden Schöpferkräfte erweisen; er gebot über beide, und er kannte ihre Marksteine.

Herrschte in dem dichterischen Bild Stimmung, unbeschränkte Freiheit, sprachliche Intuition sondergleichen, so waren in dem malerischen Gestalten Farbenglut und strenger Kontur Meister. Dort schreckte die eigenmächtige, schrankenlos sich ausgebende Sprachphantasie vor keiner Kühnheit des Ausdrucks und der Personifikation zurück, und welche Gewalt übt sie!

„Versprühnder Dörfer Schein auf dem Gewand,
Röcheln im Ohr, Verderben in der Hand,
So ist die Schlacht erlahmt davongeschritten."

Der herbstliche Hang ist das „Stelldichein von allen Einsamkeiten"; „Die Stirne war ein Saatfeld dunkler Qual"; „Die Flamme ist schon

von des Irdischen Raubgier angestachelt"; „Hätt' Donner deiner Kehle Stimm' gezeugt, Und Erz, die laute Mutter, sie geboren"; „Der Pulsschlag dieser That treibt durch die Welt"; „Dich, der mit Blitzen seine Knie umgürtet und im Donner fährt, der Sonnen lacht und Stürme zürnt". In fast noch größerer Fülle und bezaubernder Schönheit das malbare Bild: wie Prometheus den himmlischen Gefilden zuschreitet, von goldener Kette die goldene Schale des Sternenfeuers löst, oder wie in den Reigen der lebendigen Jugend aus Duft und Dämmer die Toten wandern, wie das Meerweib am Strande träumt — unnötig, die Beispiele zu häufen, wo jedes Gedicht von gedrängter Bildfülle schwillt!

Und zum Dritten war, schwesterlich neben den andern entsprungen, noch eine Gabe sein eigen: er, dem Musik die Schwingen dichterischen Schaffens losband, er hatte Musik: wie das schon dieser erste Band verriet, wie Rhythmus und Musik der Sprache sich einen, um die Empfindung auf ihren Wellen zu schaukeln, auch dafür genügen wenige Hinweise: „Abendfrieden", „Im März", „Schöner Ort", „Feier", „Föhnnacht", „Meine Lieder", „Schwanengesang", „Ständchen", „Goldfisch". Es sind neben den „Freiharstbuben" vor allem die Liebeslieder, die zur Komposition lockten.

Adolf Frey hatte Unmittelbarkeit und die schwebenden Lichter des Lyrikers, aber er hatte und wollte, was nur scheinbar ein Widerspiel dieser Qualitäten ist — auch Klarheit. Nie hat er in unmöglichen Gleichnissen unmögliche Dinge gesagt, und man braucht kein ins Vierdimensionale reichendes Begriffsorgan, um ihn zu verstehen. Das kam von seinem Bedürfnis nach Wahrheit: das Spiegelbild der Welt sollte wahr und unverzerrt aus seiner Poesie hervorleuchten; die mystische Verschmiertheit der Dinge und Situationen, die psychopathische Sucht nach dem Unerhörten, unter der sich brüchiges Können so gern versteckt, waren ihm ein Greuel. Mochte seiner Phantasie jede Freiheit gegönnt sein: an Einfachheit und Reinheit, an Wahrheit und Klarheit von Bild und Situation vergriff sie sich nie. Das hielt ihn auch in frühesten Jahren schon frei von der Konvention der verdorrenden Nachromantik. Gottfried Keller und C. F. Meyer hatten den Weg gewiesen, der aus ihrer Öde herausführte; Adolf Frey ging diesen Weg, aber er ging ihn auf eigenen Füßen. Er folgte den Voranschreitenden in ihrer Abwendung von dem ewig Gestrigen, in der bisher unerhörten freien Motivwahl (auch in der bildenden Kunst trat bald eine ähnliche Wendung ein),

in der herben, in ihrem und seinem Schweizertum begründeten Zusammenfassung und Selbstbeschränkung auf das stofflich Gegebene, in der realistischen Gegenständlichkeit, die auch Keller und Meyer verbindet. Ein Kritiker (selbst von je und noch heute Universalist) nannte das „Zürcher Schule"; es war aber keinerlei Schule, sondern sich befreiende, sich selbst findende Schweizer Eigenart, die sich auch in Adolf Frey aussprach. Es geht daher nicht an, ihn in den Schatten Kellers und Meyers zu stellen: er ist keine Reprise, weder des einen noch des andern. Mag er immerhin von ihnen gelernt haben, mag Meyer Verwandtes empfunden haben, mag er ihrer Künstlerstrenge, auch im gegebenen Fall einmal ihrer Technik gefolgt sein. Das ist alles nebensächlich gegenüber seiner starken Künstlerindividualität. Nur diese entscheidet. Ihn zeichnet und unterscheidet das Liedmäßige, das traumhafte Halbdunkel des geborenen Lyrikers von der hellern Beleuchtung Kellers, das Ursprüngliche der Sprach- und Sachphantasie von der Bewußtheit Meyers, die kriegerische Kraft von beiden, um nur das eine oder andere zu nennen.

Seine Richtlinien waren: Eigenes eigen zu sagen, dem Gefühl seine unmittelbare, im Volkslied vorgebildete Aussprache zu lassen, das sorgfältig gewählte Motiv auf das unbedingt in ihm Liegende zu beschränken; es waren Vereinfachung, Stilreinheit, künstlerische Selbstzucht bis zum Äußersten. Freilich Erfindung, Geschmack und Kunsteinsicht, vor allem Kraft und Selbstherrlichkeit der Phantasie waren angebornes Göttergeschenk. Auf diesem Grund und nach solchen Zielen bewegte sich seine Entwicklung von den ersten Versuchen bis zum ersten Gedichtband, und mit ihm erreichte sie ihren ersten ragenden Gipfelpunkt.

„Theurer Herr," schrieb C. F. Meyer am 23. September 1886 an Adolf Frey, „Häffel schreibt, daß das Msc. Ihrer Gedichte auf ihn Eindruck macht. Die Frucht ist reif: jetzt ist es Zeit, daß sie falle!"

Und sie fiel. Haessel kam in alter Freundschaft und mit altem Wohlwollen der Anfrage des Dichters entgegen, wenn er auch einige etwas grämliche Bedenken nicht unterdrücken konnte, bei denen das väterliche Interesse für den jungen Freund ebenso stark mitsprach, wie das des Verlegers[130]). „Lieber Freund, (10. IX. 86) Ihre Gedichte habe ich letzte Nacht zu Ende gelesen. Schwer kam ich nachher zum Schlafen. Ein erschreckender Trübsinn beherrscht sie alle, vielleicht ganz geeignet, die Leser abzulenken. Dennoch würde ich den Druck wagen, denn vielleicht entsetzen Sie sich vor Ihrem eigenen Werke, wenn Sie Alles gesammelt

gedruckt vor sich sehen, und wenden Ihr Seelenleben um ... Ich bin allein von der Absicht geleitet, Ihnen Freude zu bereiten und womöglich Ihren Geist zu freudigeren Anschauungen überzuführen" ... Konnte sich der nunmehr doch einunddreißigjährige Empfänger dieses Briefes sagen, daß aus einem ähnlichen, komisch-rührenden Grund kaum je ein Verleger einen Gedichtband gedruckt haben möge, so befand er sich in den Angsten des alten Herrn doch nicht in geringer Gesellschaft: denn im gleichen Brief sorgte er sich um die nächste Schöpfung C. F. Meyers („wenn er nur nicht zu schwer verständlich ist. Die Richterin bleibt Caviar fürs Volk") und entsetzte sich über Gottfried Keller („aber der Herr Salander! Ein größerer Mißgriff ist mir kaum vorgekommen!"). Ein besonderes Bedenken erregte ihm noch „Tod und Bismarck": „Ich öffne den Brief," lautete die Nachschrift, „nochmals. Ihr Gedicht Tod u. B. ist mir doch recht fatal. Ich kann es nicht drucken, denn ich kann nichts zur Verherrlichung eines Mannes beitragen, den ich für den größten Feind unseres Volkes halte." Das Gedicht war allerdings schon gedruckt und zwar in der damals von Josef Kürschner herausgegebenen Monatsschrift „Vom Fels zum Meer", der am 7. März 1886 darüber berichtete: „Ihr Bismarck-Gedicht hat übrigens namentlich aus der Schweiz eine Menge schimpfender Stimmen herbeigezogen. Da das übrigens schon früher bei einem Gedicht von Ihnen der Fall gewesen, vermute ich, daß Ihnen dort viele Leute nicht grün sind." Adolf Frey, dem jede politische Tendenz fern gelegen hatte, regte sich darüber nicht weiter auf.

Die Aufnahme des Bandes war ein voller Erfolg bei Dichtern und Künstlern, aber auch bei der gebildeten Leserschaft der Schweiz und Deutschlands. Als einer der Ersten begrüßte ihn warm, großherzig und ohne jede Protektionsmiene Gottfried Keller:

„Nachdem ich nun einen ersten Gang durch Ihre Gedichte gethan, wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück zu der festlichen That, mit der Sie Ihre Laufbahn eröffnen, um zweifelsohne noch viel Schönes mit fliegenden Bannern folgen zu lassen. Für jetzt aber will ich mich dankbar begnügen, das Buch zur Hand zu haben und mich darin in guter Stunde zu ergehen.

Unsereins hat ja den doppelten Genuß, nicht nur das Dargebotene in sich aufzunehmen, sondern auch den Gang eines fremden Schaffens zu verfolgen.

Ich bitte, mich auch Ihrer Frau Gemahlin bei diesem Anlaß empfehlen zu wollen.

Mit besten Grüßen

Ihr

G. Keller[131])."

Ausführlich und mit eingehender Sorgfalt beschäftigte sich C. F. Meyer[132]) mit dem Werk seines jungen Freundes, das er mit Anteil und Spannung erwartet hatte. Zuerst nur mit einer kurzen, vom ersten Eindruck erfüllten Karte (13. XI. 86): „Ich habe eben Ihre Sammlung durchlaufen und muß Ihnen doch gleich mit einer freudigen Zeile sagen, daß sie mir, Lyrik und Epik, einen vollen und bedeutenden Eindruck macht, zuerst den der Wahrheit und dann auch — wie Sie selbst sagen —" [Es ringt mein Lied nach Glanz und Stärke] „den des ‚Glanzes' und der ‚Stärke'. Ohne auf Einzelnes einzugehen — darüber plaudern wir ja wohl einmal zusammen, will ich Ihnen doch meinen vorläufigen bescheidenen Liebling unter den Balladen nennen. Es ist — die ‚Hut des Richters'. In der Lyrik gefällt mir das rückhaltlos Individuelle am besten, z. B. die drei schwimmenden Nacken!

Herzlich Ihr

C. F. Meyer."

Adolf Frey hatte, dem Wunsche des verehrten Meisters entsprechend, mündlich und brieflich Bedenken und Aussetzungen oder Änderungsvorschläge gegenüber den ihm vorgelegten Gedichten Meyers ausgesprochen; jetzt befand sich dieser dem Jüngern gegenüber im gleichen Fall, da er bisher wohl einige der Gedichte, aber nicht die ganze Sammlung kannte. (Briefe I 368: „Es ist gut, daß Ihre Sammlung auf den Weihnachtstisch kommt, u. daß ich dieselbe vorher nicht werde besichtigt haben, ist besser für Sie u. mich.") Er tat es zunächst in einem Schreiben vom 15. November:

„Theurer Herr, jetzt da ich die Sammlung bis in ihre Winkel kenne, lassen Sie mich Ihnen mit einer zweiten Zeile und auch einem größern Stück Papier von Herzen zu derselben Glück wünschen.

Zuerst zu der virtuosen Form. Eine Mannigfaltigkeit von Klang und Farbe! Von dem eisernen Tritt (auf dem Schlachtfelde) bis zu der größten Anmut (im März), von der Böcklinschen Landschaft bis zu der Holländerei (vide das Kindergewimmel, wenn hier die Frau nicht ein bißchen geholfen hat" [was in keiner Weise geschehen war!].

Was den Gehalt betrifft, ist wohl das Lyrische gleichwertiger als das Erzählende. Einige Balladenmotive scheinen mir nicht zur vollen Gestaltung gekommen zu sein, z. B. Knut von Schleswig, was sehr leicht an den Motiven selbst liegen könnte. Im „Rückzug von Meaux" ist ein unberechtigter Zug pg. 98 oben: Der Bartholomäus-Karl, damals noch ein Knabe, marschierte fluchend in den vordersten Reihen und wies den Hugenotten die Fäuste.

In der Lyrik ist das Schönste und Ergreifendste. Das Leitmotiv, der Umgang mit dem Tode, wird angenehm variiert von der Tanzlust und der Kriegslust. Letztere ist echt schweizerisch und thut sehr wohl. Summa: aus dieser Lyrik tritt eine unverstellte Individualität hervor und gewinnt durch ihre Ehrlichkeit.

Wenn ich nun schließlich noch das Bekenntnis ablege, daß ich an dem Grellen ‚Geisterleid', Würfel in die Gruftschale usw.) mein besonderes Wohlgefallen habe und an den Bildchen (die in den Kanonenlauf blickenden Blümchen, der Falter an der gebrochenen Blume, gedeutet als ein Anschmiegen an die verstorbene Geliebte usw.), so ist die Hauptsache gesagt.

Sie müssen mir es nicht verübeln, wenn ich auf die Sammlung zurückgekommen bin. Ich habe mich langeher darauf gefreut und dafür interessiert.

Herzlich Ihr

Kilchberg, 15. November 1886. C. F. Meyer."

Frey las aus den wenigen Einwendungen Meyers zweifelsohne mehr heraus, als sie besagen sollten und gegenüber der überaus warmen und herzlichen Anerkennung wirklich besagten: „Hochverehrter Herr! Für Ihre beiden Briefe sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank und brauche wohl nicht erst beizufügen, daß sie mich sehr gefreut haben.

Das Lob einzustreichen, bin ich natürlich gerne bereit; die Aussetzungen — die offenen und die verhüllten — finde ich nur zu sehr begründet... Ich freue mich überaus auf Ihre mündlichen Aussetzungen im Einzelnen. Ich habe vor mehr als drei Jahren viel gelernt, als Sie Zeile für Zeile das Meerweib mit mir durchgingen; ich werde jetzt noch mehr lernen; zwischen jener Zeit und dem 1. Oktober dieses Jahres sind fast alle Gedichte entstanden. Daß die epischen Sachen ungleicher und meistens tiefer sind, als die lyrischen, fühle ich wohl. Abgesehen davon, daß mir die mehr volkstümliche d. h. volksliedermäßige Behandlung als

die höchste erscheint, wo sich die Unzulänglichkeit der Stoffe rasch zeigt, sind eine Reihe der Stoffe wirklich nur Anekdoten ... An Ihrem Urteil speziell über zwei Gedichte, über die sich zwischen meinem Bruder und mir eine Controverse entsponnen hat, liegt mir sehr viel: Karnevals Heimgang pg. 137 und das letzte: Schwanengesang. Würden Sie vielleicht gelegentlich darüber mir eine Zeile zukommen lassen?" (16. XI. 86.) Der Briefschreiber stand unter dem nach der Vollendung jedes größeren Werkes bei ihm, wie wohl bei jedem ernsthaften Künstler eintretenden Stimmungsrückschlag, der ihm das Geleistete verkleinerte und aus der Leere der vorher schaffungsfreudigen Seele das Gespenst der Selbstverkennung aufsteigen ließ. Meyer antwortete umgehend: „17. November 1886 spät. Theurer Herr, ich denke, „Schwanengesang" ist ein süßes Gedicht von natürlicher Entwicklung und als Stimmung sehr wahr ... Eher würde ich das Eingangsgedicht, (das man immer prologartig auffaßt), als ein bischen zurückschreckend beanstanden. Carnevals Heimgang ist ein glückliches Motiv." ... (Briefe I S. 370.)

Mehrmals fand Frey Gelegenheit, brieflich Meyer gegenüber auf seine Gedichte zu reden zu kommen, als dieser ihm einen Brief Paul Heyses mitteilte, der bei ihm „im Motiv allzu Loses und Leichtes" entdeckt und beigefügt hatte: „Im Ganzen aber ein sehr kräftig sprießender Wuchs der Empfindung und Anschauung und eine fast eigensinnige Abkehr von den bequemen landläufigen Geleisen." Diesmal setzte sich Frey gegen den Tadel zur Wehr: „15. XII. 86 ... sage ich Ihnen herzlichen Dank ... für den Brief von Heyse. Mit seinem Tadel mag er wohl Recht haben; aber die Strenge desselben bewog mich, einen erneuten Blick in seine Gedichte zu werfen, und da fand ich denn auch Manches, was ich nicht gerade gemacht haben möchte, namentlich in der Menge ‚loser und leichter Motive' ist er mir über, und wenn einer von uns an der Wassersucht sterben muß, so hat er den Vortritt. Indessen finde ich Lob und Tadel vorzüglich formuliert und so, wie es doch nur ein Dichter kann." Nach Jahren hatte Heyse sein Urteil allerdings wesentlich zurecht gerückt. „Schönsten Dank, wertheſter Herr," schrieb er am 25. November 1907, nach Übersendung der zweiten umgearbeiteten und vermehrten Auflage, „für Ihr neues Geschenk, das aber das alte weder aus meiner Bücherei noch aus meinem Herzen verdrängen wird. Es gehört zu den lyrischen Büchlein, nach denen ich am Abend zu greifen pflege, wenn ich vorm Schlafengehn noch einen Trunk aus der Quelle lauterer Schönheit schöpfen will."

Karl Stauffer stellte sich mit einem Bravo ein, das dem Maler in Adolf Frey freudige Gerechtigkeit widerfahren ließ: „Berlin NW., Klopstockstraße 52. 27. XII. 86. Famos, verehrtester Herr Professor und Freund! Das ist ein Buch, an dem man seine Freude haben kann! Gott, was wird geleiert und geklingelt mit und ohne Geschick und wie selten ist ein Körnlein Poesie! Aber Sie haben Ihre Sache gut gemacht, gut gesehen und schneidig gemalt. Es ist ein Vergnügen. So fein verarbeitete Stimmungen habe ich von einem andern Deutschen schon lange nicht gelesen. Ich bin zwar, wie Sie wissen, kein Poet, habe aber Empfindung für künstlerisches Schaffen jeder Art und glaube im Stande zu sein, soweit es einem nicht selbst ausübenden Künstler (= Dichter) möglich ist, Ihre Leistungen zu würdigen. Mich als Maler freut, daß Sie wirkliche Stimmung sachgemäß verarbeitet und Ihre Bilder so gemalt, daß der Leser wirklich sieht, was Sie gesehen und Sie in der Stimmung begleiten kann oder besser, muß. — ... Ihr alter Stauffer[133]).“

Ein voller Herzenston aber schlug Adolf Frey aus dem Jubel des Bruders Emil entgegen: „13. XI. 86. Soeben habe ich mit einer Mordsfreude Deine Gedichte erhalten. Sie machen sich ganz famos und werden gewiß ihren Weg finden ... Also, der Band ist herrlich; ich bin ganz glücklich und prophezeie Dir einen Kranz von Lorbohnen.“ —

Und in der Tat begann der Lorbeer zu sprießen, und der Auftakt der Presse ließ nichts zu wünschen übrig. Widmann, der allezeit mit Anerkennung wirklichen Künstlertums weder zauderte, noch geizte, veröffentlichte schon am 19. November zwei große beifallsfreudige Feuilletons im „Bund“.

Er wies darauf hin, wie Frey seine Ernte abzuwarten verstand: „Solche Strenge gegen die frühen Werke, an denen doch die Seele des Dichters hängen muß, zeugt von Selbstzucht, von künstlerischem Ernst... Sie lohnt sich aber auch ... Denn wer nun von Urteilsfähigen diesen Band zur Hand nimmt, wird alsobald inne werden, daß hier eine ausgeprägte dichterische Persönlichkeit das Wort ergriffen hat und desselben mit Meisterschaft sich bedient. Kurz — die deutsche Schweiz hat einen neuen Dichter erhalten ...“ „Sie sollten mir nicht danken, verehrter Freund,“ lehnte er brieflich Freys Dank ab, „da Sie doch selbst fühlen müssen, daß Ihre Gedichte sich selbst rezensirt haben ... Wirklich, Ihr Buch hat meine Erwartungen übertroffen“ ...

Carl Spitteler, damals Redakteur an der „Schweizer Grenzpost“, setzte ebenfalls mit einer ausgedehnten, als redaktionell nicht gezeichneten

Besprechung ein und gab dann später seinem verstärkten Eindruck in einem Artikel des „Kunstwart" (Jahrg. 1, 11. Stück) nochmals das Wort: „Hoffentlich gelingt es mir diesmal besser, gerecht zu sein als in der ‚Grenzpost'." (Sp. an A. Fr. 20. II. 88.) „Die gebührende Würdigung einer neuen und bedeutenden Erscheinung erfordert für Jeden, der nicht durch zufällige Geistes- und Sinnesverwandtschaft vorbereitet ist, eine gewisse Zeit. Das Befremdende will erst überwunden sein, an die Eigentümlichkeiten muß man sich gewöhnen, und der Wert von Gedichten, welche sich nicht durch Klang einschmeicheln, hat sich vor der Erinnerung durch Unwillkürlichkeit und Nachhaltigkeit zu erproben. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches (im Jahre 1886) äußerte sich die schweizerische Kritik einmütig dahin, daß dem Verfasser Auszeichnung unter den heimischen Lyrikern zukomme. Keller und Meyer erkannten in privaten, aber keineswegs zurückhaltenden Aussprachen, diesen Jünger als echt an; der litterarische Leiter des ‚Bundes' mit seinem ebenso feinen als weitherzigen Urteil begrüßte Freys Gedichte mit der größten Wärme: der Einzige, der damals einige Vorbehalte formulierte, war derselbe, der heute diese Empfehlung schreibt. Mittlerweile hat sich mir nämlich der hohe Wert jener Gedichte durch die Erfahrung bestätigt. Erfahrung nenne ich's hier, daß Einem das Gelesene nicht aus dem Gedächtnis schwindet, daß einzelne Stücke Einem fortwährend in der Seele leuchten, daß man sich in der Erinnerung immer mehr und mehr mit den Eigentümlichkeiten befreundet. Ich bin überzeugt, daß es jedem Leser ähnlich ergehen wird, wie mir. Welche Bedenken man auch ursprünglich hegen mochte, kommt man auf das Buch zurück, so thut die Präcision des sprachlichen Ausdrucks und der poetischen Bilder ihre Wirkung. Ja, die herbe ungeschminkte Wahrheit wird einem schließlich so teuer, daß man bald die übliche Glätte nicht blos nicht vermißt, sondern kaum mehr ertragen würde.

... An dieser Stelle eine Analyse oder auch nur eine Übersicht zu geben, geht nicht an. Der Inhalt ist zu reich und zu vielseitig, um mit Andeutungen vorlieb zu nehmen (sic!). Allein für sich der erste Abschnitt (‚Gesichte'), obgleich er kaum mehr als den zwanzigsten Teil ausmacht, würde eine förmliche Abhandlung beanspruchen. Es ist eben Alles bei Frey individualisirt, nicht häufchenweise zusammengedichtet, sondern einzeln gewachsen, gepflegt, gereift und eingeheimst" ....

Auch die Tagespresse und die größeren schweizerischen und deutschen Zeitschriften ließen sich mit fast einstimmigem Beifall vernehmen[134]).

So erhob ſich die Sonne jungen Dichterruhmes über Adolf Frey und beſtrahlte ein Daſein, das bis zum Ende ein ununterbrochenes Prieſtertum vor den Altären der Kunſt geblieben iſt. Und vor allem: er hatte ſich ſelbſt gefunden. Nun kannte er ſeine künſtleriſchen Mittel, er kannte Richtung und Ziel ſeiner Kunſt.

X

Die erſten Gaben des Gelehrten

Motto: „Haller trat mit einer bilderreichen und gehobenen poetiſchen Diktion hervor, deckte mit einem Schlag den Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa auf und beſtimmte mit der inſtinktiven Sicherheit des ſprachſchöpferiſchen Genies das Maß der Bildlichkeit, das ſelbſt für unſere klaſſiſchen Dichter Norm und Geſetz geblieben iſt.“ (Ausgabe bei Kürſchner, Deutſche Nationalliteratur, 41. Band, S. XLV.)

„Mein Loos iſt Arbeit, Arbeit, Arbeit!“ (An C. F. Meyer 20. XII. 83). Das klang beinah wie Klage. Aber in Adolf Freys vielſeitigem Geiſt war das Intereſſe an Art und Entwicklung deutſchen Sprachtums und vorab deutſcher Poeſie von jeher ſo ſtark, daß ihm die forſchende und ſichtende Beſchäftigung damit nicht nur Arbeit, ſondern auch Freude und Bedürfnis und durchaus nicht nur Erfordernis ſeiner äußern Laufbahn war. Mit der bewußten Sicherheit, die ihn durch Dornen und Geſtrüpp ſeiner künſtleriſchen Sendung folgen hieß, behielt er auch den Weg des Gelehrten im Auge, von den erſten Studentenjahren an bis in die Zeiten des akademiſchen Lehrberufes, und wählte er ſein umzirktes Arbeitsfeld, Dichtung und Kunſt der Heimat.

So wenig die Murtenfeier vom Jahr 1876 den Anſtoß zu den Freiharſtbuben gab, ſo wenig hat die Hallerfeier vom 12. Dezember 1877 Adolf Freys Arbeiten über Albrecht von Haller veranlaßt. Er ſtellte ſich zwar von Zürich aus mit einem Gedicht ein, das dem Gedenken an den großen Berner galt[135]), aber die gelehrte Arbeit hatte er ſchon vor Jahresfriſt begonnen. Und es war damals nicht bloß der Zufall, daß Ludwig Hirzel durch die Preisausſchreibung vom September 1876 ſeinem Gelehrtenacker in Hallerſachen einen tüchtigen Pflüger zuzuführen gedachte, der ihn beſtimmte, die Aufgabe zu übernehmen; mindeſtens

ebenso stark sprach das eigene Interesse für den in mancher Hinsicht wesensverwandten großen Pathetiker mit, den Bahnbrecher einer neuen Richtung in der deutschen Poesie. Mit der Preisarbeit begann er, gewann daraus die Doktordissertation über die poetische Sprache Hallers und weitete dann das Ganze zum Buch aus: „Albrecht v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur". Eng an sein Thema sich schließend, ließ er dabei das Biographische unberührt und ein reichliches Material dahinten, das wohl dem Buch seines Lehrers zugute kam. Seine eigenen und die Resultate Hirzels[136]) faßte er dann später (1884) zusammen in der gewissenhaften und gehaltvollen Einleitung zu der Hallerausgabe in Kürschners deutscher Nationalliteratur (Bd. 14) und kam nach Jahren in seinen „Schweizerdichtern" mit einigen glänzenden Seiten noch einmal auf Haller zurück. Aber — bezeichnend für die Richtung auf das Heimatliche — gleichzeitig mit den ersten Hallerstudien faßte er andere Namen der schweizerischen Literatur ins Auge: „Gelingt sie (die Hallerarbeit), so habe ich vor, früher oder später ähnliche Arbeiten über andere Schweizer zu machen, Zimmermann, Zschokke u. s. w." (8. III. 77 an Fl.). In Leipzig hängt er dem Plan nach, auch Geßner zu bearbeiten.

Noch früher hatte ihn als erster Schweizer Künstler Niklaus Manuel, der Maler und Dichter, beschäftigt, der ebenfalls wie eine Programmgestalt am Auslaufpunkt seiner Bahn als Dichter- und Malermonograph steht. Dann die Antrittsvorlesung des Privatdozenten: „Ueber Stand und Ziel schweizerischer Literaturgeschichte": ein Programm und ein Versprechen.

Als das Hallerbuch Adolf Freys herauskam (1879), war er weder Wilhelm Scherers Hörer gewesen, noch war Scherers „Deutsche Literaturgeschichte" bereits erschienen. Beide, Verfasser und Buch, lernte er erst nach Jahr und Tag in Berlin kennen, so daß von einem Einfluß Scherers auf das Hallerbuch nicht gesprochen werden kann. Aber eine verwandte Auffassung der Aufgabe, ein verwandter, vielleicht etwas strengerer Geist schloß sich in dem jungen Schweizer an den Österreicher auf dem Berliner Lehrstuhl an; wenn er ihm auch bei seinen jungen Jahren an umfassendem Wissen nachstand, nachstehen mußte, es war dieselbe Freiheit, derselbe Überblick, dieselbe Organisationsfähigkeit dem Stoff gegenüber, dieselbe Gerechtigkeit und Wärme für jede eigenwüchsige Leistung, dieselbe Selbständigkeit gegenüber professoraler Tradition, und wenn man bei Scherer stets die Stimme des Dozenten

zu hören vermeint, so blickt auch aus diesem Erstling des Literarhistorikers Frey überall schon der spätere akademische Lehrer.

Es brauchte der brieflichen Seufzer Adolfs über die Arbeitslast nicht, die ihm sein Haller aufbürdete: ein Blick in das Buch selbst genügt, um sie zu sehen. Außer des Brugger Stadtphysikus Zimmermanns „Leben des Herrn von Haller" (1755) fand Frey keine Monographie vor, die ihm etwas irgend Namhaftes geboten hätte, so daß er sich allenthalben auf die Quellen verwiesen sah. Denn das umfangreiche Buch Hirzels erschien erst 1882 und benützte, ja sog Freys Arbeit eigentlich in sich auf, wie sich denn auch in den Hallerpartien Scherers deutlich die Spuren Freys verfolgen lassen. Adolfs Quellen aber waren neben unbekanntem Briefmaterial und zeitgenössischen Aussprüchen nicht mehr und nicht weniger als so ziemlich alle beträchtlicheren Dichter vor und nach Haller, deren Schriften er nach Vorgängerschaft und Nachwirkung des Berners durchzustöbern hatte. Es gelang ihm, seinen Helden zwischen deutsche, englische, antike Vorbilder, oder doch Einwirkende, und zeitgenössische und spätere Nachahmer, oder doch Beeinflußte, mit einem bisher unerreicht reichen und neuen Material einzurammen und vor allem die wichtige Linie unverwischbar zu verschärfen, die von den zweiten Schlesiern (Lohnstein) über Haller zu Schiller hinführt, die erstaunlich ausgiebige Ernte Hallerisierender Stellen bei Wieland auszubreiten u. a. m. und überdies einen noch völlig unbekannten Schweizer Dichter, den Burgdorfer Hieronymus Grimm, in die Literatur einzuführen. Zwischen die interessanten Abschnitte über Vorgänger- und Nachfolgerschaft aber schob er eine Charakteristik („Hallers Ansichten über Poesie", „Hallers dichterische Begabung", „Haller u. die Sprache", „Haller als Philosoph, als Patriot"), in denen der Dichter einen Meister mit dem Verständnis des selbst Schaffenden grüßt: auch hier ein Auftakt jener Betrachtungsweise, die Freys spätere Monographien so unvergleichlich wertvoll macht.

„Wie ich Ihnen, soviel mir erinnerlich, schon gesagt habe," schrieb Gottfried Keller auf die Zusendung des Hallerbuches am 6. Dezember 1879[137]), „rechne ich Ihre Arbeit über Haller nicht zu dem leichten Genre dieser Art und danke Ihnen daher herzlichst für die Zusendung der erweiterten Ausgabe, welche des Anregenden und Belehrenden Manches, ja Vieles für mich enthält. Sie haben leider vergessen, eine Inhaltsübersicht beizufügen, was Sie sich für die Zukunft abgewöhnen müssen." Auch Meyer fand sich mit Beifall und Rat ein und stellte

eine Besprechung in Aussicht, die im Oktoberheft der deutschen Rundschau 1880 (S. 158) zum Druck gelangte[138]): „Ihren Haller habe ich erhalten und bin im Begriff ihn zu lesen. Er scheint mir, soviel ich bis jetzt urteilen kann, ein ‚substantielles' Buch zu sein. Der Abschnitt über Schiller, den ich vorweggenommen habe, hat etwas Ueberraschendes. Was den Vortrag betrifft, so möchte ich ... ganz im Allgemeinen vor zu großem Lakonismus warnen, da diese Styleigenschaft ... mit den Jahren immer zunimmt. So sorgen Sie beizeiten dafür, daß sich zwischen Haut und Knochen etwas Fleisch ansetze ... Eine längere oder kürzere Notiz in die Rundschau will ich Ihnen gerne verfassen, nur will ich mir Zeit nehmen." (30. XI. 79.) Am 21. April 1880 meldete er die Absendung der kurzen Zeilen, allerdings mit dem Zusatz: „Es ist nicht meine Sache zu recensiren. Ich habe erst spät Stimmung gefunden ... aber jetzt das Mögliche getan." Viel wärmer und weniger vorsichtig als brieflich sprach er sich dann in der „Deutschen Rundschau" aus, wo er der „soliden und substantiellen Arbeit" seines jungen Freundes „viel reifes Wissen und gesundes Urteil" nicht weniger nachrühmt, als die Abwesenheit „flunkernder Theorien und blendender Aperçüs", das Kapitel über Hallers Sprache und Schillers Nachfolgerschaft besonders hervorhebt und das Urteil über Haller gerecht und endgültig findet. An weitern zustimmenden Presseäußerungen fehlte es nicht: in den „Basler Nachrichten"[139]) nannte der Rezensent Freys Arbeit „das Umfassendste und Gründlichste, was bis jetzt über Hallers Bedeutung für die deutsche Literatur geschrieben worden ist", und verbreitete sich anerkennend über die einzelnen Resultate; noch eingehender hob Hirzel im „Neuen Reich" (8. April 1880) die Vorzüge der gründlichen, reichlich neue Resultate ergebenden Untersuchung hervor. Das Beste, Wärmste und Verständnisvollste sagte J. Bächtold (Beilage z. Allg. Ztg. 1880 Nr. 105) und dann J. V. Widmann, der aus dem Gesichtspunkt des Selbstproduzierenden vor allem die Organisation des Stoffes zu würdigen wußte. Auch ins Ausland drang dieser Erstling des Literarhistorikers, so in einer eingehenden Besprechung des „Athenäum Belge" und der „Revue critique d'Histoire et de Littérature" von Charles Joret, im „Literarischen Centralblatt" und im „Magazin f. deutsche Literatur", um von den zahlreichen Tagesblättern zu schweigen.

Nach dem starken Erfolg dieses grundlegenden Buches, das, wie Widmann beifällig, aber nicht allein festlegte, ex ungue leonem prophezeite, lag es nahe, daß seinem Verfasser Aufforderungen von außen für

das gleiche Gebiet zugingen. Am 10. Auguſt 1882 gelangte Joſef Kürſchner, der ſich mit dem Editionstreffer der „Deutſchen Nationalliteratur" ein großes Verdienſt um die deutſche Literaturforſchung erwarb, an Adolf Frey: „Geſtern," berichtete dieſer am 17. an ſeine Braut, „erhielt ich einen Brief von Kürſchner. In einem Band von 28 oder weniger Bogen ſollen Sachen von Haller und Geßner herausgegeben werden. Davon ſollen 4 Bogen Einleitung ſein. Der ſchlechte Kerl will aber nur 300 M. Honorar zahlen. Haller würde mir zwar leicht fallen, aber Geßner." Die Richtlinien, wie ſie die einheitliche Haltung des Unternehmens verlangte, hatte Kürſchner gleich ſeiner Anfrage beigefügt. Einigermaßen verblüfft ſtand der Literarhiſtoriker vor dieſem Programm, das von Haller außer den „Alpen" nur Romanpartien, von Geßner nur die Gedichte verlangte: wie? außer den „Alpen" ſollte die wichtigſte poetiſche Produktion Hallers, die Gedichte, fehlen? und ſtatt der Idyllen Geßners ſeine Gedichte paradieren? Er antwortete mit Gegenvorſchlägen und empfahl u. a. auch die Aufnahme Zimmermanns und Hegners, die Kürſchner ablehnte. So wurde dann der Vertrag für Haller und Geßner allein abgeſchloſſen und als Ablieferungstermin der 1. Mai 83 feſtgeſetzt; aber Adolfs Geſundheit verwehrte den Beginn der Arbeit, und Kürſchner verſtand ſich dazu, den Termin auf den 1. Oktober 83 hinauszuſchieben. Nun konnte abgewartet werden, bis nach der Hochzeit häusliche Ordnung und Ruhe geſichert waren und die Mithilfe der Frau, beſtand ſie auch nur aus den unumgänglichen Sekretärsdienſten. Die gemeinſame Arbeit war ſchon von den Brautleuten mehrfach erörtert worden, und Adolf ſah ihr mit den beſten Erwartungen entgegen: „Ich bin ſehr für das Zuſammenarbeiten," erklärte er (11. V. 82.). Er erhoffte eine Ergänzung ſeiner eigenen Arbeitsweiſe: „Schule halten, reiſen, präparieren und leſen (5. VI. 82) — das iſt viel und hart. Es wird gewiß ſchön werden, wenn wir zuſammen leſen, darauf freue ich mich recht. Du weißt übrigens nicht, was für ein verrückter Kerl ich bin. Daß ich lieber literarhiſtoriſche Arbeiten ſchreibe als Collegia leſe, das iſt entſchieden nicht verrückt. Allein daß es mir beim Schreiben oft ſo ſchlimm geht, das iſt bitter. Wenn ich oft einen Gedanken ganz klar im Kopfe habe, ſo verſagt mir das Wort, die Wendung, es niederzuſchreiben. Sobald es aber ein anderer ſchreibt, wenn auch falſch, ſo kann ich es ſofort ins Richtige bringen. Da mußt Du dann ſo gut ſein und mir helfen!" Er ſtand eben damals unter dem Druck nervöſer Ermüdung: „Literarhiſtoriſche Unterſuchungen geben keine rich-

tigen poetischen Anregungen. Ich beklage mich nicht über die Arbeit, die ich tun soll, sondern über den Mangel an Zeit. Poetische Anregungen und Stoffe habe ich genug. Wenn Du übrigens erst einmal bei mir bist, so wird sich ja alles finden und besser werden. Zur richtigen Tätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiet und noch weit mehr auf dem der Poesie, gehört die Continuität der Stimmung" ... „Du hast (12. VIII.) namentlich die Eigenheit, dich mit einer substantivischen Wendung zu behelfen, wo ich z. B. einen Nebensatz brauche. Dadurch ist bei Dir Alles kompresser, glatter als bei mir, aber ich glaube auch weniger leicht verständlich. ... Auch das ist so vorzüglich, daß wir stilistisch auseinandergehen, wenn eines dem andern hilft, so kann schon was Rechtes werden, wenn auch diese Hilfe nur in einer leichten Retouche oder in dem Ergebnis eines gemeinschaftlichen Kriegsrates besteht oder bestehen darf" ... „Wärest Du bei mir — ja dann! Dann wäre es herrlich, Alles würde ich ins Einzelne mit Dir besprechen. Es würde durch Zusammenarbeiten viel besser werden." An Hilfsmitteln war es in Aarau nicht schlecht bestellt: da war vor allem die große Kantonsbibliothek, die für jede Förderung bereit stand: „Heute," berichtete Adolf am 26. VIII. 82 der Braut, „war ich auf der Bibliothek, um mir zunächst (für sein Kolleg) Lessingiana zu holen. Sie hat 70000 Bände und einen Jahreskredit von 4—5000 frs. Es liegen fünfzig Zeitschriften auf, so daß Du also hier sehr gut gestellt bist. Auf einen Schlag gibt man mir, wenn ich es brauche, 60—80 Bände. ‚Bringen Sie einen Wagen mit, er soll Ihnen gefüllt werden,' sagte mir der liebenswürdige Bibliothekar[140]). Will ich Spezialarbeiten machen, so sollen die betreffenden Sachen angeschafft werden. Das wird für Dich dann auch zu machen sein. Also mit Büchern und Zeitschriften ginge es zur Not, nicht wahr, wenn nur der Schatz besser wäre?"

Am 13. Mai 1883, noch nicht vierzehn Tage nach der Ankunft der Neuverheirateten, wurde mit der Arbeit an der Hallerausgabe begonnen. Am 2. Juli meldete die Frau nach Zürich: „Haller soll womöglich noch diese Woche absolviert werden." Die vollendete Arbeit wich von dem Speisezettel Kürschners wesentlich ab, da das Biographische durch Hirzel unterdessen erledigt worden war. Diesen konnte sie vielfach ergänzen, ihm gegenüber Zimmermann zu größern Ehren ziehen, neue Belege beibringen, weitere Quellen aufdecken. So entstand eine Einleitung, die der „deutschen Nationalliteratur" wissenschaftlich sehr wohl anstand und Freys literarische Porträtkunst wiederum trefflich ankündigte.

Hatte er für Haller die solide Grundlage früherer Arbeit, so war es um Quellen und Material für den Züricher Geßner übel genug bestellt: außer dem veralteten (1798), wenn auch gut geschriebenen, so doch sachlich, besonders biographisch, dürftigen Buch von J. J. Hottinger war nichts da. Die Hilfe seines Kollegen Geßner am Aarauer Gymnasium und eines Verwandten (Zolldirektor Geßner in Schaffhausen) förderte kaum Nennenswertes an Material zutage. So galt es vor allem genaue Umschau in der zeitgenössischen schönen Memoiren- und Briefliteratur zu halten[141]), deren Breite und Umfänglichkeit keine Arbeitserleichterung war. Es entstand zum erstenmal ein gedrängtes, aber genaueres lebendiges Lebensbild des Idyllendichters. Das Hauptgewicht der Arbeit jedoch ruhte auf einer feinen literarisch-ästhetischen Würdigung, die ebenso sicher die Grenzen der Begabung Geßners zeichnete, als sie die weitreichende Wirkung begriff, die er aus seiner meisterlich gepflegten Enge heraus auf seine Zeit ausübte, und das Bleibende seines anmutigen Lyrismus festlegte. Adolfs Interesse wuchs über der Arbeit dermaßen, daß er den Gedanken seiner Leipziger Zeit, Geßner eine eigene Monographie zu widmen, wieder aufnahm: „Ich habe gestern," schrieb er am 23. IX. 83 an C. F. Meyer, „meine Geßnereinleitung für Kürschner-Spemann vollendet ... ich habe mich ... auch zu einem Buch über diesen Dichter entschlossen. Noch ist Hottingers im kritischen Raisonnement einseitig übertriebenes und an biographischem Vorrat allzu mageres Buch das einzige über den Malerdichter. Würden Sie mir nicht, wie bei Salis, Ihre hülfreiche Hand zur Erlangung von Material bieten? Denn Sie und Ihre Freunde sind in diesem Falle in erster Linie μακρόχειρες." Und an Emil (12. Oktober 83) erklärte er: „Wir hoffen in diesen Ferien noch einige Tage nach Bern gehen zu können, um daselbst womöglich auch Welti besuchen zu können, und auch Hirzel, der meines Wissens noch ungedruckte Briefe von Geßner oder Wieland besitzt. Ich bin nämlich fest entschlossen, ein Buch über Geßner zu schreiben." Aber die Schwierigkeiten ausgiebigerer Materialbeschaffung entschieden gegen den Plan, ebenso, daß Frey erfuhr, eine Geßnermonographie Wölfflins[142]) stehe unmittelbar bevor, die dann allerdings erst 1889 herauskam. Es war aber noch ein anderes, was das Geßnerbuch aus dem Feld drängte. Schon kurze Zeit nach Beginn der Hallerausgabe tauchte der Gedanke auf, dem Bündner Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis im gleichen Band Gastrecht zu gewähren und dafür Geßner eine besondere Behausung einzuräumen, und Kürschner erklärte sich einverstanden. Freilich leichter als für Geßner[143]) war die Arbeit

nicht, denn noch mehr als für diesen war alles aus dem Leeren zu holen. Außer einem kleinen Lebensabriß von G. W. Roeder[144]) lag gar nichts vor. Adolf wandte sich an Meyer, bei dem er Verbindungen nach Graubünden erhoffte, und im Juni 1883 begannen Meyers Erkundigungen nach einem Weg, der zu der Hinterlassenschaft des Dichters führen könnte[145]). Es vergingen aber nahezu zwei Jahre, bis sich der Zugang zu zwei Kisten öffnete, die im Familienschloß der Salis-Seewis, im Bothmar zu Malans, uneröffnet und halb verschollen lagen, so daß dieses Material für die Kürschnerausgabe noch nicht benützt werden konnte. Haller und Geßner waren vertragsgemäß am 1. Oktober 1883 an Kürschner abgegangen; aber ihr Erscheinen im Buchhandel verzögerte die Salisfrage. Endlich im September 1884 gelangte Adolf in den Besitz seiner Geßnerexemplare: (28. September 84 an Emil) „Vor einigen Tagen ist Geßner eingerückt, und ich schicke Dir einen unter Kreuzband. Ich habe an Gottfried (Keller), Meyer[146]) und Welti mit, an Tschudi ein Exemplar ohne Dedication geschickt. Haller-Salis werden am Erscheinen — so sieht es aus — noch einige Zeit inhibirt." ... Am 24. November konnte auch Haller-Salis an C. F. Meyer abgehen. Über die gedruckten Quellen für den Kürschner-Salis gibt dieser selbst in zahlreichen Fußnoten Auskunft: es war von handschriftlichem Material im April 1884 noch ein willkommener Zuschuß ungedruckter Briefe hinzugekommen: (26. IV. 84 an Emil) „Wir haben von Pfarrer Zschokke hier 27 ungedruckte Briefe von Salis zur Benützung erhalten und L. hat dieselben alle abgeschrieben und sonst viel gearbeitet." Und am 7. Mai konnte den Brüdern gemeldet werden: „Salis sieht seinem Abschluß entgegen, da unausgesetzt daran geschanzt wird." Am 16. Mai trat auch der Bündner seine Reise zu Kürschner an. „Wir sind froh; er hat viel, viel Arbeit gemacht." Die Einleitung bewältigte, dem programmatischen Maß von 3 Druckbogen entsprechend, die literarische Einstellung Salis', die u. a. seine Individualität von der Matthissons abhebt und die überraschende Tatsache feststellt, daß die beiden so nah verwandten Dichter völlig unbeeinflußt voneinander jeder zu seinem eigenen Ton und Stil gelangten, zog die Grenzen der Begabung und baute aus ungezählten Einzelnachrichten der Zeitgenossen das sympathische Bild seines Helden. „Das Leben Salis," schrieb Meyer am 2. XII. 84, „... hat mich lebhaft beschäftigt .... Salis Gedichte haben mich zuweilen an meine eigenen gemahnt und ich freue mich dessen." Eine Erklärung dieser merkwürdigen Impression fehlt leider.

Es läßt sich kein genauer Zeitpunkt feststellen, in welchem Adolf Frey sein erstes größeres biographisches Buch, das Leben des Dichters Joh. Gaudenz von Salis-Seewis, zu schreiben sich entschloß. Wahrscheinlich geschah es über der Arbeit für die Kürschnerausgabe.

Als er im Herbst 1884 seine erste Reise nach Malans in den Stammsitz der Salis unternahm, fehlte wenig mehr als ein Jahrsechst an dem Hundertjahrtag jenes 6. Februar 1790, da der schöne und sympathische Schweizeroffizier im Erbprinzen zu Weimar abstieg, um in den nächsten Tagen seine Besuche bei den Wieland, Herder, Goethe und in Jena bei Schiller zu machen; einen wie günstigen Eindruck er zurückließ, ist in den Briefen aus dem Weimarer Kreis zu lesen, besonders in dem einen von Lotte Schiller.

Seit jenen Tagen war eigentlich die Persönlichkeit Salis' so gut wie verschollen in der deutschen Literaturgeschichte, die ihn nur an der Seite Matthissons mit wenigen Zeilen zu erwähnen pflegte, und unter dem Lesepublikum zu unserer Großmütter Zeiten lebte wohl noch sein wehmütiges Lied „Das Grab ist tief und stille", vielleicht noch mit einem und andern gesellt, aber das war so ziemlich alles, was von Salis, auch unter seiner Gemeinde, übrig geblieben zu sein schien. Es war das unverdiente Los des Dichters und des Menschen.

Ihn wieder zu erwecken und seine feine edelmännische Gestalt mit den reinen, gewinnenden Gesichtszügen neu erstehen zu lassen, war keine leichte Aufgabe. Es lag weder an den Nachkommen des Dichters, die dem Biographen aufs liebenswürdigste entgegenkamen, noch an Frey selbst, sondern an manchem Zufall, daß das vorhandene Material nur so langsam und mit langen Unterbrechungen in seine Hände gelangte, so daß der Abschluß sich bis in das Jahr 1888 hinzog. Erst im Winter 1885/86, als die Einleitung zu der Kürschnerschen Salisausgabe seit anderthalb Jahren bereits gedruckt war, konnte sich Frey einen genauen Überblick über den Inhalt jener beiden Kisten handschriftlichen Materials verschaffen, die im Bothmar aufbewahrt wurden. Es waren etwa 600 Briefe an Salis, deren vorläufige Durchsicht der Frau anvertraut werden konnte, aber nur weniges von Salis' eigener Hand. Das Wichtigste sein Tagebuch. Wie es mit alledem bewandt war, sagt Adolfs Vorwort: „Ein vom vierzehnten bis über das dreißigste Jahr hinaus — allerdings oft lückenhaft geführtes Tagebuch bietet eine Fülle von Notizen, die aber in ihrer Dürftigkeit selten ein Bild der Ereignisse oder Zustände

festhalten, sondern lediglich dem Schreiber als Wegweiser dienten, die Pfade der Erinnerung leichter beschreiten zu können." Dazu kamen noch etwa zwanzig Briefe an einen Freund und Salis' Braut Ursina. Dennoch erschien Frey das Tagebuch zuerst ausgiebig und interessant genug, um zwei Bände, einen Tagebuchband und einen Biographieband, in Aussicht zu nehmen. Aber eine nähere Prüfung der Notizen ergab doch eine solche Fülle abliegenden und belanglosen Details, daß der Plan eine Änderung erfuhr: nur ein Band Biographie und als Anhang nur die Tagebuchseiten über die französische Revolution, deren Ausbruch Salis als Offizier der Schweizergarde miterlebt hatte. Über der weitern Arbeit ergab sich, daß die spätere Tätigkeit des Bündner Militärs und Staatsmannes Salis in der Heimat sehr wohl eine separate Darstellung ertrüge, wenn nicht Einheit und Komposition der Biographie durch die starke Belastung dieser Partie gefährdet werden sollten. So entstand noch die 97 Druckseiten starke Monographie: „Die Helvetische Armee und ihr Generalstabschef J. G. v. Salis-Seewis im Jahre 1799." Sie lag 1887 druckfertig vor, erschien noch im gleichen Jahr, vor der großen Salisbiographie[147]), und fand bei den Fachleuten und sonst in der Presse die verdiente Anerkennung. Einen neuen kräftigen Anstoß, den letzten für den Abschluß der Biographie, brachte das Jahr 1888. Auch in Zürich tat sich noch ein neues Schatzkämmerchen auf, über dessen Kleinodien allerdings von vornherein einige Zweifel bestehen konnten, die Briefwechsel von Salis und Matthisson mit dem Verleger Füßli. Am 8. Oktober machte sich Adolf nach Zürich auf: „Es sind 28 Briefe von Salis an Füßli, die ich mit allem Gedruckten gestern erledigte. Von Matthisson an Füßli sind mindestens 100, die mir heute noch blühen," berichtete er am 9. der Frau. Am 10. traf er in Malans ein, wo er ungefähr eine Woche bei blauem Himmel und Sonnenschein in dem schönen Bothmar verweilte, der mit seinen kunstvoll geschnittenen Taruspyramiden und im Innern noch ganz den Charakter der Vergangenheit bewahrt hatte. Noch am Tag seiner Ankunft wurde mit der Arbeit begonnen, die in einer letzten Musterung des Materials und der gemeinsamen Durchsicht des Manuskriptes mit dem „Familienarchivar", Frl. Jakobea v. Salis, bestand: ... „wir haben gestern schon ein Stück Mscr. erledigt; es giebt da und dort zu ändern und zuzusetzen," lautete die Nachricht vom 11. Oktober, „die Matthissonbriefe — 137 — ergaben gar nichts, alles andere habe ich erledigt." Im Winter kam dann endlich auch die bereits drei Jahre hängende Verlagsfrage zum Abschluß, wobei ein Stück

damaliger schweizerischer Verlagsmisere, in den kleinen Verhältnissen begründet, zum Vorschein kam.

Am 24. September 1889 lag das Werk versandfertig bei dem Verleger Huber in Frauenfeld. Der Verfasser freute sich der würdigen Ausstattung: des gediegenen dunkelgrünen Leinenbandes, den das Salis-wappen in Golddruck schmückt, des Medaillonbildes, das nach 100 Jahren direkt von der zirka 1790 angefertigten, im Nachlaß aufbewahrten Kupferplatte des Stechers Quenedey in Paris abgezogen werden konnte, der hübschen Reproduktion eines Aquarells von Leonhard Steiner, welches den stilechten Barockbau des Bothmarschlosses mit dem malerischen, auf zwei Terassen sich breitenden Garten darstellte. Und wie stimmte das alles, auch die Lage des Edelsitzes und die landschaftliche Umgebung, zu dem Leben dieses Dichters, dessen stärkster Impuls neben Güte und Reinheit des Herzens das innigste Naturgefühl war. Und eine nie erschütterte Liebe zu der bündnerischen Heimat; wie er unter dem privaten und gesellschaftlichen Brauch eines adeligen Bündner Geschlechtes glückliche Jugendjahre daheim verlebte, mit sechzehn Jahren in die Schweizergarde zu Paris eintrat und nachher die unheilschweren Julitage vor dem und während des Sturmes auf die Bastille miterlebte, schildert das Buch: schon in der ersten Juliwoche wiederholt alarmiert und nächtelang unterm Gewehr ein ungewisses Schicksal erwartend, bald hierhin, bald dorthin beordert, vom Pöbel angegriffen und verhöhnt, ohne Gegenwehr üben zu dürfen, standen die „betteraves" (Rotrüben), wie der Pöbel die rotröckige Schweizergarde taufte, schließlich ohne Nahrung und Schlaf tagelang, nächtelang auf dem Marsfeld in Bereitschaft. Und wie wenig fehlte, so wäre die Verteidigung der Bastille ihnen zugefallen: „Hätte man," berichtet ein Freund des Dichters, „für die Bastille eine stärkere Besatzung bestimmt, so wäre die Reihe an Salis gewesen, dahin befehligt zu werden ... Hätte der entschlossene, mutige Salis mit etlichen hundert treuen Schweizern die Besatzung der Bastille ausgemacht — wer weiß, ob je ihre Uebergabe und was darauf folgte, geschehen wäre!" Nach drei Jahren mit dem Regiment entlassen, kehrt er in die Heimat zurück und führt nach sechs Jahren entsagungsvollen Harrens und ungebrochener Treue die Jugendgeliebte heim, deren holde Gestalt in seinen Liedern lebt. Wie Lavendelduft aus Urgroßmüttertruhen atmet es aus seinen innigen Briefen an sie und an den Herzensfreund Matthisson. Und dann schilderte Frey die letzten Jahre im Dienst der Heimat und das Verklingen der wehmütig schönen Altersidylle.

Das reiche, liebenswürdige Buch fand warme Anerkennung. Zwar die Stimme des einen, der einst dem jungen Adolf Frey „unus instar millium“ gewesen war, die Gottfried Kellers, fehlte: er war ein schwer Leidender, zu dem die Außenwelt nur noch zeitweilig drang. Von namhaften Rezensenten ließen sich u. a. Carl Spitteler[148]), Wilhelm Oechsli[149]), J. V. Widmann[150]), Heinr. Wölfflin[151], ausführlich vernehmen; treffliche Ausführungen brachten die „Nationalzeitung“ (1889 Nr. 281), die „Basler Nachrichten“ (11. November 1889, Nr. 307), um nur einiges Wenige aus der Fülle zu nennen. C. F. Meyer gab seinen freudigen Beifall wiederholt brieflich und in einer Besprechung in der „Deutschen Rundschau“[152]) kund: „Das Buch (26. IX. 89 an Fr.) — beim Hineinblicken — erscheint mir wertvoller als ich denken durfte. Zwar das zuerst gelesene lit. Kapitel XIII (böse Zahl) ist, in seiner Gerechtigkeit, etwas traurig; ein Dichter, der keiner ist, wie er selbst sagt, oder kaum einer; aber dagegen ist das Leben des wahrhaft adeligen und liebenswürdigen Menschen anmutend und fröhlich, das Zeitbild vollständig und der locale Hintergrund für einen Liebhaber von Bünden anheimelnd ... Geschrieben haben Sie dieses Mal gut, sehr gut, mit entschiedenem Fortschritt, nicht zu concis, aber noch weniger plauderhaft; ich dächte, das wäre ein Buch zum Wiederlesen“ ... „Ihr Salis (28. IX. 89) ist wirklich ein schönes Buch und gibt mehr in seiner Schlichtheit als der Stoff verspricht“ ... „... ein so erbauliches Leben hat uns Frey erzählt“ (Deutsche Rundschau), „scheinbar mit einer liebenswürdigen Sorglosigkeit, aber im Grunde mit der genauesten Sachkenntnis, bequem, ausgiebig und doch kurz gefaßt und überall kurzweilig.“ C. F. Meyer hatte den Artikel, wie er sich ausdrückte[153]), „con brio“ geschrieben, von eigener Arbeit und gesundheitlich bedrängt, und — er war, er hat es selbst mehr als einmal versichert, kein Rezensent. So hat er sich weder in das Maß der Arbeit, noch in den künstlerischen Charakter der Salisbiographie vertieft und sich mit Inhaltsangabe und einer stilistischen Zensur begnügt. Was er „liebenswürdige, scheinbare Sorglosigkeit“ nannte, es war Kunst, bewußte Kunst des Biographen, der das Leben seines Helden so aufzubauen verstand, daß es der Leser miterlebte und daß es ihn in jenem Banne hielt, den kunstmäßige Erzählung auszuüben vermag[154]). „Das Buch muß sich wie ein Roman lesen,“ war Adolfs Grundsatz der Darstellung. Das hieß nun freilich nicht, daß es wie ein Roman in der phantasievollen Erfindung fundiert sein oder die feine Grenzlinie auch nur um ein Haar überschreiten durfte,

welche in der Biographie Wahrheit und Dichtung trennt. Nie hätte Adolf Frey sich zu einer jener „Verarbeitungen" der Lebensgeschichte berühmter Männer hinreißen lassen, welche durch phantastisches Heraustreiben des Sensationellen so leicht zu einer Fälschung der wirklichen Persönlichkeit führen: bei ihm ist jeder kleinste Zug, aus mühsamer wissenschaftlicher Kleinarbeit gewonnen, authentisch und die strengste Linie realer Wahrheit eingehalten. Aber eine Künstlerhand hat die einzelnen Züge so zusammengefügt und ineinander verarbeitet, daß ein lebendiges Gebilde entstand. Wie es sein Bedürfnis und künstlerisches Mittel auch bei seinen spätern Biographien geblieben ist, der Stoff wurde in Abschnitte gegliedert, die, dem chronologischen Verlauf folgend, doch jeweilen die besondere Farbe der jeden einzelnen Abschnitt zeichnenden Situation trugen und die Vielheit des Geschehens in einzelne Einheiten schlossen: es sind zwanzig solcher Kapitel, welche die reichen Jugend- und Mannesjahre und das stille Leben im Alter schildern. „Die Grenzscheide zweier Jahrhunderte," so leitet die Vorrede das schöne, gehaltvolle Werk ein, „geht gerade durch die Mitte des Lebens, das die nachstehenden Blätter zu schildern versuchen. Das achtzehnte Säculum zeigt den Kriegsmann im Dienste der Fremde und der Heimat und den Sänger der zarten Lieder, die seinen Namen der Nachwelt überlieferten; die andere Hälfte weist jene Stille und Einförmigkeit, die dem Dasein eines Schweizers in kantonalen Aemtern eigen zu sein pflegt." Dies Autorenprogramm erschöpft den Inhalt in keiner Weise: es spricht nicht von der historischen und kulturhistorischen Bedeutung dieses Lebens, nicht von dem liebenswerten feinen Menschen, nicht vom Wert und von der Stellung seiner Gedichte in der deutschen Literaturgeschichte, der ein vorzügliches orientierendes Kapitel gewidmet ist. Und: „Geschrieben haben Sie gut, sehr gut."

XI

Aarauer Leben

Motto: Der Jura lodert rotbelaubt
Und schwimmt im Herdenglockenklang;
Der Burgstall mit gebrochnem Haupt
Lauscht hoch vom gelben Felsenhang.
Am eingesunknen Bergfried lehnt die Sage
Und haucht des Ritters minnigliche Klage,
Dem Lieb und Fehde Kränze wand —
Der Aargau ist sein Heimatland.

. . . . . .

Hier ging im Grund des Ahnen Pflug,
Hier schnitt er Frucht in Sommerglut;
Hier trug er im beherzten Zug
Brustharnisch, Wehr und Eisenhut.
Den Spieß geachselt, umgeschnallt den Degen,
Tritt er zu mir auf nächtlich stillen Wegen
Und rührt ermannend meine Hand —
Der Aargau ist mein Heimatland."
(Aargauer Lied in „Stundenschläge", S. 74.)

„Morgen sind es 14 Tage, daß wir angekommen sind," schrieb Adolf am 13. Mai 1883 an die Brüder, ... „wir fühlen uns wohl, glücklich und zufrieden." Und an Meyer (17. Mai 83): „Jetzt sieht es bei uns nett und wohnlich aus, und alles ist in Ordnung. Meiner Frau gefällt es hier sehr, und es geht uns beiden gut" ... „In der Ehe geht es mir gut, und vor allem bin ich froh von einem großen Arbeitstrieb beseelt zu sein, unter dessen Regiment mir die Tage wie Hasen davonrennen. Ihr Novellenmotiv[155]) interessiert mich sehr; möge es dem Helden so gut gehen wie mir!" Bald zeigte sich die wohltätige Folge von Pflege und geregeltem häuslichem Leben in der zunehmenden Kräftigung der übermüdeten Nerven, denen vor allem auch die Fähigkeit des Patienten zu Hilfe kam, zu jeder Tageszeit und bei jeder Gelegenheit schlafen zu können. Hatte ihn, der damals oft gesenkten Hauptes ging, eine gewisse Scheu vor neuen Eindrücken anfänglich bewogen, Tag für Tag den gleichen Spazierweg zu wandeln, so ging er nun erhobenen Auges mit der Frau froh durch Wald und Flur. Es wurde zur Gewohnheit, unter allen Umständen täglich 1 bis 2 Stunden im Freien zu weilen. Da war die geliebte und immer wieder abgewandelte Rohrerstraße mit ihren malerischen Ausblicken und den Nebenwegen im langgestreckten Rupperswilerwald oder in dem tiefgelagerten buschigen Aareschachen, wo wohl aus den zahlreichen Wasseradern ein Zug Wild-

enten unversehens aufflatterte oder ein erschreckter Hase in scheuen Sprüngen davonjagte. Und hier waren die versteckten Morchelplätze, die man in aller Stille im Mai absuchte. Aber zu den köstlichen Steinpilzen gelangten die Wandernden jenseits der Aare in den Küttigerwald, wo aus der lehmigen Erde die festen Köpfchen auf den graunetzigen Strünken hervordrängten. Hier war im Frühling die Amsel zu Hause und ließ vom obersten Gipfel einer einsam stehenden Tanne ihr süßmelancholisches Lied in den schon schattenden Grund träufen, während sich der abendliche Schäfchenhimmel in alle rosigen und orangenen Farbenschleier hüllte. Auf der andern Aareseite aber lockte der waldige Distelberg, den man auf einsamen Fußpfaden stundenweit durchwandelte, über Heide und Wachholderlichtungen, bis zu dem kleinen einsamen Wirtshaus zum Engelberg oder dem Sälischlößli über Olten. Oft wurde der weibliche Part zum Stillschweigen verhalten, und Adolf hing seinen poetischen Plänen nach. In Gesellschaft waren weitere Ziele die Juragipfel und der Schafmattpaß, das im idyllischen Tälchen versteckte Laurentzenbad oder das Kurhaus Lostorf. Hie und da krönte auch noch ein Tänzchen in einem ländlichen Gasthaus die Fröhlichkeit des jungen Volkes, mit dem man ausgezogen war.

Noch ausgiebiger wurde der Natur- und Wanderfreude in den Sommerfrischen gefrönt. Die erste derartige Unternehmung galt im Jahr 1884 dem luzernischen Menzberg, wo das einfache Kurhaus im Zeichen des reichlichsten Schlagrahms, der damit gefüllten Erdbeertorten und der butterreichsten Kartoffelrösten prangte und überdies eine Köchin sein eigen nannte, der die Gäste einmal einen Huldigungszug in die Küche darbrachten. Denn unter dem Stern solch fröhlich ungezwungenen Gebarens spielten sich die Tage dort ab. Die Landschaft war Adolfs Entzücken, und es zog ihn immer wieder dahin[156]). Auf tannenschattiger Fahrstraße wanderte man eine kleine halbe Stunde nach einer Stelle, die nach drei Seiten herrliche Weitblicke gewährt: nach Südosten über kulissenartige Vorberge nach dem dunkelragenden, längsgestreckten Pilatus, dahinter und zur Seite die Firne, gegen Nordwesten die reiche mittelschweizerische Ebene mit dem Abschluß der Juraketten, des Albis, bei besonders hellem Wetter der Ostausläufer des Schwarzwaldes und dem Rundkopf des Hohentwil. Die frischen Bergwinde treiben wechselnd über den Kamm, und der Nebel wandert von einer Tiefe in die andere wie über eine Brücke. Und was hier an Licht- und Wolkenspielen zu sehen war — dem Malerauge Adolf Freys war es eine tägliche Wonne! Stieg

man aber einige Schritte vom Haus an den Südrand des harzduftenden Tannenwäldchens, so blickten wie aus nächster Nähe die Majestäten der Jungfraukette herein und träumten, besonders bei Föhn, ihre tiefen Farbenträume. An den schattigen Straßenborden nickten die gelben Köpfchen der wilden Balsamine[157]) und neckten den sie Berührenden mit dem unvermuteten Körnerwurf ihrer aufspringenden Schoten, ragte der blaue Eisenhut und funkelte der purpurne Fingerhut, und an den steinigen Halden wucherte das Heidekraut und strahlte die Silberdistel. Auch an kleinen Abenteuern und Fährden fehlte es nicht: es gab da einen bösen „Joggeli", einen schwarzen Alpstier, der mit seinen Hörnern bedrohlich den Boden beackerte, und noch schlimmer war sein Kollege, der an dem steilen Berghang des wenige Stunden entfernten Napf hauste und dem der Hirte das Wams über den schwarzen Dickkopf warf, bis sich die Wanderer hinter das nächste Haggitter geflüchtet hatten.

Im Jahr 1886 erkor sich das Ehepaar das einsam eine Stunde von Linthtal entfernt gelegene Tödihotel im „Tierfehd" zum Aufenthalt; man fand sich in einem beidseitig von himmelragenden Bergmauern eingeschlossenen Tal, das die Sonne nur von 9 Uhr morgens bis nachmittags 3 Uhr empfing, und wo frischer Bergwind durch die linthdurchrauschte Schlucht bläst. Aber an herrlichen Spaziergängen war kein Mangel. Und überall lockte die reichste Bergflora an Orchideen, Alpenrosen, Enzianen. Ein besonderes Vergnügen bereitete es den beiden, nach dem späten Frühstück zwei Malern nachzusteigen, die der Schaffensdrang schon mit der aufgehenden Sonne ihren Motiven nach auf eine nahe Höhe getrieben hatte. Der eine davon war der bekannte Züricher Leonhard Steiner, und es war eine erlesene Ergötzlichkeit, wenn er seinen Besuchern gelegentlich einen Stein oder Moosfleck in sein Bild zu setzen überließ. Das Gedenken jener Tage klingt aus einer Besprechung wider, die Adolf sechs Jahre später einer Ausstellung des unermüdlichen Künstlers in Zürich widmete: (Neue Zürcher Zeitung 15. Dez. 1892): „Ein scharfer Wind schnob über die Limmat und den See, und wie zornwütige Stürmerhaufen jagten die weißen Flocken vom Dach des Fraumünsters herunter, während andere über dem zierlichen Gitter der „Meise" wilde und verwegene Menuette tanzten. Aber als ich die geräumigen Treppen des ansehnlichen Zunfthauses emporgestiegen war, wo Leonhard Steiner seine Errungenschaft in Farben zur Schau stellt, da überkam es mich wie Sommer und Wanderlust: schimmernde Lüfte, strahlende Berghäupter, stäubende Wildbäche, lachende Seen, zerrissene Wettertannen, zerklüftete Wände, Ge-

röllhalden, begrünte Matten, felsige Klippen ... Zugleich erinnerte ich mich der angenehmen und lehrreichen Wochen, die ich vor etlichen Jahren mit dem Maler im nämlichen Glarnerwirtshause verlebte. Bei Tagesanbruch pflegte er mit Malkasten und Malschirm auszuziehen und die Weisung zu hinterlassen, welche Jagdgründe er aufgesucht habe. Rückte ich dann um ein Beträchtliches später nach, so bestand meine Arbeit darin, daß ich mich ins Gras oder auf einen Stein setzte und mein Nichtstun durch diese oder jene kritische Bemerkung über die entstehende Skizze bemäntelte."

Von den geschilderten Herrlichkeiten der Hochwelt konnte Adolf aus eigener Anschauung sprechen: eine ernstliche Leistung war die Tour nach dem Muttensee, die in Begleitung Steiners, eines Züricher Photographen und zweier Bergführer unternommen wurde: „Sechs Stunden harter Aufstieg! Wunderbare Naturschönheiten! ... Jetzt mache ich nichts großes mehr. Ich bin ganz rotgebrannt, lieblich anzusehen!" Dieser kurze Bericht wurde nach der Heimkehr durch Photographien ergänzt, die ein Bild der Schwierigkeiten gaben: es war eine erste Probe für den Neuling gewesen über böse Geröllhalden auf schmalstem Pfad an Abgründen vorbei und auf unsicheren Tritten, die ihm das Lob der bergerfahrenen Genossen eintrug. Die Bilder zeigen das üble, aus schieferigen Platten bestehende Terrain, und wie dann die fünf Männer ohne Rock und Weste in der brennenden Sonne am See lagern, während der Reflex des Schnees aus den zerklüfteten Felsriesen von jenseits des Wassers herüberflimmert.

Im Jahr 1887 verbrachte Adolf seine Sommerferien bis auf die letzten zwei Tage allein auf Rigiklösterli, zeitweise mit seinem Freund Ernest Feer zusammen und durch einen Besuch Haessels erfreut, „mit dem abgemacht wurde, wenn ich ein Buch über Conrad Ferdinand Meyer schreibe, so will er es verlegen." Wieder wurden reichliche Fußtouren ins Werk gesetzt. „Die Aussicht," berichtet er einmal von einer solchen, „war gering, der schöpferische Gedanke, der die herrliche Ausführung ahnen läßt!" In seinem engen Zimmerchen und dem ganzen überfüllten Hotel fühlte er sich unbehaglich, und die herrschende Schwüle bedrückte ihn. Er litt unter dem schweren Unglück an der Jungfrau, das in jene Tage fiel: „Die Jungfraugeschichte" (es waren 6 Opfer, darunter Freunde seiner Brüder) „hat mich sehr angegriffen — wie leicht hätte Alfred dabei sein können," klagte er der Frau (21. VII. 87). Schwere Gewitter und der Lärm im Hause ließen ihn nicht schlafen, und von der

Heimkehr hielt ihn die Furcht vor der Hitze unten ab: „Meine Nerven sind etwas besser (3. VIII.), aber das kann ich sagen, daß ich keine ganz gute Kur gemacht habe." An die Gesellschaft suchte und fand er wenig Anschluß. Erst in der letzten Woche seines Aufenthaltes lernte er zwei junge Mädchen kennen, deren Jugendübermut ihn gewann. Sie überschattete die Drohung eines jammervollen Schicksals: Eltern und eine ganze Geschwistergruppe hatte die in der Familie schleichende Tuberkulose schon dahingerafft. Ob das Unheil diese beiden übriggebliebenen verschonen würde? Die zarte Schönheit der älteren, blonden, schien in erster Linie bedroht. Doch 3 Jahre später ging die jüngere dahin, während ihre Schwester sich verheiratete und ihren Gatten, aber auch den Dichter überlebte, der ihr Bild in einem seiner Gedichte festhielt[158]).

Die Sommerferien des nächstfolgenden Jahres (1888) führten Adolf zuerst wiederum allein, dann mit der Frau zusammen, nach Ober-Iberg. Er war schon bei strömendem Regen angekommen und der erste Eindruck kein glänzender: „Es ist hier nicht übel," schrieb er, „doch landschaftlich mit dem Menzberg nicht zu vergleichen, da man gar keine Schneeberge sieht. Es ist jedenfalls viel wärmer und milder als auf dem Menzberg, man ist vor dem Nordwind völlig geschützt." ... Er nahm seine Zuflucht zur Arbeit: „Ich hoffe mit aller Macht auf die Sonne, habe heute Vormittag schon den Hottinger'schen Winkelried fertig gelesen und an Kuno Fischer (über die Tragödie?) auch schon ein Stück Speckschwarte heruntergehauen." Im übrigen verlief der Aufenthalt still und reizlos, so daß Adolf 1889 gerne wieder, zum dritten Mal, zum Menzberg zurückkehrte.

Die Herbst- und Wintermonate dieses Jahres (1889/90) brachten eine beängstigende gesundheitliche Störung zur Erscheinung: unter zunehmendem Druck auf Brust und Magen und zeitweiligen Herzbeklemmungen stellte sich eine auffallende Vergrößerung des Brustumfanges ein. Der Arzt führte den Zustand auf Emphysem und eine gutartige Magenerweiterung zurück und verordnete eine sorgfältig gewählte Diät, die der Kranke gewissenhaft einhielt, und Kompressen. „Die Erweiterung," meldete seine Frau diese Diagnose ihrer Familie, „ist eine rein mechanische, nichts Entzündliches oder gar Krebsartiges, aber sie will sorgfältig behandelt sein; sie kann in einigen Monaten oder Jahresfrist zurückgehen, jedenfalls hofft Dr. J., daß sie so nicht fortschreiten wird." In der Tat ging die Anschwellung zurück, und der vorige Zustand stellte sich wieder her. Aber in den Sommerferien 1890 auf Felsenegg quälte den

Wiederhergestellten ein großer fiebriger Abszeß in der Achselhöhle, der aber dann gutartig verlief.

Der Disposition zu den häufigen und vielgestaltigen gesundheitlichen Attacken suchte Adolf durch körperliche Uebungen zu begegnen, wie er sie zum Teil schon in seinen Studentenjahren gepflegt hatte. Das Fechten gab er nach dem Unfall mit dem Auge auf. Dagegen bot sich in den Militärkursen des Waffenplatzes Aarau Gelegenheit, den Pegasus mit einem leibhaftigen Gaul zu vertauschen, und Adolf widerstand nicht, obwohl sich die alten, ausrangierten Regiebiester ungleich störrischer und launenhafter erwiesen als das Musenpferd. Im Dezember 1886 schrieb seine Frau eine Besserung seines Befindens dem Reitkurs zu, den er mit andern Zivilisten nahm — „trotz einiger unfreiwilliger, aber harmloser Abfälle". Letztere waren freilich nicht erstaunlich, denn der Kursleiter, ein exzentrischer Offizier, ließ seine Herren eigentliche Zirkuskunststücke ausführen, als da waren: Aufspringen auf das im Lauf befindliche Tier, Stehen auf dem galoppierenden, Sitzen ohne Sattel und Zügel und dergleichen mehr. Auf der Galerie der Reitschule sah Frau Lina einmal einem solchen Abwurf kopfüber in den Sand zu; aber als sie entsetzt hinunter eilte, stand der verunfallte Reitersmann schon wieder lachend auf den Beinen, und nur die abgeschleuderte Brille streckte noch hilfesuchend ein Beinchen aus dem Sand. Adolf aber stand nicht an, nach einem solchen Begebnis auch zum zweiten oder drittenmal seinen Tückebold wieder zu besteigen, bis der Gewalthaber der Reitschule fand, es sei nun für einmal genug. Unter einem milderen Regime kam es dann zu Ausritten, aber nach zwei Jahren wurden die Kurse aufgegeben, und die Sache hörte von selbst auf. Harmloser war das Fischen, das Adolf als einen Zwang zu völligem Ausspannen ebenfalls in den 80er Jahren begann und zwar mit Kunstfliegen auf Forellen. Da aber die Beute mager genug ausfiel und mehr als ein Fisch mit der abgerissenen Angelschnur fröhlich Aare abwärts schwaderte, so ging die Fischerei bald an Langeweile zugrunde, und an ihre Stelle trat der Pilzsport. Im Winter aber überwog die edle Jägerei jedes andere Sportgelüste um so stärker, als das Jagdrevier Hans Fleiners sich weithin erstreckte und nicht nur Enten und Fasanen, sondern auch Hasen und sogar Rehe zu bedrohen erlaubte. Noch besaß Adolf das Gewehr seines Vaters, das einmal dessen einziges Besitztum gebildet hatte, ein schönes, silbereingelegtes Stück, das freilich sich für Jagdzwecke als ungeeignet herausstellte. Eine richtige Jägerausrüstung wurde beschafft, und es begab sich alles, wie es sein Gedicht

„Der Rucksack“[159]) schildert, nur daß statt des gefehlten Meisters Lampe das Jagdglück dem Dichter einmal drei Hasen an einem Tag bescherte. Eine Schilderung des Jagdgeländes und jägerlichen Treibens aber gibt das dritte Kapitel des Freyschen Romans „Die Jungfer von Wattenwil“, das Erinnerung und Sehnsucht mit allen verstohlenen und leuchtenden Schönheiten des heimatlichen Waldes ausstattete. Denn, nachdem der Dichter den Aargau verlassen hatte, gelang es ihm nicht wieder, dem alljährlichen Ruf seines Jagdherrn zu einem fröhlichen Jagdtag Folge zu leisten. Auch ein anderer, der Eissport, geriet ihm nachher nicht wieder. Es war am 2. Februar 1885, als er Meyer von seinen Schlittschuhfreuden berichtete: ... „Indessen habe ich die Zeit im Vorsaal dieser Angelegenheit (einer Vakanz am Polytechnikum) „angenehm vertrieben; ich lernte nämlich — ich war früher nie auf dem Eis — Schlittschuhlaufen. Schade, daß das Eis schmilzt, ich konnte schon unter meinen Schülern herumsurren!“ Das mußte doch den Verfasser des Gedichtes „Die Schlittschuhe“ interessieren, der auch einmal in den sehnsüchtigen Ruf ausbrach: „O, Sie Glücklicher, jagen zu dürfen: auf's Treffen kommt's nicht an!“ (Briefe I, S. 390.) Es kam aber auch nicht darauf an, Eiskünstler zu werden.

Die Aarauer Wintermonate brachten an geselligen Anlässen mehr als man von der kleinen Stadt hätte erwarten sollen.

Die schweizerischen Klein- und Mittelstädte, besonders wenn sie zugleich Sitz einer kantonalen Regierung und kleine Residenzen sind, haben für kulturelles und geselliges Leben große Vorzüge. Sie vereinen eine im Verhältnis zur Einwohnerzahl ungewöhnlich große Zahl in geistigen Berufen stehender, akademisch gebildeter Männer. Da nun aber diese Städte zugleich auch meist Industriezentren sind, so findet sich auch der gebildete Großkaufmann, der ein Stück Welt gesehen hat und den Wert geistiger Kultur zu schätzen weiß. Kommt dazu noch die durchschnittliche Wohlhabenheit, ja der Reichtum der gebildeten, alteingesessenen Familien und ein infolge der vortrefflichen Schulen auch bei den Frauen häufiges Interesse an geistigen Dingen, so ist die Grundlage allgemeinerer Kultur und ersprießlicher Gesellschaftlichkeit gegeben. Nicht nur die bekannten schweizerischen Schulpaläste, auch Gesellschaftshäuser und Museen entstehen, die Bibliotheken füllen sich, Ausstellungen, Vorträge werden von literarischen und Kunstvereinen veranstaltet, und die weltberühmten Großen der Künstler- und Gelehrtenwelt scheuen sich nicht, in die Vortragssäle von Städtchen zu kommen, deren Einwohnerzahl vielleicht nur

wenige Tausende beträgt. Keine Frage, daß vor 50 und 40 Jahren die Schweiz hierin Deutschland voraus war und daß sie seinen großen Bildungszentren eine Dezentralisation der Kultur gegenüber zu stellen hatte, die neben den unentbehrlichen Konzentrationsstätten schließlich doch unabweisbares Bedürfnis und Ziel bleiben wird.

Unter diese aufstrebenden Gemeinwesen gehörte fraglos das kleine Aarau der 80er Jahre mit seinen zirka 6000 Einwohnern, das, die Hauptstadt des „Kulturstaates Aargau", sein Bildungsansehen wohl verdiente: hier ist die Kantonsregierung, Landammann und Regierungsräte; die Stadtbehörden, Stadtammann und Stadträte; hier die oberste Gerichtsbarkeit; das Schwurgericht versammelt sich hier; Kantonsrat und Stadtrat tagen in seinen Mauern; hier ist der eidgenössische Waffenplatz mit den Kasernen aller Waffengattungen; hier Bezirksschule und Kantonsschule; außer der großen Kantonsbibliothek zählte man schon damals 17 größere und kleinere Bibliotheken; hier stand das kantonale Gewerbemuseum mit seinen Sammlungen, das naturhistorische Museum, die Sammlungen der mittelschweizerischen geographischen Gesellschaft, und, von 1896 an, ein eigenes mit Werken von Böcklin, Amiet, Stäbli, Zünd und andern Meistern prangendes Kunstmuseum dem allgemeinen Interesse offen, und an Vereinen aller Art wies das Adreßbuch des Jahres 1896 auf nunmehr 8000 Einwohner die verblüffende Zahl von 84 auf.

Daß Adolf Frey in den Zug der Bildungsbestrebungen seiner Geburtsstadt bald hineingezogen wurde, ihnen gern entsprach und sich einer starken Resonanz erfreuen durfte, war nicht gerade verwunderlich.

Er war ein vortrefflicher Redner, war es von seinem ersten Auftreten an, nicht nur in privatem Kreis, wo er, fast immer improvisierend, durch originelle, überraschende Gedanken und Wendungen, durch schlagende Bilder und feine Formulierung, vor allem aber durch seine ganze Persönlichkeit hinriß, sondern auch vor der Öffentlichkeit. Er wußte genau, was dem populären Vortrag zukam, gab abgerundete, wohldisponierte Bilder seines Gegenstandes, gleich weit entfernt von Banalität, wie von unangebrachtem gelehrtem Ballast. Seine modulationsfähige, wohllautende Stimme trug ohne Anstrengung in die fernsten Ecken großer überfüllter Säle, meist in der Mittellage bleibend, leicht und ohne Schärfe artikulierend. Trug er Poesie vor, so konnte man einem Künstler des Sprachfaches gegenüber zu sitzen glauben, der über den Ausdruck jeder Empfindung gebot; aber es war Natur, was man hörte, angeborenes Gefühl und Geschmack, der falsches Pathos verschmähte, dem Ein-

fachheit und Wahrheit auch hier Bedürfnis war — Persönlichkeit. Trotz dieser Anlagen und der natürlichen Leichtigkeit und Freiheit seines Vortrags hat Adolf Frey nicht so häufig öffentlich gesprochen, wie mancher weniger hierfür Qualifizierte. Er rückte Zeit und die ihm unangenehmen Reisen immer schwerer daran und lehnte in späteren Jahren Aufforderungen von vornherein ab, die ihm nicht gestatteten, ohne weitere Vorarbeit seinen Stoff einfach unter den Arm zu nehmen und dem Ort der Tat zuzueilen, selbst wenn sie von Stellen ausgingen, wo er gern gesprochen hätte, im In- oder Ausland.

* * *

Eine zusammenfassende Übersicht ergibt folgende Daten: Im Winter 1883/84 trat er zuerst im Saalbau in Aarau vor ein größeres Publikum mit einem Vortrag über Annette von Droste-Hülshoff, am 10. Januar: „Der Vortrag," berichtete Lina Frey der Mutter, „war sehr gut gelungen und ein zahlreiches Publikum anwesend, darunter viele Herren, die sonst keinen Vortrag mit ihrer Anwesenheit beehren. Mir war es Anfangs recht lampenfiebrig zu Mute, wenn auch nur deshalb, weil ich fürchtete, Adolf möchte bei der Hitze und grellen Gasbeleuchtung schwindlig werden, aber die Sache ging ohne allen Anstoß gut von statten." Im folgenden Sommer hielt er die Maienzugsrede, 1886 die Festrede über Heinrich Zschokke. 1888 starb der Dichter Drannor; Frey schrieb eine nekrologische Arbeit für den „Bund", verzichtete dann aber auf den Plan, sie zu einer Monographie auszuweiten, teils weil ihm Widmann über die Möglichkeiten der Materialbeschaffung ungünstige Auskunft gab, teils auch weil sein eigenes Interesse an der Persönlichkeit schwand. Doch sprach er im Herbst 1888 im Aarauer Saalbau über den merkwürdigen Berner. Am 23. November 1893 zeichnete er in Aarau einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft das Bild Gottfried Kellers, am 26. Januar 1897 das Mörikes. 1895 rief ihn der Lesezirkel Hottingen nach Zürich, um an der Feier des 70. Geburtstages von C. F. Meyer die Festrede zu halten. Im Jahr 1902 wurde in Aarau das Vortragswesen durch die Gründung der Literarischen Gesellschaft organisiert; Frey war dabei nicht mehr beteiligt, da er 1898 nach Zürich übergesiedelt war, folgte aber gern dem wiederholten Ruf der Gesellschaft; so las er seinen früheren Mitbürgern 1903 aus seinen Gedichten vor. 1901 sprach er am 27. November in Winterthur über Arnold Böcklin und hielt im gleichen Winter einen Rathausvortrag zu Zürich über Hans Thoma, der ihm

dankbare Anerkennung in ganz besonderem Maße eintrug. Wiederholt aufgefordert sprach er 1901 und 1908 mit viel Beifall in Bonn und Köln über Keller und Meyer; 1903 veranstaltete der Lesezirkel Hottingen eine Gedenkfeier zu Herders hundertstem Todestag und erkor Frey zum Redner, wie auch im nächsten Jahre über Eduard Mörike. Im Jahre 1905 hatte er die Festrede in der Aula der Universität bei der Schillerfeier[160]) zu halten, und abends sprach er nach der Rütlifahrt des Lesezirkels in Altdorf. Manchmal ging es nicht ohne Schwierigkeiten ab: 1906 feierte Zürich seinen Tonmeister Friedrich Hegar; das Festmahl in der Tonhalle dehnte sich unter nicht endenwollenden, kaum mehr mitangehörten Reden weit über Mitternacht; doch als Adolf Frey um 2 Uhr endlich zum Wort gelangte, erreichte er mühelos Aufmerksamkeit und beschwor eine Welle jubelnder Begeisterung. Schlimmer hätte es bei einer andern Gelegenheit ausfallen können. Nach Albert Weltis Tod wurde im Zürcher Kunsthaus eine Weltiausstellung ins Werk gesetzt, zu der Frey als Redner ausersehen war. Aber am Vormittag des feierlichen Aktes befand er sich in üblem Gesundheitszustand. „Mir ist ungut, mich schwindelt," vertraute er sich dem Bruder an. „Halte Dich doch ja an Dein Manuskript," mahnte dieser. „Ich habe kein Manuskript," war die Antwort. Entsetzt sah ihn der Bruder an: „Wie kannst Du" — aber da stand der Angeredete schon an seinem Platz, sprach ruhig und ohne zu stocken, was er zu sagen hatte, und fesselte die große Versammlung kunstsinniger Männer und Frauen und aus der ganzen Schweiz herbeigekommener Künstler durch seine warmen verständnisvollen Ausführungen, als wäre er in der besten Verfassung. „Mir war allerdings," bekannte er nachher, „die ganze Zeit über, als stünde einer hinter mir und spräche alle meine Worte nach." Er hielt über Albert Welti, seinen lieben Freund, in einer Reihe schweizerischer Städte Vorträge mit Lichtbildern, die reiche Anregungen gaben und der künstlerischen Entwicklung einzelner Bilder, besonders des „Auszugs der Penaten" nachgingen.

Wenn er in den letzten Jahren sonst noch als Vortragender öffentlich auftrat, so hielt er sich, was keiner Vorbereitung bedurfte, an seine eigenen Schöpfungen und las aus seinen Gedichten, die er durch ein oder das andere Kapitel aus seinem Roman „Die Jungfer von Wattenwil" unterbrach. Einmal auch, es war zur Eröffnung des Zürcher Kunsthauses, trug er einen ad hoc verfaßten poetischen Prolog vor[161]). Es war am 17. April 1910. —

* * *

Die private Geselligkeit begann für Adolf und seine Frau schon im ersten Winter, obwohl sie, mit Arbeit reichlich belastet, auszuweichen suchten. Man sah sich ausschließlich zum Abendessen in gemischter Gesellschaft und in der Familie, wozu die alten Familienhäuser der meisten ihrer Bekannten überall einen großen Gesellschaftssaal mit eingebauten Spiegelkonsolen, Kronleuchtern und gediegenem ererbten Empiremobiliar boten. Es lebte eine alte behagliche Gesellschaftstradition in diesen Wänden, in denen man sich zwanglos, aber in guten Formen bewegte. Es war jene beste Schweizerart, von der der Ausländer selten eine richtige Vorstellung hat. Das Freysche Ehepaar hatte nun freilich keinen Festraum zur Verfügung, der ihnen eine größere Anzahl Gäste erlaubt hätte, abgesehen von ihren sonstigen bescheidenen Verhältnissen. Ihre erste Mietwohnung in der Kasinostraße bestand aus zwei größeren und zwei kleineren Zimmern. Nach der Rückseite sah eine schmale Laube auf den Hausgarten, die den unverdienten Ehrennamen einer Veranda empfing. Im Garten hauste, an eine Kette gefesselt, ein Affe. Da machte es nun Adolf Spaß, an dem Tierchen, das, in Gefangenschaft geboren, sicherlich nie eine lebendige Schlange gesehen hatte, zu beobachten, wie es vor einem Armband seiner Herrin, das eine bewegliche Schlange vorstellte, in alle Zustände des Entsetzens geriet und zu fliehen suchte.

Wenige Schritte trennten die Freysche Wohnung von einem Seitengäßchen, durch das man zu der Hinterpforte des ausgedehnten Fleinerschen Gartens gelangte, wo Adolf im gemeinsamen Skat gelegentlich unter der gedeckten Veranda Ablenkung und Ausspannung fand. Oder man genoß im Winter, besonders zur Festzeit, die liebenswürdige traditionelle Gastfreundschaft. In Adolfs Jugendzeit ging auch die Freundschaft mit dem ehemaligen Klassengenossen Dr. Isler zurück, der fast gleichzeitig den Hausstand mit einer klugen, hübschen jungen Frau gründete, und mit den ebenfalls neu verheirateten Staatsanwälten Brentano und Rohr. Gewählte Gastlichkeit und neue Freundschaft erschloß sich auch in dem feinen, allen geistigen Interessen offenen Haus des Regierungsrates und Landammanns Dr. Karl Fahrländer und seiner liebenswürdigen Gattin. Und nach wenig Jahren wurden Adolf und Lina Frey mit ihren Nachbarn, dem Ehepaar Bally-Arndt bekannt. Der Hausherr, weit gereist und dabei der schweizerischen Heimat mit warmer Begeisterung zu eigen geblieben, brachte allen gemeinnützigen Bestrebungen Interesse entgegen, machte den Schul- und Volksbibliotheken ansehnliche Bücherschenkungen und widmete, nachdem er seine Fabrik in Aarau

aufgegeben und sich in Bern ein schönes Heim gegründet hatte, seine Kräfte dem Blindenwesen. In seinem Hause und bei seiner gebildeten, belesenen und witzigen Gemahlin fanden Freys in alle Zukunft warme Freundschaft, gastliche Aufnahme und rege Teilnahme für Adolfs Schaffen.

Es war in den 80er Jahren, als sich der engere Freundeskreis noch zu einer besonderen Gesellschaft zusammen tat, da man sich nach dem Abendessen zwanglos und ohne Gesellschaftstoilette öfter zu sehen wünschte. In einer lustigen Stunde wurde darüber gesessen: „Ja, aber wie soll denn unsere Gesellschaft heißen?" „Wüstenkönig ist der Löwe!" rief eines der Mitglieder. Mit fröhlichem Beifall wurde der „Wüstenkönig" gegründet. Adolf zeichnete einen kunstgerechten heraldischen Löwen als Vereinswappen und kolorierte ihn sorgsam gelb auf blauem Grunde; eine Bußenkasse wurde angeschafft und beschlossen, alle Kalauer, Schüttelverse und schlechten Witze je nach der Qualität bis zu einem halben Franken zu ahnden, und alle 14 Tage zusammen zu kommen. Jüngeres und älteres Volk vergnügte sich mit vollendeter Harmlosigkeit, und es mag nicht verschwiegen werden, daß außer dem Herrn Prof. Frey besonders die beiden jungen Fleiner, vor allem Fritz, der spätere bekannte Jurist und Universitätsprofessor, manches Stücklein Kleingeld für unerhörte Kalauer und erschütternde Schüttelreime zu erlegen hatten. Es wurde getanzt und Theater gespielt, wozu sich freilich Frey nicht herbei ließ. Aber die 90er Jahre erlebte das Wüstentier nicht mehr; Krankheiten, Todesfälle, Verlobungen und Heiraten machten ihm den Garaus. Immer mehr waren private Bälle im Saalbau oder in den Gesellschaftssälen der Gastgeber in Schwang gekommen, und nicht nur einmal begegnete die unermüdliche Gesellschaft auf dem Heimweg im winterlichen Morgengrauen mit einiger Verlegenheit solchen, die schon an ihre Arbeit gingen. Adolf ertrug diese Anlässe leicht, da er gewohnt war, mit Alkohol und Rauch sparsam umzugehen, aber sie verloren bald ihren Reiz für ihn, und nach dem 40sten Jahre hat er kaum noch einmal sich im Dienst der Terpsichore betätigt.

Mit seinen Kollegen von Anfang an in einem freundschaftlichen Verhältnis, stand er doch — zufällig — mit keinem in näherem geselligem Verkehr. Das wurde anders, als im Jahr 1886 eine am Gymnasium erledigte mathematische Lehrstelle an Dr. Heinrich Ganter[162]) vergeben wurde. Von dem ersten Besuch Ganters und seiner Frau bei dem Freyschen Ehepaar an war das gegenseitige Interesse geweckt und erwuchs

zu einem beglückenden Austausch geistigen Gutes und zu einer Resonanz für den Dichter, die nie versagte. Man sah sich am liebsten und häufigsten zu vieren, wenn nicht die Jugendfreundin beider, die Sängerin Amalie Kling[163]), zu Besuch da war und mit ihrer wundervollen Altstimme Schubert und Brahms sang oder die tüchtige, gescheite Sophie Heim, die Schwester des bekannten Zürcher Geologen. Oft erschien auch an den Nachmittagen bei Ganters ein junger gemeinsamer Freund und früherer Schüler Adolfs, Prof. Dr. Käslin, sein feinsinniger Nachfolger an der Schule. Im Jahr 1890 übernahm das Ganterſche Ehepaar das neugegründete Schülerhaus, ein Heim für auswärtige Gymnasiasten, denen sie Unersetzliches an Anregung, Pflege und Hingabe widmeten. Öffentlich aufs Ungerechteste befehdet, gaben sie nach 8 Jahren die Sache wieder auf. Darüber aber brachen die zarten Kräfte der seltenen Frau zusammen, und sie mußte Heilanstalten übergeben werden, in deren einer sie 1916 die Kunde von dem plötzlichen Tode ihres geliebten Gatten erfuhr. Es entstand in diesen Jahren bei Adolf kaum eine größere Schöpfung, kaum ein Gedicht, das er nicht Anna und Heinrich Ganter beim sonntäglichen Zusammensein vorgelegt hätte, zu winterlicher Zeit in ihren behaglichen vier Wänden, im Sommer draußen in dem großen Garten des Schülerhauses. Da wurde denn auch auf dem für die Zöglinge eingerichteten Tennisplatz Tennis gespielt, und Frey war bald auch routinierten Spielern so gewachsen, daß er, da er sich einmal die rechte Hand verrenkt hatte, ebenso gewandt mit der linken schlug und parierte.

Im Herbst 1885 gelangte das Freyſche Ehepaar zu einer etwas geräumigeren Wohngelegenheit, indem sie ihren Einzug in das sogenannte „Schlößli" oder den „alten Turm" hielten, der ein graufklotziger, die Aare überblickender Baukomplex und ein uraltes Wahrzeichen Aaraus ist, der Methusalem unter dem alten Gemäuer des Ortes. Von dem Besitzer, dem Obersten und nachmaligen Professor der Militärwissenschaft Rothpletz, waren die Innenräume wohnlich ausgebaut worden; solange er sie selbst bewohnte, hatte hier viel fröhliches Leben gehaust: Böcklin und Scheffel waren u. a. an seiner übermütigen Tafelrunde gesessen. An den massiven, aus rohen unregelmäßigen Steinen und Blöcken errichteten Turm schlossen sich zwei spätere Anbauten an. Sie beherbergten die behaglichen Wohnräume mit der prachtvollen Weitsicht auf Aare und Jura. Dazu stand das alte schattige Burggärtchen mit Springbrunnen und hohen Bäumen den Mietern zur Verfügung. Aber so hübsch und romantisch es sich hier hausen ließ, die dicken Steinwände gaben, einmal

durchkältet, eine unbesiegliche Kälte ab, und in den Frostwintern 1888/89 und 1892/93 gefroren alle Zu- und Ableitungen. So mußte denn nach achtjährigem Eingewachsensein in den alten, efeubesponnenen Turm, an dem eine Eule einsam horstete und den die wilden Flüge der Turmschwalben umkreisten, an etwas anderes gedacht werden. Indessen hatte sich der Haushalt Adolf Freys um eine wichtige Persönlichkeit vermehrt.

Eines Tages stellte sich, auf seinen vier dürftigen Beinchen wie auf einem wackeligen Gestellchen daher humpelnd ein kleines hilfesuchendes Katerchen im Schlößli ein. Der Findling wurde „Schwanzel" benamst und wuchs sich zu einem stattlichen, schöngefärbten Halbangorakater aus:

„Bis in den Busch des Eichhornschweifes
Sandgelb, grau und sammetschwarz gebändert,
Kein Maler hätt' es zierlicher getuscht."
(Stundenschläge, S. 63.)

Schwanzel war die Liebenswürdigkeit selbst: nie hat er seine Herrschaft gekratzt oder gebissen. Ein einziges Mal vergriff er sich an einer von der Hausfrau mit aller Liebe gebauten Hasenpastete — aber wer hätte da auch widerstehen können? Verfiel er sonst, ganz selten, in Verschuldung, indem er etwa mit gebogenem Vorderpfötchen in den tiefen Milchtopf langte, um den Rahm zu lecken, so war das noch ein diskretes Verfahren: denn hätte er nicht einfach den Topf umwerfen können? Im Hause war er der reinlichste und mißbilligte jedes schlechte Betragen: als einmal eine fremde, ins Haus gedrungene Katze sich hierin verfehlte, ignorierte sie Schwanzel nicht nur persönlich, sondern setzte sich neben den Ort der Untat und schimpfte und fauchte so wütend, daß das schlimme Frauenzimmer die Flucht ergriff. Seine Laute waren jeder Modulation fähig, von dem freundlichen Miauen, womit er seiner etwa abends spät heimkehrenden Herrschaft von einem Baumast auf die Schulter sprang, bis zu den ekstatischen Jubelkadenzen, mit denen er sie unter meterhohen Freudensprüngen begrüßte, wenn sie wochenlang verreist gewesen waren. Vor der Türe, die ihn von seinem Lieblingslager auf dem Magdbett trennte, klingelte er mit dem Pfötchen so lange an einem Schlüsselbund, der dort hing, bis ihm aufgetan ward. Einmal geschah ihm schweres Mißgeschick: er geriet in eine Marderfalle und kam, sich losreißend, mit bis auf den Knochen zerfetzter Vorderpfote jammernd nach Hause. Wochenlang an der eiternden, schmerzenden Wunde von seiner Herrschaft ausgewaschen und verbunden, schrie das zitternde Tier wohl, wehrte sich

aber nie mit Kratzen oder Beißen. So trieb er sein Wesen, bis ihn nach Jahren die bloße Anwesenheit eines friedfertigen Hundes der Mithausbewohner einmal auf Nimmerwiederfinden verscheuchte, nach dem er acht Jahre lang ein freudebringender Hausgenosse des Dichters gewesen war. Aber Schwanzel war nicht der einzige tierische Kumpan: einmal war in einem dunkeln Winkel des Schlößlis ein großer Nachtschmetterling, ein Totenkopf, zurückgeblieben, der den Namen Hekuba erhielt und einige Wochen in einer Pappschachtel gehegt wurde; und noch mehr Freude bereitete die Farbenpracht eines Tagpfauenauges, das man lang in den Winter hinein zwischen den Vorfenstern bewunderte, wenn Hansli Gyr, — diesen Namen des prächtig einherstolzierenden Kriegers in Gottfried Kellers „Ursula" dankte er seinem schönen Samtwams — mit aufgerolltem Rüssel Konfitüre und Zuckerwasser naschte. Adolf, der im Reich der Blumen, Vögel und Schmetterlinge wohl bewandert war, hatte eine unerschöpfte Freude an aller Kreatur. Im Herzoggut stand er mit Meisen und Finken auf bestem Fuß, so daß sie ihm die Nuß- und Haselnußkerne aus den Lippen nahmen und seinen Schritt und Ruf wohl kannten.

Dahin, ins Herzoggut, wurde Mitte Mai 1893 übergesiedelt. Es fand sich zunächst eine Wohnung nicht in dem schönen alten, nach dem General Hans Herzog benannten Gutskomplex selbst, sondern nebenan in einem langgestreckten, zweistöckigen ehemaligen Fabrikgebäude[164]), das aber Wärme, Windgeschütztheit und dem Alleinbewohner Ruhe versprach. Es wurde gemütlich in der Flucht der kleinen ineinandergehenden Zimmer. Die sonnige Südostecke nahm das Studierzimmer ein; es bot den Blick nur auf den stillen Fabrikhof, aber der Dichter hauste gern in dem behaglichen Raum. Das gegenüberliegende Eßzimmer sah auf eine weite, weltverlorene Wiese, über die ein Streifen blauen Juras seine weitgedehnte Linie wie eine halbverschollene Melodie hinzog. Hier war hie und da ein versprengtes Häslein zu sehen oder zur Winterszeit ein weißpelziges Wiesel, das von einer Schneehöhle zur andern schlüpfte. Ein Gartenhäuschen auf der Westseite des Hauses erlaubte den Aufenthalt im Freien. Schon nach Jahresfrist wurde das Anwesen veräußert; aber ein glücklicher Zufall tat nebenan in dem schönen alten Herrschaftshaus des kurz vorher verstorbenen Generals Herzog nun eine verlockende Wohngelegenheit auf, die überdies in der liebenswürdigen, gütigen Witwe des Geschiedenen und ihren Kindern, besonders auch dem längst mit Frey befreundeten Sohn, Dr. Hans Herzog, die angenehmste Hausgenossenschaft bescherte, die sich denken ließ. Sieben warme, z. T. sehr

geräumige, sonnige und aussichtreiche Zimmer der dritten Etage erlaubten ein bisher nicht genossenes komfortables Sichausdehnen. Von dem großen Gesellschaftsraum mit seinen hohen Wandspiegeln und runden Empireöfen, der jetzt als familiäres Wohnzimmer diente, blickte man auf den schönen ausgedehnten Park mit seinen hochragenden Tannen- und Laubholzgruppen, seinem malerischen kleinen Weiher und seinen Schattengängen, in denen auch dem Dichter ein hübscher Sitzplatz und uneingeschränkter Wandel gastlich angeboten war: eine ideale Poetenwohnstatt.

Ende August 1894 erkrankte Adolf. Es gab eine mehrwöchentliche Gesichtsrose mit hohen Fiebern und Inanationsdelirien, und es war für die Zukunft eine Beruhigung, daß bald darauf der Arzt und Jugendfreund Dr. Isler in die Wohnung unter dem Freyschen Ehepaar einzog, so daß ärztlicher Rat immer zur Hand war.

Mehr als in den früheren Wohnungen war es nun möglich, auch Gäste bei sich zu beherbergen. Es war nicht verwunderlich, daß mit Adolf Freys sich ausbreitendem Schriftstellernamen vielgestaltige Beziehungen aus Nähe und Ferne ihm zuwuchsen und ihn, der fremde Individualität mit tastender Seele auf erste Eindrücke hin erfühlte und weitherzig dem ihn Suchenden entgegenkam, Freundschaft und Verehrung rasch und dauernd zuteil wurde und sich vor allem geistig interessierte und produktive Menschen bei ihm wohl fühlten.

Noch während seiner Studentenjahre war Frey mit dem Problem der Graphologie, der Handschriftendeutung, bekannt geworden. Zuerst durch Henze, den er im „Bund" 27. II. 76 besprach[165]); in Berlin fiel ihm dann Michons bekanntes „Système de Graphologie" in die Hände. Das deutsche Familienblatt zählte den Abbé zu seinen Mitarbeitern, und auch eine größere Serie von graphologischen Artikeln Schwiedlands und anderer erschienen hier. Nicht nur die eingehende Beschäftigung mit diesen und anderen Graphologen[166]), sondern vor allem das angeborene Sensorium für Schriften trieben ihn immer wieder, seinen Graphologenblick zu üben, wozu ihm sein vielseitiger Briefwechsel nicht weniger Material lieferte, als die häufige Bekanntschaft mit Interessenehmenden: „Ich habe viel in Graphologie gemacht und mindestens 200 Handschriften vorgehabt," meldete er z. B. am 11. VIII. 85 aus seiner zweiten Menzberger Sommerfrische. Bald darauf fing er mit der praktischen Verwendung seiner Arbeit an. In Kürschners „Vom Fels zum Meer", erschienen im Jahrgang 1886/87[167]) unter dem Pseudonym „Heinrich Amselmann" zuerst eine allgemein orientierende, 5 Spalten

füllende Auseinandersetzung über Charakter und Handschrift, der dann in 20 Abschnitten theoretische Einzelthemen mit Beispielen und Urteilen über eingesandte Schriftproben folgten. Der 20. Artikel schloß mit den Worten: „Hiemit sind wir mit dem System der Graphologie ... zu Ende." Es war überhaupt das Ende der schriftstellerischen und praktischen Betätigung an dem Thema, da er die Arbeit und seine Resultate bald anderen Händen freundschaftlich zuhielt. Er hatte wohl auch Widmann gelegentlich mit einer seiner Handschriftenanalysen überrascht. Aber: „Treiben Sie nur den Graphologiesport nicht zu stark," warnte dieser (8. III. 86). „Warum will sich ein Mann, der so berufen ist, den Geist in seiner innersten Werkstätte zu belauschen, mit der Symbolik der äußersten Peripherie geistigen Wirkens abgeben? ... Ich meine nur, solche Untersuchungen seien für Wagner- nicht für Faustnaturen, nicht für Männer, die einen solchen Bismarck-Tod-Dialog[168]) schreiben können." Wenn man auch Widmanns Ansicht hier nicht teilt und vielleicht gerade an Goethes Interesse für Handschriften und Verwandtes erinnern darf, der Ruf zu den Phalangen der Poesie, der aus des Dichters eigener Brust erklang, war wohl das ausschlaggebende für den Verzicht. Widmann war es dann auch wieder, der ihm eine Nachfolgerschaft zusandte: (16. II. 89) „Neulich habe ich Ihnen eine graphologische Dame von Ragaz angehetzt: Haben Sie's gespürt?" frug er. Es war Laura von Albertini aus dem alten Bündnergeschlecht von Gugelberg, das in Maienfeld bei Ragaz ein weitläufiges Schloß bewohnte, eine Nachfahrin jener gelehrten und entschlossenen Hortensia von Gugelberg, die Adolf Frey später in seiner „Jungfer von Wattenwil" aufleben ließ. Laura von Albertini, 10. Mai 1852 geboren, verriet die Bündnerin auf den ersten Blick: schlank, von geschmeidigem Wuchs, blasser Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und großen, dunkeln, stark vorstehenden Augen, deren bewegliches Spiel auffiel, dazu von einer gewissen Lässigkeit des ganzen Wesens und mit sorgfältig gepflegten weißen Händen, in denen die aristokratische Herkunft festgehalten war. Sie besaß literarische Interessen, Intelligenz und für ihr Fach angeborene intuitive Begabung, die sich in dem klugen Entgegenkommen gegen fremde Individualität nicht minder geltend machte als in ihrem Beruf. Ein reger brieflicher und persönlicher Verkehr entwickelte sich, dessen äußerer Anlaß, wenn nicht Ragazerkuren Adolf ohnehin in ihre Nähe führten oder sie ein und das andere Mal unter seinem Dach weilte, meist graphologische Fragen bildeten. Als sie ein Lehrbuch der Graphologie herauszugeben unternahm,

stellte ihr Adolf Frey seine gedruckten Arbeiten und seine Hilfe zur Verfügung, setzte sich während eines Kuraufenthaltes einige Wochen mit ihr zusammen und half ihr auf Grund der Amselmannschen Artikel das „Lehrbuch der Graphologie von Laura Meyer" (unter diesem Pseudonym graphologisierte sie), 1895 aufbauen, das seither als der beste Führer zu Ansehen und Auflagen gelangte. Die Verfasserin verfolgte Freys Schaffen und Leben mit größtem Anteil und erfreute sich bis zu ihrem Ende seiner Freundschaft. Am 25. September 1909 wurde sie, wie früher ihr Gatte, durch ein qualvolles Krebsleiden dahingerafft. Adolf Frey hat ihre Persönlichkeit und ihr Werk in einem Nekrolog festgehalten[169]). Durch sie wurden Adolf und Lina Frey mit einer Heimstätte für Schweizerkunst bekannt, wo man den Künstler pflegte und seine Werke kaufte. Es war das Haus des Direktors der Papierfabrik Biberist bei Solothurn, Oskar Millers, und seiner gleichgesinnten, tüchtigen, anmutigen Gattin, die sich neben Kunst und Geselligkeit auch in sozialer Fürsorge unermüdlich bemühte. Millers klare, scharfe Augen und sein kantiger Kopf bargen einen angeborenen Blick für Malerqualitäten, der ihn für seine Künstler einstehen ließ, als noch kaum ein Hahn nach ihnen krähte. Hier fand Albert Welti Förderung in seinen schweren Jahren, bis eine prinzipielle Kunstdifferenz dazwischen geriet[170]); Miller war einer der ersten, wenn nicht der erste Käufer Hodlers; hier gingen Fritz Widmann, Albert Trachsel, die Bildhauer Leu und Rodo-Niederhäusern ein und aus, hier stand man in Verbindung mit Worpswede und München (Bär); hier sah man Hans Thomas farbenglühende „Reise nach Aegypten", begegnete man den Barbizonmalern und Auberjonois, Valloton, Giacometti, in neuerer Zeit Berger und Morgenthaler; hier fand aber auch vor allem Cuno Amiet für seine von der Welt zuerst zurückgewiesene und mit Hohn aufgenommene Kunst von Anfang an Verständnis und eine Kauflust, die ihn jahrelang über Wasser hielt, ihm die Gründung des eigenen Herdes ermöglichte und alle Zeit eine warme Feuerstelle für ihn offen hielt. Millers Kunstansichten entwickelten sich und wechselten; mit ihnen der Bestand seiner Bilderschätze. Er gab her und erwarb Neues. Lange war sein Haus ein Hodlermuseum; jetzt gibt es weder ein Privathaus, noch eine öffentliche Sammlung, welche eine Amietschau bietet wie seine Räume. Und was der Besitzer solcher Herrlichkeit in seinen Bildern sah, das entwickelte und vertiefte er in Monographien, die wohl Anlaß zu anregendster Besprechung bieten konnten. So wurde der erste Besuch des Freyischen Ehepaars im Oktober 1893 der Auftakt zu einer langen Reihe

genußreicher Tage und Wochen, die sie auf der „Schnabelweid", wie das Haus in einer lustigen Stunde getauft wurde, bei den Freunden verbrachten. Insbesondere stand Adolf zu der schlagfertigen, witzigen Hausfrau in einem Verhältnis lustig harmloser Neckerei, die in improvisierten Versen mündlich und auf dem Papier sprudelte. Vormittags wandelte er, seinen Plänen und Entwürfen nachhängend, gerne an dem nahen erlenbestandenen Forellenbächlein, wo ihn Finken und Stare mit ihren Strophen begleiteten und die zierlichen Bachstelzen vertraulich am Wasserrand auf- und abwippten. Nachmittags aber saß man wohl plaudernd unter den hohen Linden des Gartens bei Rauch und Trankſame oder rückte zu Fuß oder Rad in die ebene, von Firneleuchten fernher erhellte Landschaft, am liebsten nach Hellsau, später der Oschwand, dem Sitz Cuno Amiets, der Adolf Freys Bildnis wiederholt in lebensfrischer Unmittelbarkeit festhielt.

In der Nummer vom 23. April 1915 der Neuen Zürcher Zeitung[171]) schilderte Adolf Frey seine erste, auf einen ergötzlichen Zufall zurückgehende literarische Bekanntschaft mit Carl Spitteler und zwar mit dessen kurz vorher in die Öffentlichkeit gelangtem Erstling „Prometheus und Epimetheus", und wie er der merkwürdigen Schöpfung der erste Fürsprecher wurde. Von Angesicht sahen sich die beiden Dichter zum erstenmal im Winter 1882/83 und zwar im Gasthaus zum Ochsen in Aarau, wohin Spitteler zu diesem Zweck noch vor Neujahr, wahrscheinlich im Dezember gekommen war. Als Adolf Frey pünktlich zur bezeichneten Abendstunde sich einstellte, hatte er Mühe, den Verfasser des Prometheus ausfindig zu machen, der keinerlei Weisung an das Personal hatte ergehen lassen, schließlich aber in einem Nebenzimmer bei seinem Abendbrot entdeckt wurde, worauf ein langer Diskussionsabend das Zusammentreffen krönte. Über den Eindruck dieser Begegnung berichtete Frey an Conrad Ferdinand Meyer am 9. Januar 1883: „Spittelers Bekanntschaft war mir interessant. Ich habe mit Lob nicht, aber noch viel weniger mit unverhülltem Tadel hinter dem Berg gehalten. Er wehrte sich, nahm aber das Meiste an. Die Jesabel[172]) imponierte mir, sodaß ich mit impetus daran ging und vorschlug; er nahm auch hier zu meinem Erstaunen alles an und, wie ich aus seinem Briefe schließe, mit großem Dank." Es war das Drama, welches dann, mit Inhalt und szenischen Folgen bereits feststehend, Spitteler am 7. Januar seinem neu gewonnenen Ratgeber in Aussicht stellte und das acht Tage nachher eintraf. Während Adolf sich vergeblich bemühte, seinem neuen Bekannten eine am Aarauer Gym-

nasium frei gewordene Lehrstelle für Geschichte zu verschaffen und ihn aus seiner unerfreulich gewordenen Tätigkeit in Neuveville loszueisen, legte ihm dieser Entwurf auf Entwurf zur Beurteilung und Hilfe vor. Es entwickelte sich eine Korrespondenz, die in den ersten Jahren ausschließlich Spittelers dichterischen Angelegenheiten gehörte, in denen sich der 10 Jahre Ältere in ein eigentliches Schülerverhältnis begab und Unsicherheiten, Bedenken und Desiderien in unbeschränkter Fülle und schwerleserlichen, immer wieder korrigierten Briefmanuskripten über den Schreibtisch seines Helfers ergoß. Selten daß in dieser Zeit schwerer künstlerischer Entwicklungsnöte Spittelers einmal eine Angelegenheit des andern zur Sprache kam, der auf alles und jedes einging, mit der Geduld und dem Interesse einging, wie es nur der Schaffende dem Schaffenden, der Selbstlose dem Hilfeverlangenden entgegenbringen kann. Nach Dramen kamen Lustspiele an die Reihe: „ein Baccillus", eine „Galanterie und Liebe", der „Parlamentär", dem Frey nach einer vierstündigen Vorlesung an einem Mainachmittag im Fleinerschen Garten die bühnenmögliche Länge zu verschaffen sich abmühte, ohne das Stück, das bei der Aufführung versagte, retten zu können. Dann der „Ehrgeizige", den Spitteler auf Rat Freys und Widmanns von der Zürcher Theaterdirektion zurückverlangte und unterdrückte; die zu Freys Bedauern leider in ihren Anfängen liegengebliebenen Eugeniafragmente, das „Wettfasten", „Gustav", „Friedli", die „Mädchenfeinde", die „Balladen", und erst, als das ganze Verhältnis der beiden Dichter ein anderes, die persönlichen Begegnungen seltene geworden waren, erschienen nur noch gedruckte Schöpfungen Spittelers vor Freys Augen. Der persönliche Verkehr wurde mit Jahren und Erfahrungen spärlich und erlitt nach Freys Übersiedlung nach Zürich lange Unterbrechungen, bis die Tätigkeit beider Männer für die Schweizerische Schillerstiftung sie in ihrem Sitzungszimmer alljährlich ein bis zweimal zusammenführte. Es ist hier nicht der Ort und nicht meine Aufgabe, aus den ein Hundert übersteigenden Briefen Spittelers ein Bild seines Wesens, seiner oft übersteigerten Stimmungen und Verstimmungen zu geben, die seine gerechte Einstellung gegenüber fremdem Schaffen so sehr erschwerten: genug, er hat Adolf Frey öffentlichen Dank erstattet[173]).

Im Januar 1884 kehrte Carl Spitteler zum erstenmal in Freys Häuslichkeit ein: „Die vorige Woche," erzählte seine Frau den Eltern (12. I. 84), „hatten wir einen Gast ... einen Herrn Spitteler, einen Bekannten Adolfs und Kollegen in Apollo, dessen merkwürdige Werke

zwischen seltener Schönheit und kaum verständlicher Eigentümlichkeit hin- und herschwanken, immerhin eine interessante Bekanntschaft." Der Eindruck des sonderbar Außergewöhnlichen ging auch von der Persönlichkeit des Besuchers aus: von seiner sprunghaften, das verblüffende Paradoxe liebenden Unterhaltung, den unablässig wechselnden, ruhiger Erörterung ausweichenden Gedankengängen, dem schwankenden und schlürfenden Gang, der eigentümlich russizierenden Sprache, — er war von einem siebenjährigen russischen Aufenthalt zurückgekehrt — dem exotischen Cachet des ganzen Auftretens, den erstaunten Fragen „kann man das?" „tut man das?", nach den Dingen des Lebens. Dabei kamen interessanteste Fragen poetischer Produktion aufs Tapet, und die Unterhaltung der beiden unablässig aneinander vorbei das Zimmer abwandelnden Herren zog sich bis 4 Uhr morgens in die Länge. In ähnlicher Weise vollzogen sich auch die weiteren Besuche. Interessant war es, Spitteler am Klavier zu hören, wenn er in seiner persönlich gefärbten Auffassung Klassiker, z. B. Bach spielte, oder sich in den Blumenhainen Schuberts erging, mit dessen Sonaten er Lina Frey bekannt machte und beschenkte[174]). Denn im Kranz seiner reichen Talente glänzt auch das musikalische.

XII

Im Schatten von Zypressen

Motto: Wenn mein Herz beginnt zu klingen
Und den Tönen löst die Schwingen,
Schweben vor mir her und wider
Bleiche Wonnen, unvergessen,
Und die Schatten von Zypressen —
Dunkel klingen meine Lieder!
(Gedichte I, S. 131.)

Es waren nicht nur die häufigen Stunden eigenen körperlichen Unbehagens und Leidens, welche der ersten Hälfte der 90er Jahre eine trübere Farbe verliehen, als sie durchschnittlich das Jahrzehnt vorher getragen hatte, es waren die Schatten von Zypressen, deren schmerzliche Reihe die Tage verdüsterte. Hatten Adolf und Lina Frey schon ein Jahr nach ihrer Verheiratung den Tod der mütterlichen Freundin Stein-Sembritzky (1884)[175]), im Jahr darauf den eines Verwandten der Frau zu beklagen gehabt, zu dem auch Adolf in herzlichem Verhältnis stand, und hatte ihnen eine Depesche Fleiners 1889 das freiwillige Hinscheiden

eines gemeinsamen Berliner Freundes gemeldet, dem Adolf erschüttert einen poetischen Nachruf widmete[176]): jetzt, mit dem Jahr 1890, rückte ihnen der Tod noch näher ans Herz. Seit dem Herbst 1885 hatte Adolfs Mutter wieder in Anstaltspflege gegeben werden müssen, wo sie als eine Leichterkrankte noch verhältnismäßig erträgliche Tage erlebte. Als sie ihr Ältester und seine Frau vor Weihnachten 1889 in Königsfelden besuchten, mußten sie eine merkliche Verschlimmerung ihres Zustandes feststellen: ... „es ist seit 10 Tagen ein Leiden im Gehirn aufgetreten, das vorübergehende Lähmungen bewirkt. Sie ist zwar völlig klar, aber in kürzerer oder längerer Zeit kann sie sterben" (L. Fr. an ihre Mutter). Im März verschlimmerte sich der geistige Zustand, die Kräfte nahmen ab; eine heftige Lungenentzündung kam dazu. „Am Sonntag Mittag," (L. Fr. an ihre Mutter 31. III. 90) „eine halbe Stunde, ehe wir einen Ausflug unternehmen wollten, kam eine Depesche, sie sei lebensgefährlich erkrankt; als wir ankamen, war merkwürdigerweise Besserung eingetreten ... am Mittwoch früh eine Depesche, welche den Zustand als hoffnungslos bezeichnete. Ich mußte diese Nachricht Adolf ins Maturitätsexamen schicken ... Du kannst Dir denken, in welcher Hetzerei wir um 12 Uhr abfuhren. Der Zustand der armen Mama war so, daß wir alle ihre Erlösung ersehnten. Doch erkannte sie uns noch und vermochte noch Adolfs Namen deutlich zu sagen" ... Aufs äußerste erschöpft kamen die beiden nachts spät nach Hause. Andern Morgens kam die Nachricht, daß der Tod nachts 11 Uhr sanft und schmerzlos eingetreten war; es war am 3. April 1890. „Endlich," schrieb Adolf am 4. an Meyer, „ist meine liebe gute Mutter von ihrem Leiden durch einen sanften Tod erlöst worden. Morgen wird sie, wie sie gewünscht, im Feuer bestattet." Das Jahr 1892 riß eine neue Lücke in die Familie Adolfs. Die junge Frau des Bruders Emil kränkelte seit mehr als Jahresfrist: noch verbrachten die beiden Familien die Sommerferien 1891 auf dem altvertrauten Menzberg, aber ohne daß die Leidende sich gebessert fand. Sie schwand während der Wintermonate immer unverkennbarer und unter schweren Leiden dahin und entschlief, erst 32jährig, an Lungenkrebs am 24. Februar 1892. Noch aber stand das Schwerste bevor: der geliebte Bruder selbst, der im Frühling 1893 seinem Kind eine zweite Mutter gegeben hatte, gab zu vielfacher Besorgnis Anlaß: schwere Influenzen, Gelenkrheumatismus und Herzaffektionen stellten sich ein. Im November 1894 legte er sich. Die Ärzte ließen die Angehörigen im Glauben an eine Typhuserkrankung: in Wirklichkeit stand die Diagnose auf eine

hoffnungslose Aortaentzündung fest. Eine vorübergehende Besserung um die Weihnachtszeit änderte nichts. Es waren schwere Monate für den entfernt wohnenden Bruder: Tag für Tag holte er bei dem ärztlichen Freund Dr. Isler telephonische Nachricht, und das Auf und Ab von Hoffnung und Angst zerrieb seine Kräfte so, daß sich bei ihm selbst Herzstörungen zeigten und seine Frau den Bruder Alfred um Zurückhaltung in den Berichten bat. Am 10. Februar nachmittags 1 Uhr kam das Ende, nachdem Adolf den Sterbenden noch einige Tage vorher besucht und bei Bewußtsein gefunden hatte. Am 13. ging die öffentliche Leichenfeier und die Feuerbestattung vor sich. Es war ein harscher Wintertag mit 14 Kältegraden, als Adolf Frey und seine Frau in der Morgenfrühe nach Zürich fuhren und den völlig abgemagerten aber unentstellten Dahingeschiedenen noch einmal sahen. Die Feier dauerte drei qualvolle und zugleich erhebende Stunden: alles, was der Verstorbene den Seinen, den Berufsgenossen, dem Vaterland gewesen war, kam dabei und in der Presse zu warmem, ergreifendem Ausdruck. Denn auch Emil war an Charakter und Begabung ein ungewöhnlicher Mensch gewesen, von reiner Gesinnung, goldenem Gemüt und Humor, eine Kraft an Ideen und Leistungen, die nicht vergessen ist im Vaterland[177]). „Nachts 9 Uhr" (L. Fr. an die Mutter 15. II. 95) „kamen wir wieder heim, endlich! ... Adolf hat heute seine Schule wieder aufgenommen, ist aber noch furchtbar angegriffen. Wir sind beide noch wie zerschlagen — es ist unsagbar, was wir in den letzten drei Monaten durchgemacht haben. Länger hätte es so nicht mehr fortgehen können. Adolf hatte infolge der Aufregungen Herzaffektionen, die mir sehr Angst machten ... (er) ist äußerlich ganz ruhig und gefaßt — aber wie lange es dauern wird, bis er das Schwerste überwunden haben wird, das kann niemand sagen. Er ist sehr mager geworden" ... „Es ist mir nachträglich lieb zu wissen," schrieb Adolf (14. II. 95) den treuen Biberister Freunden, „daß Sie in Zürich und in unserer Nähe waren. Daß Sie im Hintergrund blieben, ich begreife es! ... Und sonst — o was ist sonst zu sagen! Wir wollen uns sehen, sobald wir ruhiger sind. Ihre Teilnahme und treue Gesinnung ist uns ein großer Trost." Drei weitere Todesfälle in der Familie der Frau fielen noch in das gleiche Jahr 1895, und im Herbst legte sich die junge Frau des Freundes Dr. Isler zu langsamem, qualvollem Sterben. Als sie im April des folgenden Jahres zur Ruhe gegangen war, hielt Adolf bei der Trauerfeier im Hause die Leichenrede. „Gestern," schrieb er damals an Frau v. Albertini, (12. IV. 96) „ist

die endlich von ihren schrecklichen Leiden erlöste Frau Dr. J. im Feuer bestattet worden. Wegen der schrecklichen Erinnerungen an das Krematorium ging ich nicht mit nach Zürich ... Ich habe einen sehr trüben Winter verlebt. Die Krankheit erinnerte mich natürlich täglich an meinen armen Bruder, den ich nicht vergessen kann und dessen Verlust mich immer wieder quält." Er hatte kurz nach Emils Tod die Absicht gehegt, dem geliebten Toten ein biographisches Denkmal zu setzen: (Biberist, 15. III. 95 an Fr. v. A.) ... „Doch ich will nicht klagen und das wehmütige Kapitel ruhen lassen. Ich werde sowieso noch oft genug dazu kommen. Später schreibe ich die Biographie; es soll ein rechtes und richtiges Buch werden, woran ich mein Bestes wenden will." Zwei Gründe mögen dann diesen Plan vereitelt haben: einmal die Scheu, die Wunde seines Herzens aufzureißen, wie er es denn auch 20 Jahre später als unmöglich empfand, dem lieben Freund Heinrich Ganter den Nekrolog zu schreiben. Sodann aber das Vorhaben, das Lebensbild des Vaters zu zeichnen, wobei Emils Jugendjahre ohnehin eingeschlossen sein würden. So beschied er sich, in diese letztere Arbeit bereits vertieft, mit der Einleitung zu einer kleinen Schöpfung Emils, nämlich zu der Sammlung der „Briefe des alt Cordonnier Sebastian Gäuggeli. Mit einem Anhang von Aprilscherzen herausgegeben von Adolf Frey"[178]). Die fingierten Briefe des altzürcherischen Schusters über allerlei Lokalfragen bereiteten seinerzeit den Lesern der Neuen Zürcher Zeitung manche fröhliche Stunde: „Wenn Emil Frey," erzählt die Vorrede Adolfs, „zwischen der strengen Arbeit aufatmete, so erfrischte und labte es ihn, solche Schelmereien auszuhecken oder ersonnene auszufeilen und zu polieren. Denn er pflegte an diesen Dingen andächtig und liebevoll zu bilden, um ihnen, so weit es die Gattung erlaubte, den Stempel von Kunstwerken aufzudrücken." Unter den Aprilscherzen war einer vom Jahr 1886 „Von der Jungfrau von S. Ch. Windler" (Schwindler), worin von Emil, lange bevor von Fachleuten an eine Jungfraubahn gedacht wurde, das Projekt einer solchen mit Scheinwerfer, Restauration und technischen Details des „Ingenieur-Topographs" auseinandergelegt wurde[179]).

Ungefähr gleichzeitig mit der Vorrede zu dem Büchlein war Adolf mit dem Abschluß der größeren Aufgabe beschäftigt, die ihm die Pietät des Sohnes nicht minder vorgeschrieben hatte, als die Verpflichtung des schweizerischen Literarhistorikers, eine Lücke in der Darstellung der literarischen Zustände der Heimat zu füllen. Es waren die ausgewählten Erzählungen von Jakob Frey und die Biographie des Vaters.

„Mein Mütterlein ist eine Hand voll Staub,
Und über meines Vaters Stein
Weht mehr denn zwanzig Jahr das Laub
Im harschen Hauch des Herbsts hinein.
Hier sind die Werke, die er schuf,
Emporgeschreckt, wie oft, vom Ruf
Der herben Not. Er tritt vor deine Pforte
Und sieht dich an mit seinem weichen Blick:
Begrüß ihn freundlich, wägend sein Geschick,
Und biet ihm den Willkomm mit liebem Worte."
(Ungedruckt. 26. XII. 97. Widmung an Emil Milan.)

Mit diesen ergreifenden Zeilen legte Adolf Frey das vollendete Werk in die Hände eines Freundes.

Es lag den Söhnen Jakob Freys langeher auf der Seele, für eine würdige Ausgabe der Werke ihres Vaters besorgt zu sein[180]). Endlich, mit den beginnenden 90er Jahren schlug die Stunde, die dem Sohn die Befriedigung eines Herzensbedürfnisses, dem Dichter die Auseinandersetzung mit dem so ganz anders gerichteten und doch in einigen Zügen verwandten Talent des Vaters ermöglichte. Es sollte eine erlesene, sorgfältig durchgearbeitete Sammlung seines besten Gutes werden; daß sein Lebensbild nicht fehlen durfte, war selbstverständlich. Es war keine kleine Arbeit, die das eine wie das andere verlangte. Waren auch die besten Sachen in den drei Bänden „Zwischen Jura und Alpen", „Schweizerbilder" und „Neue Schweizerbilder" beisammen, so mußte — ein Blick in die bibliographische Beigabe der Biographie orientiert darüber — alles andere aus ungezählten Bänden verschollener, kaum mehr antiquarisch aufzutreibender Zeitungen und Zeitschriften zusammengesucht werden: (29. VIII. 95 an Fr. v. Albertini) „Zudem sehe ich einer etwas mühsamen Arbeit entgegen, in welcher ich eigentlich schon mitten drin bin: der Arbeit an der Herausgabe der Werke meines Vaters. Da ich ein Verzeichnis aller Erstdrucke anlegen will, so muß ich mich an alle möglichen und unmöglichen Orte wenden, da diese Erstdrucke in Zeitschriften u. s. w. begraben sind, die sich kaum mehr auftreiben lassen[181])" ... Und überall hatte noch redaktionelle Tätigkeit einzugreifen, um die Spuren der überhetzten Produktion einigermaßen zu verwischen. Am meisten in der bekanntesten der historischen Erzählungen J. Freys: „Die Waise von Holligen", wo der Sohn mit energischen Streichungen, Zusammenziehungen und Korrekturen erreichte, was dem Vater selbst zu tun nicht mehr gegönnt gewesen war. Bei seiner klaren und entschlossenen Arbeits-

weise kam er damit in erstaunlich kurzer Zeit zu Rande. Dann war noch die höchst unerquickliche Frage der Ablösung der Verlagsrechte von den Rechtsnachfolgern der Verleger zu erledigen, unter deren erbarmungsloser Fuchtel die Sachen entstanden waren. Hier war seine beste, ja einzige Hilfe der Bruder Alfred, der sich auch im Nachlaß Emils nach Material umgesehen hatte, allerdings mit dem Stoßseufzer (2. IV. 95 Alfred an Adolf) „es fehlt viel, sehr viel! Schon das leere Zusammensuchen gibt mir einen Begriff von der Arbeit, die Du zu tun hast. Ich wünsche Dir die nötige Geduld und Liebe." Aus den nicht minder mühseligen Vorarbeiten zur Biographie, aus verstaubten, vergilbten Briefen und Manuskriptseiten stand vor dem Arbeitenden die schwere Jugend auf und blickte dem gereiften Mann mit dunkeln Augen ins Antlitz: „Die Arbeit," schrieb er (12. IV. 96) an Frau v. Albertini, „an der Biographie des Vaters, an sich mühsam und mir unangenehm und bitter, trug natürlich auch dazu bei ... mir die freudlose Jugend wieder zu vergegenwärtigen" ... und (28. XII. 96) ... „zu irgend einer Arbeit bin ich nicht gekommen, außer zu einigen Rezensionen in der N. Z. Z., wo Sie wohl auch den Ausschnitt aus der Biographie meines Vaters gesehen und daraus den Schluß gezogen haben, daß er und wir Kinder mit ihm nicht auf Rosen gebettet waren. transeat."

Mehr als ein anderes biographisches Werk Adolf Freys wurde die Lebensgeschichte seines Vaters die Geschichte der literarischen Zustände, unter denen dieser gelitten hatte, eine Milieuschilderung, die ein Stück schweizerischer Kulturgeschichte darstellt. Nicht als ob das eigentlich Biographische dabei zu kurz gekommen wäre; aber die Quellen für dieses flossen spärlich — dürftigste mündliche Überlieferung und wenige briefliche oder sonstige Dokumente für die Jugendzeit. Und die Geschichte der Mannesjahre, wesentlich aus seinen und Freundesbriefen, (darunter ein Trüpplein Gottfried Keller-Briefe) gewonnen, war die Geschichte seiner Arbeit, seiner Anstrengungen, seiner Enttäuschungen, seiner Leiden, von einer tragischen Eintönigkeit und immer der gleichen schwarzen Linie folgend, die ununterbrochen dem letzten Dunkel entgegenlief. Und doch sieht man, vom Sarg Jakob Freys rückblickend, wie in eine sonnendurchleuchtete Stube in ein menschliches Glück hinein, das kein Lebensjammer ganz zu ersticken vermochte, in eine stille, tapfere Liebe, welche die Familie Jakob Freys verband, und in deren Wärme die drei Söhne erwuchsen, jeder zu Ehre und Nutzen dem Vaterland und jeder ein ganzer Mann. — Und der Dichter Adolf Frey fand im Leben des Vaters die

sprechenden Züge, die farbegebenden Einzelerlebnisse und erkannte und sichtete seine dichterischen Gaben, ihren Glanz, ihre Grenzen.

Im März 1896 war der Biograph im Wesentlichen mit seiner Arbeit fertig; aber es wurde November 1897, bis er nach Verhandlungen und Verzögerungen die ersten Korrekturbogen empfing und dann das Werk bei Sauerländer, Aarau, erschien.

Noch ein anderer Toter rief einem Werke Adolf Freys, einem der schönsten, in das er außer den Gedichten seine Seele prägte: es war Gottfried Keller. Wie Seele zu Seele sprach, wie der weichere Jüngere sich an der herben Mannhaftigkeit des Älteren labte, der mit väterlichem Wohlwollen die taktvollste Zurückhaltung vor der tapfern Selbständigkeit des jungen Freundes verband, es lebt unter jeder Zeile ihres Briefverkehrs und leuchtet aus Freys „Erinnerungen": „Auf dem Grunde dieser Wahrhaftigkeit und dieses lautern Wesens ruhen die herrlichen Vorzüge seiner Werke, auf dieser Wahrhaftigkeit ruhte der ganze Mensch. Und gerade sie macht ihn mir lieber und verehrungswürdiger, je mehr ich an ihn denke und nach ihm zurückblicke. Nur weil er wahrhaftig, war er ein ganzer Mann; nur weil er ein ganzer Mann, war er ein großer Dichter." (Erinnerungen an G. Keller, III. Aufl., S. 137).

Die Nachricht vom Tode Gottfried Kellers fand Adolf Frey in Felsenegg auf dem Zuberberg, wo er zwei Tage vorher angekommen war; sie ging ihm durch eine Depesche Albert Fleiners zu. Es war am 15. Juli 1890. Den 16. brachte die Neue Zürcher Zeitung die ergreifenden Zeilen, die den Erinnerungen eingefügt wurden (III. Auflage, S. 156—160) und die den letzten Besuch Freys bei dem Sterbenden schildern, mit dem Zusatz: „Gestern, 15. Juli, Abends 4 Uhr ist Gottfried Keller seinen Leiden endlich erlegen. Wer ihn im unheilbaren Siechtum liegen sah, wird den Tod als einen Erlöser begrüßen. Aber den Verlust, den sein Heimgang dem Vaterlande, der Menschheit, der Dichtung zufügt, den Schmerz um den großen Mann, unser ganzes ausbrechendes Leid können keine Worte schildern." Am 18. Juli nachmittags 3 Uhr brach der Trauerzug zur Bestattung von Kellers Wohnung (im Talegg) auf, in welchem auch Adolf Frey schritt, der darüber, wieder nach Felsenegg zurückgekehrt, acht Tage später an Meyer kurz berichtete: 26. VII. 90: „Ich ging von hier über Aarau zu Kellers Bestattung, ging auch noch ins Haus, wo ich, wörtlich genommen, beinahe über den Sarg stolperte. Es war eine harte Stunde; ich kann es wohl fühlen, daß es Ihnen nahe ging. Ich erzähle Ihnen später, was ich sah." Am 11. August kehrte er nach Aarau zu-

rück, wo er eine Aufforderung von C. E. Franzos, dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung" vorfand, der einen Artikel über Keller wünschte[182]). In wenig Tagen — „ich mußte die ganze Arbeit über Keller im Galopp machen in zwei Tagen neben 5 Stunden Schule," berichtete er am 15. VIII. an Meyer, mit dem er sich über das gleiche Thema in der „Deutschen Dichtung" begegnen sollte —, hatte er den feinen, eingehenden Essay beisammen, von dem Meyer urteilte: „Ihr Artikel ist untadelig, nur ein bischen ‚Vorlesung', aber prima Sorte."

Die gesamten Arbeiten Adolf Freys über Gottfried Keller beginnen mit einer größeren Besprechung der Züricher Novellen im „Bund" vom 13. Februar 1878; dann folgte eine solche über den Grünen Heinrich, den er in Leipzig in Angriff nahm: „Gestern," schrieb er am 15. August 1879 an den Verfasser, „habe ich die zwei ersten Bände vom Grünen Heinrich mit dem größten Vergnügen absolviert und nur bedauert, daß das Bürgli von hier so weit weg ist, denn unfehlbar hätte ich Sie heimgesucht, um vieles über dieses und andere Bücher und Dinge zu fragen. Hier kann ich in literarisch-ästhetischen Dingen bei Niemanden Fruchtbares und Förderndes lernen." Am 21. VIII. 80 erkundigte er sich nach dem umgearbeiteten IV. Band: „Darf ich fragen, wann der IV. Band des Grünen Heinrich erscheint und was Ihre Gedichtsammlung macht?" und am 13. Juni 81 meldete er: „Ueber den Grünen Heinrich habe ich ein Paar Zeilen in das Sonntagsblatt des Bund geschrieben. Hoffentlich sind Sie mit denselben nicht unzufrieden." Die Arbeit war am 6. März 81 erschienen; sie zeigt nicht nur die gute Schreibart, sondern auch große Sicherheit und Selbständigkeit des Urteils. Das bedeutete damals etwas, wo der Grüne vielfach noch als ein abstruses, wegen seiner Ausdehnung und losen Komposition schwer lesbares Produkt galt; sie bekundete aber auch das verehrende Verständnis für Kellers Individualität. Keller fand freilich in seiner brummigen Bescheidenheit ein Zuviel des Lobes darin: „Ihren wohlwollenden Artikel über den Grünen Heinrich im Bund habe ich gelesen und auch zugeschickt bekommen und danke Ihnen schönstens für das Annehmbare darin. Unannehmbar sind gewisse superlativische Wendungen des Lobes. Dergleichen ist nicht sagbar und ist auch niemals wahr, weder hier noch dort, und sieht aus, als ob sich einer lustig mache über einen[183])." Wie den Grünen Heinrich, so besprach Frey den zweiten Roman Kellers, den Martin Salander[184]). Auch jetzt kam seine ästhetische Würdigung einer Verteidigung des viel angefochtenen „Alterswerkes" gleich; daß seine Prophetie zu Recht bestand, haben die

jüngsten Jahre bewiesen, die dem jahrelang verkannten Werk zur Geltung verhalfen. Wie Gottfried selbst sich zu dieser Rezension stellte, hat ihr Verfasser in seinen „Erinnerungen" ergötzlich geschildert. (III. S. 135). Hier, in den „Erinnerungen" steht auch das Schicksal verzeichnet (S. 167), das eine andere Arbeit Freys über Keller erlitt. Von Franzos aufgefordert, hatte Adolf für die Festnummer der „Deutschen Dichtung" zum 70. Geburtstag einen gehaltvollen, formvollendeten Artikel abgeschlossen, als am 7. VI. 89 eine Depesche des Herausgebers die Zurückbehaltung desselben verlangte. Keller hatte sich die geplante Ehrung in aller Form verbeten: „Hochverehrter Herr," erklärte ein gleichzeitiger Brief von Franzos das Vorgehen, „zu meinem aufrichtigsten und innigsten Bedauern habe ich Ihnen heute abtelegraphieren müssen. Es geschah dies auf ein Telegramm hin, in welchem sich Gottfried Keller in ganz unglaublicher Tonart verbittet, ja es geradezu verbietet, seines Geburtstages zu gedenken. Selbstverständlich dringt meine Zeitschrift niemand ihre Freundlichkeiten auf und so muß ich meinen Plan aufgeben und einen andern Essay einschieben. Ihnen habe ich für Ihre freundliche Bereitwilligkeit bestens zu danken und Sie zu bitten, meinem nächsten Ersuchen, welches ich im August an Sie zu richten gedenke, mit gleicher Freundlichkeit zu entsprechen." Frey stellte sich dafür mit einer andern Gabe bei dem Jubilar ein: sein schönes Gedicht und die Ansprache, die er nicht in Person vor den verehrten Mann bringen konnte, leitete die Festnummer der Neuen Zürcher Zeitung am 19. Juli 1889 ein, und beides krönte später den Votivsaal seiner „Erinnerungen". Unter die Pläne, die Kellers Tod bei ihm weckten, gehörte auch der einer Zusammenstellung und Publikation der Kellerschen Bettagsmandate. Über die rechtliche Seite einer solchen Veröffentlichung, worüber die testamentarisch eingesetzten Testamentsvollzieher zu entscheiden hatten, entspann sich eine Korrespondenz mit Emil, die Frey veranlaßte, von dem Projekt abzusehen, um so mehr, weil Kellers Autorschaft nicht immer zweifellos festzulegen war. Dagegen schöpfte er aus dem Vorhaben die Anregung, zu dem Bettag 1892 selbst ein solches Mandat zu verfassen[185]). Auch von dem Gedanken, Kellers Gotthelf-Rezensionen herauszugeben, stand er ab, als er von Bächtolds Nachlaßband vernahm, und fand erst 1917 Anlaß bei einer Besprechung der von Eduard Korrodi separat herausgegebenen Gotthelfaufsätze Kellers, sich über diese Arbeiten einläßlich auszusprechen, die bei Gottfried so stark mitsprechenden psychologischen Momente zu beleuchten und sie mit der Leutholdrezension des Meisters in

Parallele zu setzen[186]). Nachlaßveröffentlichungen standen unmittelbar nach Kellers Tode unter keinem gesegneten Gestirn, da der gerichtliche Handel mit den Erbansprechern aus seiner Verwandtschaft die Öffentlichkeit in Atem hielt. Unter den Zeugen über die Zurechnungsfähigkeit des Testierenden befand sich auch Adolf Frey, von dem in einer der Sitzungen ein Brief verlesen wurde. Daß Adolf über seinen verehrten Meister wiederholt öffentlich gesprochen hat, wurde schon erwähnt[187]).

Ein unvergleichlich schönes Denkmal, wie es nicht so leicht einem andern großen Dichter geworden ist, hat er ihm in seinen „Erinnerungen"[188]) gesetzt. Ohne auf austrocknende Materialien und mühsam zusammengetrommelte Hilfstruppen angewiesen zu sein, konnte er sich hier aus eigenem Erleben vertun und einen treu bewahrten Schatz tatsächlicher Beobachtungen ausbreiten, in welchem diskret Erfühltes ebenso zur Aussprache gelangen durfte, wie das aus Kellers eigenem Mund Vernommene. Gerade diese ungehemmte, unmittelbare Mitteilungsmöglichkeit ergab Reichtum, Treue und die künstlerische Vollendung dieses Dichterbildes. Wahr und wirklich ist jede kleinste Einzelheit; doch unter der Fiktion zwangloseſter Erzählung zieht bewußte Künstlerschaft die bunten Gespinnste der dichterisch empfundenen Wirklichkeit über ein festes Gerüst von zwölf sorgfältig disponierten und gegeneinander abgewogenen Kapiteln. Unter den festen, klaren Schriftzügen, mit denen das Bildnis Kellers hingeschrieben ist, sind wie die leisen Zeichen eines halb wahrnehmbaren Palimpsestes die Silberstiftlinien noch eines anderen Antlitzes zu ersehen: es ist das Jugendbild Adolf Freys selbst. Feingefühl und respektvolle Verehrung für den, der ihm „unus instar millium" ist, unbedingte Ehrlichkeit, lernbegierige Aufnahmewilligkeit, ein kleiner, so sympathischer Stolz auf das Vertrauen und den freundschaftlichen Umgang mit dem großen kleinen Mann und die Ehrfurcht vor dem Menschlichen, die so weit entfernt ist von Verhimmelung, daß sie vielmehr die scharfblickenden Augen noch schärft und auch die wohlerkannten Fehler verstehen, ja fast lieben läßt. Das schönste aber — und aus diesen Seiten blicken nicht mehr die jungen Augen Freys, sondern die ernsten des reifen Mannes — „das letzte Jahr", das Schlußkapitel, das wie ein feierliches Requiem die wechselnden Melodien des Lebens — „Kaltsinn, Lust und Bitterkeiten" — in Resignation und Traum verklingen läßt. Noch beben in diesen zuerst entstandenen Seiten der „Erinnerungen" Ergriffenheit und Erhebung, die Adolf Frey am Sterbebett Gottfried Kellers erschütterten und zur Gestaltung drängten. Er-

greifender und von allen Geistern der Poesie gesegneter ist außer von Keller selbst wohl nie der Heimgang eines Dichters geschildert worden; schöpferischer haben wohl nie ein tieferschüttertes Herz und eine über das Todesgrauen siegende Phantasie an einem Sterbelager Hand in Hand gestanden. Hier, wie in seinen Dialektgedichten ist der Herzschlag Adolf Freys, ist der Herzschlag der Poesie selbst zu erfühlen[189]).

Ein Rezensent der „Kellererinnerungen" schrieb: „Und noch im Abend seines allzukurzen Daseins sollte ihm (Keller) das Glück blühen, in einem jungen Dichter nicht nur einen schwärmerischen Verehrer, sondern auch einen kongenialen Beobachter zu finden, der uns in dem vorliegenden Büchlein ein Werk beschert, das wohl wert wäre, Gottfried Kellers eigenes Meisterzeichen zu tragen. Adolf Frey erzählt, schlicht im Ton und doch mit künstlerisch reich durchgebildetem Vortrag, wie er durch seine poetischen Erstlinge als Jüngling Gottfried Kellers wohlwollenden Anteil gewann und (was bei den Eigenheiten des großen Seldwylers nicht selbstverständlich war) bis in die letzten meisterhaft geschilderten Tage des Dichters bewahrte. Voll Liebe und Zartgefühl vergegenwärtigt Frey Kellers Art im persönlichen Verkehr, gibt köstlichen Bescheid über das einzige Verhältnis zwischen Keller und seiner Schwester Regula ... nirgends aber verdunkelt oder verschönert Frey die Eigenart seines Meisters, der freilich jede Beleuchtung verdient und verträgt. Alles in allem erfüllt die nach Form und Inhalt gleich wohlgeratene und abgewogene Arbeit durchaus die Ansprüche, die Keller selbst aus gutem Grund an Studien dieser Art stellte: ‚An literarhistorischen Arbeiten schätzte und suchte er das Substanzielle, die Biographie, die eventuellen Äußerungen des Schaffenden über das Wesen und Werden der Arbeit etc. Aber all das liebte er kurz und sachlich und wo möglich ohne die zudringlichen Meinungsäußerungen der Gelehrten, von denen er in erster Linie Bescheidenheit forderte.' Künstlerisch vollendet sind insbesondere Freys Federzeichnungen von Kellers Haltung daheim, auf dem Spaziergang und in der Kneipe." [Anton Bettelheim in „Vom Fels zum Meer" Heft 21 (1891/92).]

XIII

Dialektgedichte und Totentanz

Das leiderfüllte erste Lustrum der 90er Jahre grenzen zwei Marksteine des Lyrikers: während er nach der Veröffentlichung seines ersten Gedichtbandes neu entstandene einzelne lyrische Gedichte da und dort in Zeitschriften und Zeitungen ausstreute, vieles, vielleicht den Mehrteil, aber zurückbehielt, da er es noch nicht als endgültig gestaltet empfand, und während eine neue, auf das Jahr 1889 ins Auge gefaßte Sammlung dann doch nicht zustande kam, stand er plötzlich und unvermutet mit zwei größeren zyklischen Schöpfungen wieder auf dem Plan, die vermeintliche Leere der letzten Jahre mit doppelter Fülle vergeltend. Es waren: „Duß und underm Rafe", die 50 Dialektliedchen, 1891, und der „Totentanz" 1895. Scheinbar zwei äußerste Pole des Kontrastes und doch durch innere Einheit verbunden. Beide Schöpfungen eines in seinen Tiefen erschütterten Gemütes, das, in sozusagen konstitutioneller Grundlage angestoßen von einem schweren Erleben, sich gestaltend wieder ins Gleichgewicht zu setzen strebt, beide von gleicher siegreicher Künstlerschaft gestaltet, und — wie der Maler Licht und Schatten und Farbwerte verschieden verteilt und doch er selbst bleibt — beides in höchster Potenz Adolf Frey. Hier Heimaterde, Kindheit und ihre vertrauten Laute, dort Tod. Dennoch hieße es konstruieren, wollte man sagen: Die Beschäftigung mit dem Vater und dem Heimatboden der Eltern hat das eine, der Tod von Mutter und Bruder hat das andere hervorgerufen; die Mehrzahl der Totentanzgedichte z. B. sind vor dem Tod des Bruders entstanden, und das eine, durch ihn direkt hervorgerufene, „Die Fieberkurve", fand sich noch nicht im ersten Druck. Aber wer wollte den Wellenschlag der Stimmungen kontrollieren, die in diesen Jahren das Lied der Heimat und das Lied des Todes stärker sangen als sonst?

Duß und underm Rafe

Auf diesen Blättern hundertmal
Erglänzt mein altes Heimattal,
Der Juraſtieg, der Wiesenpfad,
Der Herbſtflor und die Sommermahd,
Und ob ich auch schon lange schied,
Hier träumt und wandert noch mein Lied.

(Am 9. III. 1908 an Carl Feer in Aarau, ungedruckt.)

Von den ungedruckten Dialektliedchen[190]) trägt eines, „Liebesfreude", das Datum 25. III. 89; dann setzte die Produktion offenbar aus, und erst August und September 1890 brachten die Haupternte. Zuletzt, am 12. Januar 1891, entstand noch „Vor Tag". Auch hier zeigten sich die für die zyklische Produktion so charakteristische Kontinuität und Raschheit der Entstehung (einmal vier Liedchen an einem Tag), die sich über eine kurze Zeitspanne erstreckt. Die für den Druck bestimmten 50 Gedichte waren ursprünglich unter dem von der Frau vorgeschlagenen Titel „Usem Gärtli" zusammengefaßt anstatt unter „Duß und underm Rafe" (Draußen und unter dem Vordach). Das ist aber auch alles, was über die äußere Entstehungsgeschichte der reizenden Gedichte gesagt werden kann. Denn wie die Freiharstbuben sind sie eines Tages da, aufgeblüht aus des Dichters Liedersehnsucht wie die Rose im Frühtau.

Von beiden Eltern her stammte Adolf aus dem Volk. Aber beim Vater verrät sich das volkstümliche Element ausschließlich in der Wahl der Stoffe, und es ist bezeichnend, daß er mit dem Dialekt sich nie zu schaffen machte. Er hat meines Wissens nie ein Dialektgedicht geschrieben; auch in den nur für die Augen seiner Frau bestimmten Gelegenheitsversen herrscht die Mundart nirgends, und seine Erzählerprosa ist in bezug auf altes Sprachgut und Dialekt von einem etwas blassen Purismus, den man nur mit Gotthelf zusammenhalten muß, um sich dessen bewußt zu werden. Ein gewisser Zug des Schul- und Bildungsmäßigen, vom Ausland Importierten eignet ohnehin der gleichzeitigen aargauischen Dichtergruppe, von der er sich freilich durch die Kraft seines Talentes abhebt. Stärker fühlt man die Nähe der Scholle in dem Wesen der Mutter. Sie sang, wie Emil einmal erzählt, in den Pausen ihrer Krankheitszustände wohl dann und wann ein altes Volkslied, und in ihren Briefen, die trotz ihrer kargen Bildung die Schriftstellersgattin nicht verleugnen, sind Dialektausdrücke und Wendungen häufig. So mag beim Sohn auch hierin das mütterliche Blut entscheidend gewesen sein. Dazu kam sein starker Sinn für das sprachlich Ursprüngliche und Realistische. Er liebte das Volkslied über alles; was an künstlerischer Arbeit in den Dialektgedichten steckt, das kam wohl von dieser Seite. Aber Gehalt, Stimmung, Ton der kleinen Schöpfungen wurzeln, vielleicht von aller seiner Lyrik am tiefsten, in der spezifisch lyrischen Anlage und der Persönlichkeit: eine „unverstellte Individualität" fühlte Meyer aus Freys erster Gedichtsammlung heraus. Man darf noch weiter gehen; er war und blieb kein zurecht Gehobelter, kein Anbequemter, sondern ein

Gewordener, immer er selbst und unfähig, etwas anderes auch nur sein zu wollen — eine Natur. Und nur ein solcher konnte die naturhaften, unmittelbaren Lieder hervorbringen: echte Naivität, tiefes Empfinden, die Bildhaftigkeit des Volksliedes, seine Naturfreude, seine einfache Menschlichkeit, sein Humor, alles erstand hier aus erster Hand. Am ergreifendsten sind auch hier verhaltene Schwermut und Resignation, und Lieder wie „Wunsch", „Nachklang", „Das tote Lieb" und andere gehören mit dem Besten von Storm und Klaus Groth zu dem unverlierbaren Gut der Dialektpoesie. Die Sammlung hat in der dritten, posthumen Auflage nach seinem Wunsch noch ein erzählend-beschreibendes Stück, „Uftrag", zugefügt erhalten: die humoristische Wegleitung darin schließt sich an Ortsbezeichnungen vom Menzberg an, die Huldigung an Fritz Niggli aber galt dem ersten, unübertroffenen Komponisten der Dialektgedichte. In der Februarmitte 1891 befand sich das Manuskript der „füfzg Schwizerliedli" in den Händen des Verlegers Huber in Frauenfeld. Erschienen sind sie ein Halbjahr später. „Wann kommen endlich und allerendlichst die Schwizerliedli?" frug Emil zum so und sovielten Mal am 26. Juni, und begrüßte sie nach einer Woche mit Entzücken: „Die füfzg Schwizerliedli sind herrlich (am 4. VII. 91), die schönsten kann ich bald auswendig. Die Ausstattung ist vortrefflich ... im übrigen gehört das Büchlein nach Inhalt und äußerer Gestalt zu den erfreulichsten, die seit 400 Jahren in der Schweiz gedruckt worden sind und Du wirst daran bis in Deine ältesten Tage hinein viel Freude erleben. Darin bin ich sehr zuversichtlich." Aber nicht nur brüderliche Liebe jubilierte. „Wollen Sie etwas Schönes lesen? Dann empfehle ich Ihnen Adolf Freys soeben erschienene Gedichte," hatte Meyer schon am 15. November 1886 über den ersten Gedichtband an François Wille geschrieben, „Ich dächte, die müßten Ihnen gefallen. Mich haben dieselben geradezu in Erstaunen gesetzt." Mit neuem Erstaunen stand er nun den Liedli gegenüber: „Verehrte Frau Professor." (9. VII. 91 an Lina Frey) „Ich hoffe bei dieser Witterung, Adolf sei wieder unterm Rafe und nicht mehr auf dem Gletscher. Die Schwizerliedli fangen an mir sehr zu gefallen, nach einer kleinen Verblüffung über deren Einfachheit. Seltsamerweise gefallen mir die sentimentalen noch vor dem Lachen, obgleich auch hier sehr hübsche Sachen sind. Freilich für Pagina 46 (nach dem Regen) sind meine Beine zu steif ... Es ist merkwürdig wie tief Adolf im Volk und Volkslied wurzelt" ... Und am 12.: „Je mehr ich die Liedli betrachte, desto mehr erstaunt mich das starke vaterländische Ele-

ment, das muß verwertet werden." Wie aufschlußreich sind diese Zeilen vor allem für Meyers eigene Individualität und die Grenzen seines Gefühls! „Neulich," ließ sich Hans Thoma (Dezember 1896) vernehmen, „lernte ich auch Ihre Gedichtsammlung ‚Duß und underm Rafe' kennen, für die ich, da ich auch ein Allemanne bin, vollständiges Verständnis habe; ich freue mich sehr daran." Aber auch aus dem deutschen Norden grüßte den Dichter einer, der wußte, worauf es bei diesen Dingen ankam, Klaus Groth: „Kiel, 9. Juli 1891. Hochgeehrter Herr! Sie haben mir durch Ihre Schweizerliedchen eine rechte Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlichst für deren Zusendung. Es tat wohl, einmal wieder einem Manne zu begegnen, der das Volk mit gesunden Augen ansieht und ihm reine Empfindungen zutraut. Die Naturalisten der deutschen Literatur, auch in den Mundarten, widern mich an, ich entfliehe ihnen, so weit ich kann. Ich bin mit den Schweizerdialektdichtern nicht unbekannt, abgesehen natürlich von eigentlichen Lokalpoeten. Unter den lyrischen Produkten bewundere ich am meisten Corrodis Uebersetzungen aus dem Burns. In plattdeutscher Sprache wird fast nur niederer Spaß getrieben, was die Leute Humor nennen.

Grüßen Sie mir die schöne Schweiz und seien Sie selber herzlichst gegrüßt von Ihrem ergebenen Klaus Groth."

Widmann rühmte die sprachliche Echtheit (Sonntagsblatt des Bund am 19. VII. 91) der Liedli, die er „wie frisch vom Volksmund gepflückt" fand: „Die schönsten sind unter dem Gesamttitel ‚Ernst' vereinigt ... wohl ist das Büchlein nur klein und die Poesie kommt diesmal ‚bäurisch' daher ... Nun da wissen wir ja in Bern besonders es zu schätzen, wenn so ein prächtiges Oberländer- oder Emmentalermeitschi ... so lieb und flott zugleich einherrauscht. Etwas von dieser Art sind die fünfzg Schwizerliedli von Adolf Frey; sie haben treue blaue Augen, die bald lachen, bald in Tränen stehen" ... Tiefer griff diesmal Spitteler, um so tiefer, als er der Dialektdichtung völlig objektiv gegenüberzustehen vermochte: (Neue Zürcher Zeitung 10. VII. 91) „Wir müssen zugeben," führte er aus, „daß der Humor, die Schalkhaftigkeit, die mit Kraft gepaarte Innigkeit, die Treuherzigkeit dieser Lieder in Verbindung mit der Sprachlust des Verfassers den Dialekt mit Notwendigkeit verlangten ... An dichterischer Sangbarkeit nun, welche ja nicht mit Komponierbarkeit für Singstimme verwechselt werden darf, hat sich Adolf Frey mit einem Mal auf die höchste Stufe des Liedes gestellt; da gibt es kein Tasten, keine Versuche; Nummer für Nummer fallen mit voller Ueberzeugungs-

kraft ins Ohr ... wo wir nur zugreifen, da tönt es." Aber eines, was man von den Liedli erwarten zu dürfen glaubte, trat nicht ein: ihre Verbreitung unter „dem Volke" hielt mit ihrer Qualität nicht die gleiche Linie ein: „Ich bin überzeugt, daß vor Neujahr eine zweite Auflage notwendig ist," meinte Emil. „Sehr begierig," ließ sich die gewichtige Stimme eines scharfblickenden Staatsmannes hören (Bundesrat Emil Welti an Adolf Frey 23. VII. 91), „bin ich zu erfahren, welches Zeugnis sich das Publikum durch die Art der Aufnahme des kleinen Buches ausstellen wird ... Unserer Lesewelt ist trotz aller Demokratie das Gefühl für das Volkstümliche in bedenklicher Weise abhanden gekommen... Durch diese Lieder haben Sie bewiesen, daß Sie das Schwerste wagen dürfen." Weltis Wort war nur zu begründet: es dauerte acht Jahre bis zur zweiten Auflage. ... „Gerade das, worin ich am eigensten und speziell schweizerisch bin," klagte Adolf am 6. I. 97 dem Bruder Alfred, „‚Duß und underm Rafe', hat in der Schweiz am wenigsten Anklang gefunden, während es sich in Deutschland Wege bahnt. So hat mir jüngst Hans Thoma darüber geschrieben; vor ein paar Tagen vernahm ich, daß Reinicke schon vor Jahren die Absicht geäußert, einige davon zu komponieren; und erst heute vernehme ich etwas Freundliches darüber aus Frankfurt." Für die zweite Auflage (1899) ersetzte er das Gedicht „Ernte" durch „Trost" und arbeitete das Bändchen in bezug auf den Dialekt sorgfältig durch.

Es ist hier nicht der Ort zu fragen, ob nicht der Dialekt, wenn er im Druck aufmarschiert, selbst dem, der ihn spricht, etwas Fremdartiges, Abschreckendes hat, und darauf hinzuweisen, daß gerade die volkstümliche Literatur am wenigsten volkstümlich, d. h. vom Volk begehrt ist, daß vielmehr ein höchster Grad von Gemütsbildung dazu gehört, Schöpfungen wie „Duß und underm Rafe" in ihrer Reinheit und Einfachheit ganz zu empfinden und zu genießen. Solche Vorbedingungen schaffen kein Massenpublikum, aber sie bilden einen Wertmesser für den Genießenden. Sie teilen dem Schöpfer solchen Werkes einen höchsten Rang zu: das einfachste Menschliche vollendet ausgesprochen zu haben. „Durch diese Lieder haben Sie bewiesen, daß Sie das Schwerste wagen dürfen."

Der Totentanz

Es jagt mein Lied nach Tiefe, Glanz und Stärke,
Drum wählt ich dich und deine ew'gen Werke.

(Gedichte I, 1886, S. 84.)

Es waren — Adolf Frey spricht es selbst in diesen Zeilen aus — die dichterischen Vorzüge des Motivs, die ihn zum Totentanz lockten. Jede andere Anregung, außer etwa die der Stimmung, fehlt. Vor allem eine Anregung durch die Totentanzmalerei, zu der er kein anderes Verhältnis hatte, als jeder Gebildete, so stark auch das malerische Element seiner Schilderung ist.

Weder in der Literatur noch in der Malerei findet sich eine Totentanzschöpfung vor Frey, die seinem Werk auch nur den Weg gewiesen haben könnte; nichts setzt die Ursprünglichkeit und Genialität seiner Erfindung so ins Licht als ein vergleichender Blick auf die Motive. Von den gemalten mittelalterlichen und an diese anknüpfenden Totentänzen, auch von Holbein und Niklaus Manuel, kann von vornherein abgesehen werden. Bei diesen Alten war bekanntlich das immer wieder abgewandelte eintönige Motiv, „der Tod und die einzelnen Stände", für den Dichter unfruchtbar, für den Maler nur insoweit ergiebig, als es sich in Raumaufteilung, Bewegungs- und Gruppierungsmotiven variieren ließ, wobei denn nur ein Genie wie Holbein allzu häufige Wiederholungen zu vermeiden vermochte. Der ganze Vorwurf ist überhaupt so, daß sich an ihm vielleicht noch weitergreifend als an der Laokoongruppe die Grenzen bildender und redender Kunst entwickeln ließen. Und einen Beitrag für solche Untersuchung hätte Frey selbst geliefert in jener prachtvoll humoristisch-malerischen Erfindung des Totengemäldes in der „Jungfer von Wattenwil", das so stark malerisch empfunden, sich doch wohl der separaten Behandlung als Totentanzgedicht versagt hätte, das aber einen äußerst wirksamen Kontrast zu der vorliegenden unheimlich gespannten Situation bildet und somit die Verwendung einer bildnerischen Erfindung als Mittel poetischer Wirkung exemplifiziert. Auch auf den begrenzten Stoffkreis moderner Totentanzmalerei, z. B. Rethels, braucht nur hingewiesen zu werden.

Bei Adolf Frey breitet sich das ganze reiche Leben als Jagdgrund des Würgers aus: eine scheinbar unbegrenzte Fülle von Möglichkeiten, und doch unter diesen eine vollbewußte künstlerische Auswahl, die das vielgestaltige Wesen des Verderbers zum Ausdruck bringt. Einer feierlichen symphonischen Einleitung vergleichbar ist die grandiose Erfindung „Im Anfang", der Tod als die verkörperte Urgewalt der Vernichtung, aller Schöpferkraft, allem Sein überlegen, das kosmische Prinzip des Vergehens. Und diesem großartigen Auftakt steht gegenüber die abschließende wundervolle Traumvision, „Und also in Ewigkeit", die ergänzend die

Unendlichkeit und ewige Dauer jenes Weltprinzips symbolisiert. Dazwischen „Leben und Taten" des drohenden, höhnischen, heimtückischen Schemens, aber auch der Erlöser, der Schicksalvollender, und der unheimlich spielerische, sich selbst ironisierende Knochengeselle, der ewig Einsame, dem junges Leben die Sehnsucht nach dem erweckt, was seinem Wesen versagt ist, — eine Welt von Erfindung, durchzittert von dem tiefen Gefühl menschlichen Leidens und unbegreiflich hohen Gesetzes.

Auch eine direkte Anknüpfung an frühere Schöpfungen Freys selbst, an die drei Totentanzgedichte des ersten Gedichtbandes, spielt dabei kaum eine Rolle: sie sind, obwohl vom Dichter später in den Zyklus aufgenommen, gänzlich verschiedener Natur: nicht schildernd, sondern dialogisch, ja im Grund bei fortschreitender Handlung dramatisch; ohne beschreibende Unterbauung der Situation, mehr psychologisches Auseinanderlegen als Erlebnis, von stärkerer Sprach- als Sachphantasie. Hierin allerdings gehören sie zu dem Prägnantesten, schlagendst Formulierten seiner Poesie, zu dem Bildgewaltigsten seiner Sprache: der Atem, flugbereit, zuckt, ein scheuer Falter, auf dem Mund des Forschers; der Tod droht ihn zu haschen und in seine sicheren Taschen zu stecken; Bismarck könnte die Glorie über den Leichenstein henken; das Wintermärchen winkt von Herdesflammen; der Dichter schiebt den Tod ins Frühlicht und ins Abendrot; „Verflicht in schimmernden Geweben den goldnen Tag und farbenvolles Leben"; „und streu des Lachens hellen Silberschein vergnüglich auf der Torheit Gaukelein". Sucht man im ersten Band nach den Linien, die sich nach dem spätern Totentanzzyklus hinziehen, so gehen diese unverkennbar von dem „Nachtschnellzug im Walde" aus, der in den Zyklus später hineingenommen wurde, aber auch unter den „Gesichten" des ersten Bandes hätte bleiben können. Mit dem „Totentanz" verbindet die „Gesichte" der allgemeine visionäre Charakter und die Ichform einiger Stücke; aber seine Hauptgruppe hebt sich in wesentlichen Zügen von ihnen ab: in den Gesichten ist die Realität Mittel, nicht Gegenstand, durch eine gewisse Weichheit des Tones, durch ein liebenswürdiges Märchenelement gemildert; die Empfindung meist nicht so ergriffen, daß das Märchenhafte darüber verblaßte; selbst in „Stunde der Schwermut" mildert die Traumfiktion das Grauen noch einigermaßen. In den Totentänzen ungemilderte, harte, grausame Realität, schmerzlich aufschluchzend, auch wo der Würger Erlösung bedeutet. Hier herrscht herbe Schroffheit, unerbittliche Zeichnung, schicksalsmäßiges wirkliches Geschehen. In den Gesichten spielt und fächelt der Reim über

die traumhaften Gebilde: in der Hauptgrupe des Totentanzes fehlt er, wäre auch kaum erträglich. Nicht alle Totentanzgedichte allerdings zeigen die reimlose Schärfe der Form: „Vor meiner Kammertür", „Im Anfang", das einstrophige „Der Ersehnte", der paarweis durchgereimte, unstrophige „Meisterschuß" machen mit dem Nachtschnellzug eine Ausnahme. Hier findet der Reim seine Berechtigung in dem ungebrochenen Lyrismus von „Vor meiner Kammertür" und von „Der Ersehnte", in dem festlich idyllischen Charakter von „Meisterschuß" und in der hymnenartigen Feierlichkeit von „Im Anfang", die durch das kompliziert verschlungene Reimsystem gesteigert wird. Sonst aber ist der Rhythmus in den Totentänzen der einzige Bildner der Form. Dazu, so starke, eindrucksame Bilder sie entwirft, die an sich gänzlich unbildliche Sprache: nur den einfachsten, direkten, aber prägnantesten und stärksten Ausdruck erlaubt sich der Dichter der Majestät des Todes gegenüber. Und doch: hier ist Poesie, erhabene, unmittelbare Poesie, grandios, unschmeichlerisch den Sinnen, wie Dante und in Herz und Nieren dringend wie er. Das Geheimnis dieser Wirkung ist die aus angeborener Phantasiegewalt erstandene Erfindung. Hier ist das Grauen des Vergehens künstlerisch bezwungen: fest und mannhaft faßt der Dichter den bleichen Feind ins Auge und bemeistert ihn, indem er ihn gestaltet. Beim „Totentanz" macht man Rast, wenn man von des jungen Adolf Frey „Nacht" („Vom Sternenpfade schwankt herab die Nacht") zu „Gericht", „Klage", „Heerschau", „Lied vom Ende" des Herangereiften den schwermutvollen Gang tut, der in den „Stundenschlägen" endet.

In der Mehrzahl der Totentänze handelt der Tod. In dreien aber wirkt er nur als drohendes Symbol. Das sind „Nachtschnellzug", „Altes Glasgemälde" und ein ungedrucktes Stück „Der Wildheuer". Am mildesten, unbestimmtesten ist die Wirkung in „Altes Glasgemälde": das rechtfertigt sich dadurch, daß durch die Spiegelung im Bild der Schrecken abgeschwächt erscheint. Stärker ist der Eindruck im „Wildheuer": über dem Wildheuer sitzt ungesehen auf der Felsenkante der Tod. Der Augenblick wird kommen, da er sein ahnungsloses Opfer in die Tiefe stößt. Noch schmaucht das graue Schemen das ausgegangene Pfeifchen des Heuers: wie lange noch? Am stärksten, der unbestimmten Möglichkeiten wegen, ist vielleicht die Ahnung des kommenden Entsetzlichen im „Nachtschnellzug".

Einen Übergang von dieser Gruppe zum handelnden Tod bedeutet „der Maler": wie hier das wirkliche Geschehen auf dem Gemälde vor-

gebildet ist, während es sich unbemerkt vollzieht — subtilste Kunst, welche die Mechanik des Motivs auf feine Weise unsichtbar zu machen versteht, ohne die natürliche Linie des Vorgangs irgendwie zu verletzen.

Das Motiv, daß der Dichter sich selbst mit dem Tod vergesellschaftet erblickt, fehlt in der ersten Ausgabe des Totentanzes. Aber er hat es gleichzeitig gestaltet. Vier Niederschriften sind vorhanden, die zwei verschiedene Wendungen des Vorwurfes bedeuten. Daß keine davon in den ersten „Totentanz" aufgenommen wurde, ist durch die erschreckten Bedenken der Frau und der Freunde Heinrich und Anna Ganter verschuldet worden, die sich an dem Grauenhaften der ersten Fassung stießen; die zweite, mildere, verwarf dann der Dichter selbst, weil ihr Schluß zu sehr an „Waldgang" erinnerte. Die erste Fassung sei hier mitgeteilt:

Beute

Ich harre vor dem Waldrand auf ein Wild,
Indes von Föhrenzweigen mir das feine
Geschmeid des Reifs auf Hut und Schultern rieselt
Und auf den blanken Zwillingslauf der Flinte.
Es raschelt auf dem dürren Grunde, und
Ein Häslein huscht ins Feld. Risch fährt der Kolben
An meine Wange, und die Mündung speit.
Es überschlägt sich, stürzt und zuckt und endet.
Begierig fasse ich das warme Tier
Und strecke es vergnüglich in die Luft.
Unweit durch dichte Nebelzüge schreitet
Ein hagerer Geselle, jägerhaft
Gewandet und gewaffnet, und hält an.
Die Knochenfaust der ausgereckten Rechten
Hebt neben dem vom Hohn verzognen Antlitz
Ein schaudervolles Wild langsam empor:
Es ist ein Mensch, der eben unterm Schusse
Des Jägers, der kein Sterbliches verschont,
Zusammenbrach! Aus frischen Wunden quillt
Sein Blut und rötet das bereifte Gras.
Das Antlitz und die schlaffen Arme schleifen
Am Boden. Jetzt hebt er die Beute höher,
Und die entseelten Züge kann ich sehn:
Es ist mein eignes Totenangesicht!

(Ungedruckt 1894 oder 95.)

Die zweite Fassung läßt den Tod dicht vor den Erleger des Häschens hintreten und ihn mit kaltem, mörderischem Blick bannen, während er

die Flinte auf ihn anschlägt; dann nimmt er die Waffe, ohne abzudrücken, höhnisch herunter und schwindet. Eine nächste, vermutlich die dritte Version, unter dem Titel „der Waidmann", führt den landschaftlichen Eingang noch mehr aus und mildert den grausigen Vorgang um einen weitern Zug: der Hase entkommt heil, und der Tod weist mit dem Ausdruck gutmütigen Spottes auf das flüchtige Tier. Die vierte Bearbeitung „Auf dem Anstand", kürzt einige Züge und stellt die Drohung mit der angeschlagenen Flinte wieder her.

Ersetzt wurde in der zweiten Auflage der „Gedichte" (1908) die ganze Konzeption des sich selbst mit dem Tod erblickenden Dichters durch „Memento": wie der auf der Alp Verirrte, durch einen windvertragnen Ruf aus dem Schlaf geschreckt, auf der nahen Trümmerhalde die zwei gespenstigen Wanderer erblickt, den Führer Tod und sein eignes Ebenbild. Die grauenvollen blutigen Züge der Tötung sind vermieden, das psychologische Moment verstärkt und durch das unheimliche Milieu der nächtlichen Hochgebirgsszenerie noch gesteigert.

Wann der Dichter das erste Gedicht des Totentanzzyklus verfaßte, dafür liegen keine Anhaltspunkte vor. Nach der Erinnerung der Frau war das erste „Waldgang", das zweite „Vor der Schlacht". Es fehlen Motivaufzeichnungen, sowie erste Konzepte. „Beute" und „Der Wildheuer" sind die einzigen ungedruckt zurückgebliebenen Stücke, ein Beweis dafür, mit welcher künstlerischen Sicherheit Adolf Frey gewählt hat, denn es steht fest, daß außer ihnen und den 1893—94, sowie 1908 gedruckten, überhaupt keine weiteren entstanden. Also keine tastenden und verworfenen Versuche! Die ersten Drucke brachte vor der Buchausgabe die „Schweizerische Rundschau" 1893, Nr. 3 (März) und dann 1894, Nr. 7[191]). Nachdem die Veranstaltung eines neuen Gedichtbandes mit Haessel gescheitert und wegen des Totentanzes eine Anfrage deshalb unterlassen worden war, gelangte Frey an einen heimatlichen Verlag (Sauerländer). Es wurde eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Luxusausgabe verabredet: Büttenpapier, Antiquadruck, rote Titel und Initialen, für jedes Gedicht und jeden Titel besonderes Blatt, Großquart, woran sich einige Kritiker, die dem Inhalt nichts anhaben konnten, stießen. Nicht dieser Umstand, aber die schwere Krankheit Emils beeinträchtigte die Freude des Verfassers an dem vornehm auftretenden Werk. Dafür ward ihm reichlicher als je Beifall zuteil, brieflich und in der Presse. Freude machte ihm das Echo aus der Schülerschaft; einer dankte im Namen des verherrlichten Todes in einem poetischen „Totentanz", ein anderer,

der Schule längſt entwachſener Zögling, beſchenkte ihn mit einer feinen Reproduktion der Berliner erſten Ausgabe des Holbeinſchen Totentanzes. Einer ſeiner Jugendfreunde ſchickte ganze Abhandlungen über das Werk; der Basler Profeſſor Burckhardt bat um ſeinen Beſuch: „Alsdann ſprechen wir von Ihrem grandioſen Totentanz", der geiſtvolle Chefredakteur der „Neuen Zürcher Zeitung", Dr. Walter Biſegger, mahnte: „Es iſt eine vornehme und tiefe dichteriſche Gabe. Schaffen Sie mehr dergleichen!"; François Wille ſprach ſeine Bewunderung aus, aus dem Freundeskreis fehlte kaum einer der Gratulanten. Und aus deutſchen Landen ließen ſich gewichtige Stimmen vernehmen: Fontane ſchrieb wiederholt, empfand zuerſt (12. I. 95) den ſtärkſten Eindruck von „Das Flämmchen" und „Altes Glasgemälde" und forderte daraufhin den Herausgeber der neu gegründeten großen Kunſtzeitſchrift „Pan" auf, Adolf Frey zur Mitarbeiterſchaft einzuladen, was unverzüglich erfolgte. Zu den Beiſtimmenden gehörte u. a. Guſtav Falke und mit ſpontaner Wärme Detlev v. Liliencron: (13. IV. 95) „Vielen, vielen Dank für Ihr wundervolles Buch Totentanz. Welche Herrlichkeiten ſind darin!" Von Malern meldeten ſich Stuck und der verehrte Meiſter Hans Thoma: (Frankfurt a. M., November 95) „Hochgeehrter Herr! Für die gütige Zuſendung Ihres Totentanzes danke ich Ihnen aufs Herzlichſte. Die ernſten großen Bilder, die Sie da geſtaltet haben, berühren mich auf ganz beſondere Art. Sie drängen ſich für mich vor das Auge. — Es iſt mir, als ob ich z. B. das Schlummerlied ſeit Jahren verſucht hätte, in der Malerei zu geſtalten — es blieb immer bei der verrinnenden Stimmung, ich wußte ſelbſt nicht recht, was ich meinte — wie ſchön und beſtimmt iſt die Stimmung und das Bild bei Ihnen in Worte gefaßt. So iſt alles, was ich von Ihren Bildern leſe, mir klar, lieb und vertraut, ich erlebe ſie mit.

In dem Sinne, daß Sie mir kein Fremder mehr ſind, ſchicke ich Ihnen freundliche Grüße. Hochachtungsvollſt Hans Thoma."

Wie groß waren dann Freude und Überraſchung der Gatten, als noch ein anderer Widerklang des Totentanzes ihnen von Hans Thoma zukam: es war der neunte Abzug ſeines ſchönen Holzſchnittes „Der Tod und das junge Ehepaar", der ſeine ganze Innigkeit ausſpricht, — ein deutſches Volkslied. Es blieb ein vorläufiges Dokument innerer Verwandtſchaft, bis Adolf Frey perſönlich in das klare, gütige Auge des Meiſters blicken durfte.

Die Aufnahme des „Totentanzes" war z. T. in der deutſchen

Presse unbefangener, großzügiger und gerechter als in den Hauptorganen der deutschen Schweiz, wo Persönliches zum Teil mitspielte. Davon mögen hier nur wenige Stimmen laut werden. „Adolf Frey" (Velhagen und Klasings Monatshefte 1895 Nr. 9, Paul Szczepanski) „hat ein großes Talent und ein reifes dazu. Die Bilder, die er in seinem Totentanz gibt, sind von einer Sicherheit und Knappheit der Komposition, von einer Tiefe und Vielseitigkeit der Auffassung, von einer Größe, Anmut und Prägnanz in der Form, die mit Bewunderung erfüllt" ... „Es ist ein streng lyrisches Buch, und es ist doch ein streng objektives Buch." (J. Schwarz, Frankfurter Zeitung, 18. VI. 95) ... „es ist Stil in den Gedichten und Form und Farbe, und es ist auch Tiefe in ihnen und Innigkeit und Empfindung ... eine milde Ruhe schwebt über den Bildern ... und ein gütiges Lächeln: Ja, so ist die Welt, so das Leben, scheint der Dichter zu sagen"[193]) ...

In der Schweiz kargten zwar die meisten größeren Blätter nicht mit warmer und unvoreingenommener Anerkennung; so fand J. C. Heer den unbeeinflußten Ausdruck seiner Begeisterung: „Die ganze Rhapsodie des Todes wirkt mächtig und ergreifend. Zartheit und markige Kraft, Weichheit und Herbheit, Lichter und Schatten und ein aus dem Hintergrund leuchtender Schein der Todesmajestät, der die Gestalten des Vordergrundes streift, wirken es" ... Aber eine besondere Stellung nahm der „Bund" dem Totentanz gegenüber ein. J. V. Widmann kam wiederholt darauf zu sprechen im „Bund" und in der „Nation"; aber seinen Ausführungen war eine eigentümlich schwankende Haltung anzufühlen. Zwar prägte er einmal, in seiner letzten Auslassung, den schönen Gedanken: „Aus Geist gezeugte schlanke Musenkinder schreiten sie (‚die schönen bleichen Schatten') an uns vorüber, und es ist ein geheimnisvolles Lächeln auf ihren Lippen, ein Lächeln der Weltüberwindung und überirdischer Sehnsucht", und er geizte im Lob nicht. Aber seine gezwungenen Parallelen kehrten in den von ihm gezeichneten Anzeigen immer wieder in Kilchberg an, wie dies seinerzeit mit Vorliebe von Spitteler geschehen war, und in einem der zwei nicht signierten Artikel des „Bund" fand sich sogar die folgende Kuriosität vor: „Wenn wir nun zum Abdruck das Totentanzgedicht ‚Der Kelch' wählen, so beeinflußt uns bei dieser Wahl auch ein wenig die Ueberlegung, daß, da uns zum Abdruck des Spittelerschen Gedichtes ‚Der Gotenknecht' der Raum mangelt, fein merkende und mit Spittelers Diktion vertraute Leser in diesem ‚Kelch' von Adolf Frey ein an Spittelers Sprache gemahnendes Stei-

gen der Schaumperlen verſpüren dürften." Das Urteil über das Verfahren, das einen ſymptomatiſchen Charakter hatte, ſoll der Vergleichung überlaſſen bleiben[194]):

Der Gotenknecht

Ein Gotenknecht im Apfelbaum
Träumt einen jungen Wandertraum.
Er hält das Bild der Kaiſerin
Und ſchaut zum Waldgebirge hin.

Dort wo am duft'gen Horizont
Die Frühlingsſonne wärmer ſonnt,
Wo blauer ſtrahlt das Himmelsblau,
Dort liegt der benedeite Gau.

Dort thront die wunderbare Stadt,
Die Ruhm und üppige Frauen hat.
Sein Auge netzt ein Tränenſtrom,
Und ſeine Lippen lallen „Rom".

In einer grauen Regennacht
Hat er ſich heimlich aufgemacht,
Und unaufhaltſam weiter flieht
Sein Fuß, wohin das Herz ihn zieht.

Er leidet Hunger, Durſt und Not,
Gefahr aus allen Büſchen droht;
Er nimmt es alles für Gewinn
Und küßt das Bild der Kaiſerin.

Der Kelch

Zehn Jahr ſind um, da ward die „fette Auſter"
Gegründet von erprobten Paladinen
Der Lebekunſt, Herzögen edeln Trunkes
Und Hochgefürſteten erleſ'ner Tafel.
Aus ihrem Dutzend wählten ſie ein Haupt,
Den mit der feinſten Zunge, der von jedem
Gutedel Jahr und Geiſt erkennt und wertet.
Heut feiern ſie die Wiederkehr der Stiftung.
Die blütenweißen Servietten über
Untadeligen Fräcken eingeſteckt
Genießen ſie das Göttermahl; der Koch,
Der es erſchuf, verdient Unſterblichkeit!
Und dieſer Weine Würzen, die vom Kelchrand
Gleich Wunderblumen Zauberdüfte hauchen!
Die Flaſchen mit den blanken Silberhälſen
Erglänzen aus dem Eis: Die Feuerſeele
Hat ſich geläutert in den eiſ'gen Feſſeln!
Die Stöpſel knallen, und die feinen Gläſer
Sind angefüllt. Das Haupt des Bundes, denn
So heiſcht's die Satzung, ſtößt mit jedem an,
Den Tiſch umſchreitend. Dann hebt er das Glas,
Bereit zum Trinkſpruch, den die Würde fordert;
Und ſtumm erharrt das Wort die Tafelrunde.
Mit eins erklingt ſein Spitzkelch zart und ſchüttert
Und ſchwankt in ſeiner Hand. Da ſieht er deutlich
Die blanken Schliffe eines leicht geneigten

In Ravensburg von ungefähr
Lag stationiert ein römisch Heer,
Sie peitschten ihn zum Anbeginn
Und schenkten ihn der Kaiserin.

Sie hörte staunend und gerührt
Den Eros, der ihn hergeführt,
Und in der Rührung Übermaß
Gab sie den Bestien ihn zum Fraß.

Carl Spitteler.

Blattdünnen Glaskelchs an dem seinen blitzen,
Und um den schmalen Kelchfuß sieht er schatt'ge,
Fleischlose Finger und darüber wie
Aus fahlem Nebelduft erlosch'ne Augen,
Die ihn mit ungewissem Schein belauern.
Und plötzlich fährt die Schattenhand empor
Und schlägt ihm leicht ihr Spitzglas an die Stirn.
Er stürzt — sein Kelch zersplittert, und er röchelt.

Adolf Frey.

Mit dem Gedicht „Der Kelch" erlebte der Dichter zehn Jahre später noch ein anderes, diesmal aber ergötzliches literarisches Abenteuer. Unter der Aufschrift: „Je reprends mon bien où je le trouve", schildert er selbst das Begebnis in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 30. Juni 1905:

Es ist mir schon widerfahren, daß dieses oder jenes Stücklein meiner poetischen Habseligkeiten einem andern zugeschrieben wurde. Das begegnete schon manchem. Aber daß einem etwas ins Zuchthaus verschleppt wird, das kommt gewiß selten vor. Da es mir nun passiert ist, so darf ich wohl reklamieren, zumal die Affäre auch ein wenig lustig ist.

In Nr. 174, Zweites Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung", steht Folgendes:

Poesie im Zuchthause.

Der Pfarrer an der Strafanstalt in Amberg (Bayern), Dr. Johannes Jäger, hat im Verlag von Max Kielmann in Stuttgart soeben ein Buch, „Poesie im Zuchthause", erscheinen lassen, das Gedichte, Sprüche und Sentenzen von Verbrechern enthält... aber manche Gedichte lösen doch einen tieferen Eindruck aus und sind mehr als etwa der Aufschrei eines Geächteten und Gequälten, der bloß für den Augenblick erschüttern könnte. Als Probe dieser höheren und reineren Kunst zitieren wir das nachfolgende Gedicht, das in nichts an den düstern Ort erinnert, an dem es entstanden ist. Ein exklusiver, zartnerviger Poet könnte es in einem luxuriösen Heim gedichtet haben. Man beachte die Feinheiten des sprachlichen Ausdrucks, das Impressionistisch-Bildmäßige des Ganzen, die Sicherheit des Aufbaues und die Schönheit des Details. Über den Verfasser teilt Dr. Jäger folgendes mit:

„Nr. 2, 37 Jahre alt, verheirateter Kaufmann, protestantisch. Aus einfacher Familie. Seminaristische Bildung. Intelligenter Mensch, der große Reisen gemacht. Dreimal wegen Betrugs vorbestraft. Wegen Betrugs im Rückfalle zwei Jahre Gefängnis. Religiös-sittliche Führung sehr gut. Meist in Einzelhaft. Seit seiner Entlassung — seit 5 Jahren — nicht mehr rückfällig."

Das Gedicht von „Nr. 2" lautet: „Der Kelch" (folgt Freys Gedicht).

Es ist nicht verwunderlich, wenn ein wegen Betrug hinter Schloß und Riegel Gesetzter ein fremdes Gedicht für sein eigenes ausgibt, namentlich wenn der An-

staatsgeistliche auf die Parnassischen Erzeugnisse seiner Schutzbefohlenen Jagd macht. Aber einigermaßen merkwürdig mutet es an, daß ein Mann, der schon Bücher geschrieben hat, wie „Zur Lösung des Verbrecherproblems", „Willen und Willensstörungen", „Zunahme der Verbrechen und Abhilfe" usw., so leichtgläubig zu Werke geht und, als ein Kenner der Verhältnisse, sich die Bedenken schenkt, die der Rezensent der „Frankfurter Zeitung" andeutet.

Ich bin der Verfasser des Gedichtes. Es ist seit bald zehn Jahren gedruckt und steht in meiner 1895 bei Sauerländer in Aarau erschienenen Sammlung „Totentanz". Adolf Frey.

Es fehlte der merkwürdigen Sache nicht an einem Nachspiel, indem zwei Feuilletons des Amberger Wochenblattes für den geistlichen Herausgeber der Verbrechergedichte und die Verfasser derselben eintraten und auch die Frankfurter Zeitung noch einmal darauf zurückkam. —

Mit einer Einstellung, die ebenso durch das sich kennzeichnet, was sie verschweigt, als durch das, was sie hervorhob, sprach sich Spitteler über Freys große und phantasiestarke Schöpfung aus, indem er die in der „Schweizerischen Rundschau" gedruckten Stücke besprach.

(„Neue Zürcher Zeitung" 19. III. 93): „Das sind meisterhafte Stücke, über welche sich eine ästhetische Abhandlung schreiben ließe; im Mittelpunkt der zahlreichen hier sich betätigenden Vorzüge steht eine Sprachkunst, die ihresgleichen sucht. Es ist keine Neuigkeit mehr, daß Adolf Frey es versteht, die Worte so zu wählen und zusammenzustellen, daß die schwarzen Buchstaben malerische Leuchtkraft gewinnen, mit keuschen Farben, wie wenn ein Maler eine Zeichnung andeutend abtönte. Ebenso bewundernswert ist die Findigkeit in der Gewinnung symbolischer Handlungen oder Gebärden, die dem Sinne des Gedichtes das entsprechende Bild verleihen; von allen Arten des Ausdrucks die höchste" ... Wortwahl, Findigkeit! — Einen Ritter und Verteidiger fand Frey in einem deutschen Blatt. Hier dachte man nicht daran, daß seit Kellers Tod und Meyers Erkrankung der Thron schweizerischer Literaturherrlichkeit mit einem Neuen, Lebenden zu besetzen war[195]).

Heute ist wohl selbst die Erinnerung an jene unschönen Strategeme verklungen. Adolf Freys Eigenwert und Größe bedarf keiner Ritterschaft mehr; sein Name glänzt neben den toten Dioskuren der schweizerischen Klassik in gleicher Stärke, und an seiner Urne steht, Künder seines Geschickes und seines Ruhms, der Genius mit der gesenkten Fackel.

XIV

Komponiſtentexte

Motto: Was klingt ſo ſüß, was klingt ſo ſacht,
— Horch, holde Stimmen auf der Au —
Wie fernes Waldhorn durch die Nacht?
Die Blumen ſtehn im Tau,
Und es ſingt der Schwan,
Der Schwan ſingt überm Grund.
(Aus „Der Fürſt der Hulden".)

Als erſter Freykomponiſt hatte, wie vorn erwähnt, Karl Munzinger in Bern ſchon 1876 ein Lied Freys („Ich glaube, Abends" [an Fleiner 7. X. 76]) in Töne geſetzt und die Freiharſtbuben in Angriff genommen; dann erfreute 1880 in Berlin Weſterhauſen den 25jährigen mit einem ſeiner Lieder im Konzert; der Muſikdirektor Reichelt in Bern folgte als Dritter mit einem Lied. Und zugleich mit der ſchönen, umfänglichen Orcheſterkompoſition der Kantate zur Weihe des neuen Aarauer Gymnaſiums (1896) von Eugen Kutſchera, erſtand Frey in dem gleichen ehemaligen Schüler, der das Klavierarrangement der Orcheſterpartitur Kutſcheras übernommen hatte, in Fritz Niggli, der Komponiſt ſeiner Dialektlieder und ſpäter einer langen wertvollen Reihe anderer ſeiner Gedichte. Mit Freude und Intereſſe hatte Frey das früh entwickelte Talent dieſes Schülers verfolgt, den er, wie er gelegentlich ſchmunzelnd bemerkte, ſchon in der Schule möglichſt unbehelligt gelaſſen, und der nun von auswärtigen Konſervatorien mit dem Mozartpreis zurückgekehrt war. Eines Tages erfolgte von ſeinem Vater, dem Aarauer Stadtſchreiber und Muſikſchriftſteller Arnold Niggli, eine Einladung, der Sohn wünſche dem Dichter und ſeiner Gattin am nächſten Sonntagnachmittag einige ſeiner Dialektliedchen zu Gehör zu bringen. In Erwartung einer vielleicht noch etwas jugendlichen Leiſtung machten ſich die beiden auf den Weg und fanden als Sängerin eine noch unbekannte junge Dame[196]), die Tochter des ſtimmgewaltigen Baſſiſten und Konzertſängers Burgmeier, des ehemaligen Geſangslehrers Adolfs an der Kantonsſchule. Groß waren Freude und Überraſchung, als die ſüße, weiche, ſchon gut ausgebildete Stimme die entzückenden Lieder vortrug, die ſo ganz Stimmung und Ton der Dichtung treffen und bei herzgewinnender Einfachheit ſo fern von allem Konventionellen bleiben[197]). Seine Kompoſitionen waren und blieben den innigen Liedern Freys Helfer: „Nigglis Kompoſitionen," berichtete Adolf am 2. Januar 1897 dem Bruder Alfred, „ſind entzückend, Hegar prophezeit ihm eine be-

deutende Zukunft. Nun will er sich auch an hochdeutsche Sachen von mir machen." Unterdessen hatte er die Freude erlebt, Friedrich Hegar selbst, der damals, in zweiter Ehe verheiratet, in Aarau wohnte, kennen zu lernen und sich unter seine Komponisten zählen zu können; es geschah durch die reizenden, mit Schubertscher Frische und Unmittelbarkeit gestalteten Gedichte „Ständchen" und „Schöner Ort", die den Auftakt zu einer Anzahl später zu besprechender größerer Hegarscher Adolf Frey-Kompositionen bildeten, deren sich der Dichter in seinen Züricherjahren erfreuen durfte.

Aber Frey stand zur Musik in einem zu innigen Verhältnis, als daß er ihr nicht auch mit größeren Gaben zu dienen versucht hätte. Die äußere Anregung, sich auch auf das Gebiet der Operndichtung zu begeben, ging von dem Beispiel J. V. Widmanns und direkter Veranlassung durch ihn aus. Zwar, daß Brahms, wie zwischen Widmann und Frey erörtert wurde, eine Oper in Angriff nehmen würde, war so gut wie ausgeschlossen, aber schon seine Komposition des Freyschen Gedichtes „Meine Lieder" regte dessen Interesse für komponierbare Texte mächtig an. Am 13. Juli 1888 hatte Widmann gemeldet[198]): ... „Die Hauptsache, dem verehrten großen Musiker Ihre Gedichte zu zeigen, habe ich schon im vorigen Sommer erfüllt; er hatte sie mit denen von Meyer eine Woche lang bei sich in Thun. Ich will sie ihm nun aber wieder vorlegen, sobald er wieder bei mir in Bern und ich selber dort eingerichtet bin." Und schon am 14. August 1888 beglückte er den Dichter durch die Mitteilung: „Daß Brahms eines Ihrer Gedichte komponiert und schon gestern dem Verleger Simrock ... persönlich übergeben hat. Es ist das Gedicht: „Meine Lieder". Brahms sprach überhaupt mit großer Wärme von der Vortrefflichkeit Ihrer Gedichtsammlung, ohne damit speziell die Komponierbarkeit der Gedichte hervorheben zu wollen. Ihm gefällt, abgesehen von der Besonderheit, das sonstige tüchtige Wesen und auch die gewissenhafte Arbeit, die er an Kunstwerken ganz besonders schätzt." Am 28. Oktober darauf war „Meine Lieder" schon gedruckt resp. gestochen: „Im Auftrag des Komponisten Johannes Brahms sende ich Ihnen heute das Heft, das eines Ihrer Lieder von ihm in Töne gesetzt enthält. Mit herzlichem Gruß Ihr J. V. Widmann." Es war Op. 106. Freys Bescheidenheit erlaubte ihm keinen Dankbrief an den verehrten Meister, ehe er Widmann darüber gehört hatte. „Lieber Herr Doktor," erwiderte dieser (3. IX. 88), „das versteht sich von selbst, daß ein Brief von Ihnen Brahms nur freuen kann ... und nun danke ich Ihnen

herzlich für die freundlichen Worte, die Sie dem Operntext (Widmanns, in der Neuen Zürcher Zeitung) gewidmet haben ... wirklich, aus einem Libretto Verse zu zitieren, es hat mich ganz gerührt[199]." Bei einem Besuch des Freyschen Ehepaares in Bern kam auch die Librettofrage wieder aufs Tapet: „Nun ist es" (Widmann an Frey 16. XII. 88) „auf die Stunde 8 Tage, daß Sie mir Ihre schönen Gedichte" (nach 1886 neu entstandene) „vorgelesen haben, die mich so bewegten und beschäftigten, daß ich nachher während wir zu Tisch saßen, eigentlich immer nur zerstreut meine Pflichten als Wirt erfüllen konnte. Ihre Verse lagen mir im Sinn und ich muß Ihnen noch einmal danken für die schöne, weihevolle Stunde, die Sie mir geschenkt haben." Am 16. Februar 89 legte Widmann Frey ein neuentstandenes Libretto zur Begutachtung vor, am 22. versprach er bereits das Szenarium eines andern, für Siegfried Ochs entworfenen. Unterdessen hatte Adolf selbst einen Operntext abgeschlossen, über den er Widmann mündlich und brieflich unterrichtet hatte. Immer wieder von diesem zu einer einfachen, idyllischen, heiteren Handlung von möglichstem Gleichmaß der Stimmung aufgefordert, hatte er ein Motiv erfunden, das diesen Anforderungen mehr als seiner eigenen poetischen Art und Kraft entsprach. Er verlegte die einfache Handlung nach Graubünden, auf das Schloß des Landvogtes Jost von Cadur. Der Geliebte der Tochter Marie, Rudolf von Bergamont, kehrt, als eben Jost von der Bauersame neu gewählt ist, aus dem Krieg zurück, um sie heimzuholen, findet sie aber vom Vater einem Gecken, Dagobert v. Berloque, zugesagt und kommt diesem durch eine nächtliche, von seinem Feldkaplan im Kreis seiner Tapfern vollzogene geheime Trauung zuvor. Durch eine List der Amme entgeht Marie der Gefangenhaltung und kann an einer ländlichen Hochzeit teilnehmen, von der sie Rudolf zu entführen unternimmt. Er wird dabei, anscheinend tödlich, verwundet und Marie gerät wieder in die väterliche Gewalt. Schließlich soll das bäuerliche Konsistorium über die Gültigkeit der Ehe entscheiden. Vor ihm ficht Dagobert mit Bestechung, Rudolf droht mit Waffengewalt. Da verbleibt, vom Pfarrherrn geleitet, das Konsistorium beim Recht und anerkennt die Ehe. Frey wußte über das wenig originelle, einfache Gebilde immerhin den Reiz seiner Lyrik und seines Humors auszugießen; er schuf in Dagobert und zwei Wächtern drei burleske Rollen, in Marie zum erstenmal den Typus tapferer Jungfräulichkeit, der später in den „Züricher Festspielen" (Willbirgis) und der „Jungfer von Wattenwil" seine Ausgestaltung erfuhr; denn auch an Frauen schätzte er Wehrhaftigkeit und

entschlossenen Mut hoch. Einen Titel erhielt das Libretto nicht, da er es aufgab, und so blieb es auch — mit Recht — vor der Druckerschwärze bewahrt.

Bald darauf nun ereignete sich ein Anlaß zur Bearbeitung eines dankbareren und eigenartigen Stoffes, den Adolf ebenfalls einmal vor J. V. Widmann ausgebreitet hatte. Es war „Helga". Am 9. Oktober 1889 traf im Schlößli zu Aarau ein Brief aus Gersau ein, gezeichnet W. v. Chelius: „Herr Doktor Widmann aus Bern hat mir mitgeteilt, daß Sie im Besitz von einigen Sagenstoffen sind, welche sich zur Bearbeitung für ein Operntextbuch eignen ... Da ich die Absicht habe, in nächster Zeit eine Oper zu schreiben, so ... frage ich ergebenst an, ob ich Ihnen in den nächsten Tagen meinen Besuch machen darf" ... Freilich durfte er, denn Frey hatte einen sehr schönen, von Poesie durchtränkten nordischen Sagenstoff. Wie eine Erinnerung an ihre Berlinerjahre mutete es das Ehepaar an, als nach einigen Tagen ein eleganter Dreißiger an ihrem Tisch sich niederließ, der den preußischen Offizier in jeder Bewegung verriet. Ausführlich wurde der Stoff, die ganze Anlage der „Helga" erörtert, und der Besucher versprach, seinerseits ein Szenarium zu entwerfen und zu weiterer gemeinsamer Behandlung einzusenden. Ueber seine Persönlichkeit hatte Widmann orientiert: „Von Chelius ist ein Freund des regierenden deutschen Kaisers und dürfte leicht statt Graf Hochberg Theaterintendant werden ... ich dachte an Ihre isländische Sage von Meermann. Das wäre so was Düsteres, fliegender Holländerartiges, für diesen Komponisten, der für sehr fähig gilt, von dem ich aber nie eine Note gesehen habe ... Entwerfen Sie rasch einen Plan zu einem zwei- oder dreiaktigen Meermann und sehen Sie, was er dazu sagen wird. Im Ganzen hoffe ich daher, Ihnen einen ganz feisten Herbsthasen in die Küche gejagt zu haben, ohne Verdienst meinerseits, da ich selbst genug Hasenpfeffer in der Schüssel liegen habe." 14 Tage später war Chelius entschlossen, und bei einer Zusammenkunft in Zürich wurde der Plan endgültig festgelegt: „Ich finde das Ganze immer schöner und ergreifender und freue mich unendlich auf die ersten Verse von Ihnen," schrieb der künftige Komponist, und als der Dichter, der sich mit größter Freude der schönen Aufgabe hingab, es sogar fertig brachte, den Text so rasch zu vollenden, daß er in Berlin unter den Weihnachtsbaum gelegt werden konnte, kannte Dank und Entzücken des Musikers keine Grenze. Aber es verging Monat um Monat und von „Helga" verlautete nichts, es verging ein Jahr ohne jede Kunde. Endlich, Ende

Mai 1891, kam die Erklärung: von Chelius, aus Potsdam nach Berlin zum Generalstab kommandiert, konnte Zeit und Stimmung nicht finden. Einen Monat später verzichtete er, nicht ohne Hoffnung, später sich nochmals als Werber um Helga einstellen zu können. Aber als er nach Jahr und Tag sich wieder um einen Operntext, einen leichtern, bewarb, fehlte Frey Zeit und Lust, sich nochmals in eine Verbindung einzulassen, die mit so unangenehmer Enttäuschung geendet hatte.

Der Stoff zur „Helga" war einer isländischen Sagensammlung entnommen[200]). Adolf Frey veränderte und vertiefte die Erzählung nach seinen poetischen Bedürfnissen, indem er in seiner Helga die tiefe Sehnsucht eines Weibes verkörperte, sich aus Staub und Enge des Irdischen zu einer höheren, geistigen Welt zurückzufinden, der sie sich geheimnisvoll von Kindheit an verbunden fühlt, und indem er auch in dem Huldenfürsten ein Symbol ewig unbefriedigter Sehnsucht schuf. Durch die Liebe zu einem irdischen Weibe wird der Hulde einer Seele teilhaft, aber die Verbindung mit ihr, die befriedigte Sehnsucht, ist beider Tod. Sehnsucht endet nur im Tod. Wie sehr dieses Hohelied der Sehnsucht der Musik entgegenkommt, aber auch welche Anforderungen es an den Komponisten stellt — wie hätte Brahms das auszudrücken gewußt! — erhellt ohne weiteres. Dazu kommt die reiche, auf den tragischen Konflikt aufgebaute Handlung, die der Dichter in späteren Umarbeitungen noch straffer organisierte. Auch die wundervoll stimmungsstarken, isländischen Volksliedern[201]) nachgebildeten Chöre verstärken den Zauber der tiefgründigen Dichtung. Helga hat bis jetzt keinen Komponisten gefunden; unter dem veränderten Titel „Der Fürst der Hulden" ist die Schöpfung nach einer letzten eingreifenden Umgestaltung genau drei Jahrzehnte nach ihrer Entstehung zum Druck gelangt[202]). Die Wagnerrichtung, in die ihre Geburt fiel, war dem vertieften Werk nicht günstig: ob eine innerlichere Kunst der kommenden Zeit ihr das musikalische Gewand bringen wird? —

Es waren der Totentanz und die Freiharstbuben, welche im ersten Halbjahr 1895 zwei andere deutsche Komponisten in Adolfs Lebenskreis lockten: Richard Poebing und Karl Leopold Wolf, der erstere ein Münchener Musiker, Wolf damals Lehrer, später Professor an der Königlichen Hochschule für Musik in Berlin. Die erste Anknüpfung mit Poebing ging schon auf das Jahr 1893 zurück: auf eine Musikzeitungs-Annonce hin bewarb er sich um den Text der „Helga"; aber äußere Gründe ließen ihn von der „gewaltigen Arbeit", die sie verlangt hätte, absehen und nach

einem „kleinen" Text suchen: „Von den vielen mir s. Zt. zugesandten Texten" (23. X. 94), schrieb er nach Monaten, „war mir der Ihre vor allem sympathisch, ich war überzeugt, daß die Worte desselben wie keine anderen geschaffen waren, sich in Musik umsetzen zu lassen ... speziell die Worte des Schlußchors hatten für mein Empfinden etwas durchaus Ergreifendes." Nun lockte ihn der Totentanz: „Allgemein fällt in Ihren Dichtungen, speziell im Totentanz, das darin stark enthaltene Musikalische auf, ich hatte in letzter Zeit vielfach Gelegenheit mit Fachleuten darüber ins Gespräch zu kommen." Frey selbst war sich dieses musikalischen Elementes seiner Schöpfung wohl bewußt: er dachte sich, als die Frage einmal aufgeworfen war, — nicht bei der dichterischen Konzeption und Arbeit selbst — eine melodramatische Behandlung ähnlich der von Byrons Manfred; durchkomponierter Eingang mit „Im Anfang" als Deklamation und Chor nach einer orchestralen Einleitung; dann „Vor meiner Kammertür" als Solo (Baßsolo?). Zwischen den einzelnen, teils deklamierten, teils gesungenen Stücken eine die Stimmung haltende, verbindende oder vorbereitende Orchester- eventuell auch Quartettmusik oder Violinsoli — das würde der Auffassung des Komponisten zu unterbreiten sein. Aber Poebing, der wohl die Schwierigkeiten einer solchen Gestaltung stärker empfand als der Dichter, griff zunächst drei Stücke aus dem Zyklus heraus, um sie liedmäßig zu behandeln. Schon am 1. April 1895 teilte er die Entstehung von „Schlummerlied" mit und legte drei Wochen später, mit „Vor der Schlacht" beschäftigt, das Manuskript vor. Auf Freys Vorschlag fügte er noch „Vor meiner Kammertür" hinzu und gab die drei Lieder in effektvoller Ausstattung und mit der Widmung an Eugen Gura jedes separat heraus[203]). Gura trug zwei der Lieder mit starker Wirkung in einem seiner Konzerte vor[204]).

Aus den „Gedichten" wählte Poebing „Föhnnacht", „Das welke Laub", „Die Braut" und vollendete im Oktober die Komposition von „Melancholie" für Singstimme, Klavier und Violine, in der er, wenn auch nicht ebenso glücklich wie im „Schlummerlied", eine feine, süße, vielleicht gegenüber Freys einfacher Innigkeit etwas zu sentimentale Stimmung erzielte. Auch „Die Erlöste" lockte ihn, ohne daß er noch zur Komposition gelangte. Das ihm übersandte „Letzte Lied" fand er „sehr ergreifend, fast zu schön, um es in Musik zu übertragen, da in demselben bereits alles in einer Weise zum Ausdruck gelangt, wie es in

intensiver Weise durch die Musik auch nicht weiter möglich ist." (21. IV. 96).

Vor allem aber trat er an Frey immer wieder mit dem Verlangen nach einem kurzen Operntext heran. Im Oktober 1895 besuchte Adolf während seines kurzen Münchener Aufenthaltes Poebing in Starnberg: es wurden hauptsächlich Abmachungen über ein Libretto getroffen. Von einem Bleistiftkonzept dieses Librettos, dessen Plan Frey dem Komponisten noch im Lauf des gleichen Monates mitteilte, haben sich noch 32 enggeschriebene Bleistiftseiten erhalten. Von Anfang an ist der sagenhafte, märchenartige Charakter festgehalten.

Nach einem Szenarium stellt sich die Handlung in folgender Gliederung dar: „I. Akt. 1. Ouvertüre leitet über zum Chor der unsichtbaren Berggeister. 2. Monolog des erwachten Ahasver. 3. Bergkönig, Tochter, Liebhaber. 4. Chor der Jungfrauen und Jünglinge. 5. Schlüsseltanz der Zwerge. 6. Weigerung der Tochter. 7. Ahasvers Bitte, Abweisung und Fluch. 8. Tumult, Schreck, Bitten, es erscheint die Eiskönigin. 9. Abänderung des Fluches, Anerbieten des Gemsjägers, Abweisung. 10. Abschied Ahasvers und der Königstochter. II. Akt. 1. Monolog des Gemsjägers. 2. Zusammentreffen mit Sennen und Sennerinnen. 3. Streit, Vorbereitung zum Zweikampf. 4. Totenvolk mit Königstochter. 5. Erkennung und Erzählung derselben. 6. Verwünschungen der Sennen und Sennerinnen. 7. Sturmgeister, Schnee- und Eisgeister, Wehklagen, Anerbieten des Gemsjägers. 8. Versöhnung der Eiskönigin, glücklicher Schluß, Freudenchöre.

Davon hat sich folgendes erhalten: Ahasver tritt auf die noch blühende, noch gesegnete Alp. Ihn empfängt der Chor der Berggeister:

„Strudelnder Gießbach
Stürze vom Gletschertor
Gedämpften Schwunges
Über die Felsenbrüstung
In die granitne Schale" usw.[205])

Ein einleitender Chor weist in einer anderen Szene auf das Auftreten des Königs (Bergkönigs?) und seiner Tochter hin, die er zu einer verhaßten Heirat zwingen will. Die Zwerge erscheinen, singen von verborgenen Schätzen der Erde und Berghöhlen und versprechen sie als Brautgabe. Sie beharrt bei ihrer Weigerung. Ahasver mahnt den König zur Milde und bittet um ein Obdach. Es wird ihm unter Drohungen

verweigert. Er aber preist noch einmal die grünende Alp und das Glück ihrer Bewohner, dann kündet er ihnen ihr Verderben, das er mit seinem Fluch über ihre Hartherzigkeit heraufbeschwört: die Gletscherkönigin wird die Alp in Schutt und Eis verwandeln und die Alpler in das langeher verdorrte glückverlassene Tal treiben. Und schon kündet der Gesang der Berggeister das nahende Unheil. Da fleht die Königstochter um Erbarmen und Lösung des Fluchs. Ahasver verspricht Gnade, aber sieben Jahre muß sie mit ihm wandern und all sein Ungemach teilen.

Ein anderes Konzept gibt einzelne Szenen des II. Aktes: auf einer Walliseralp wohnen in einer ärmlichen Hütte der Jäger Joder (Jodokus) und Annemarie. Der Schuldenvogt und sein Schreiber schätzen ihren armseligen Plunder ab, drohen mit Vertreibung und bedrängen die einsame junge Frau. Eine durchgestrichene Szene zeichnet die Charaktere des Ehepaares: er eine weiche Träumernatur, sie tapfer, energisch, wehrhaft. Heute nacht hat ihm eine Traumerscheinung zum drittenmal zugerufen, auf die Teufelsbrücke zu gehen, wo das Glück auf ihn warte. Die Frau redet ihm die Sache aus. Da erscheint der geisterhafte alte Geiger, den er vor Jahren vor dem Tod errettet und der ihm versprach, ihm dereinst an Wendepunkten seines Lebens zu erscheinen und ihn zu beraten. Wunderbare Töne erklingen, und der Geistergesang mahnt: „Geh auf die Teufelsbrück, dort findest Du Dein Glück." Er geht; den am Ziel Angelangten versucht ein Chor von Freunden, dann eine schöne reiche Bäuerin seiner Liebe und seinem Plan abspenstig zu machen, aber Joder bleibt fest.

Der in Adolf Freys Werken Bewanderte wird die Fäden gewahren, die diese Konzeption mit andern seiner Schöpfungen verbinden: die durch Ahasvers Fluch verwüstete Alp findet sich in den „Schweizersagen"; aber schon ist in den Gesängen der Berggeister und des ewigen Wanderers ein Teil der verklärten Kantate „Ahasvers Erwachen" vorgebildet, und wer erkennt nicht in dem Geistergeiger den blassen Gesellen in „Des Fiedlers Dank"[206])?

Die Beziehungen zu Poebing zogen sich noch zwei Jahre hin. Ein schmerzhaftes Gicht- und Nervenleiden hielt ihn von der Arbeit ab. Noch einmal, im Jahr 1898, wandte er sich, der Verzweiflung nahe, an Frey um einen größeren Text und Zusammenarbeit, und seine bekümmerte Frau schloß sich der Bitte an. Adolfs „Treulied", das er zu komponieren hoffte (das Vaterlandslied), hatte dem Sinkenden einen Eindruck gemacht, „wie wenn ein Totkranker wieder Rettung sieht."

Aber Frey, bereits nach Zürich übergesiedelt und mit Arbeit überhäuft, konnte seinen Wünschen nicht entsprechen, und Poebing starb, ohne die Kraft zu einem Wiederaufraffen gefunden zu haben. —

Ein herzliches Freundschaftsverhältnis bahnte sich an aus der Bekanntschaft mit Karl Leopold Wolf. Am 13. Februar 1895, nach einem von der Konzertsängerin Ida Rosenmund in der Singakademie zu Berlin veranstalteten Konzert, versammelte sich eine fröhliche Tafelrunde von Mitwirkenden und sandte dem Dichter eines von Wolf in Töne gesetzten Liedes eine gemeinsame Postkarte. Es war „Abschied" („Eine Trommel hör ich schlagen") aus den Freiharstbuben[207]). Die Komposition und eine zweite Tongestaltung von „Nachtlied" (Zwischen den Stämmen") folgten nach[208], und Adolf sprach seine Freude an den einfach melodiösen Gebilden aus. „Sie müssen aber," antwortete der Komponist (30. III. 95), „einen guten Blick und Urteil über Musik haben, wenn Sie glauben ... daß die Einfachheit noch nicht Verbrechen ist." „Allerdings," lautete Freys Antwort (15. IV. 95) „halte ich im Lied das Einfache für das Höchste und darum auch für das Schwierigste. So viele, die in der Lyrik ganze Wagenladungen von glühenden Farben und gewagten Bildern verbrauchen, sind nicht im Stande, ein einfaches und ans Herz greifendes Lied zu schaffen. Und in der Musik wird es wohl ganz gleich sein." Volles Verständnis brachte der neugewonnene Freund „Duß und underm Rafe" entgegen, worüber er trotz seiner norddeutschen Art eingehend schrieb, wie sehr solche Poesie dem deutschen Leser ein richtigeres Verstehen des Schweizers zu vermitteln vermöge (27. VII. 95). Ein fröhlicher, vielgeübter Wanderer, der die Schweiz wiederholt bereiste, und in diesem Jahr auf einer Reise nach dem Wallis begriffen, erfreute er im September 1895 das Freysche Ehepaar erstmals durch seinen Besuch und begleitete sie auf ihren Wanderungen durch Wald und Feld, ein übermittelgroßer stattlicher Dreißiger von hellen Augen und offenem Gesicht. „O domine venerande, o amice care, o lupe sonans!" apostrophierte ihn einmal der Dichter (19. VI. 96), „Herzlichen Dank für Ihr Bild! Es hat uns große Freude gemacht und steht im großen Zimmer, wo das Klavier ist, sodaß es uns täglich vor Augen kommt. Es ist recht ähnlich und sogar etwas vornehm, als ob Sie jetzt Professor würden und einen Orden bekämen, was ich Ihnen übrigens aufrichtig wünsche." Noch größer aber war Dank und Entzücken, wenn der Freund abends am Klavier saß und mit seinem meisterlichen Spiel ihnen Bach, Mozart, Beethoven,

Schumann, Brahms, kurz was ihr Herz begehrte, ex tempore hervorzauberte. Eine Reihe Freyscher Lieder entstanden und wurden in der Singakademie gesungen: am 3. XII. „Aufschwung", das lebhaften Beifall fand; am 23. Januar 96 das gleiche und die beiden Abschiede (eine Trommel hör ich schlagen): ... „Nach dem Lied vom Heimweh (‚Nun ist die Scheidestunde da') brach eine Beifallssalve ohnegleichen los, die sich um das Klavierspiel gar nicht mehr kümmerte, und das dacapo war unvermeidlich," meldete er dem erfreuten Dichter. „Föhnnacht", „Elfen", „Nachtlied", „Angedenken", „Boten", „Wildrosen" wurden gestaltet und für Männerchor „Zum 1. August", die später von Hegar unter dem Titel „Heldenzeit" komponierte kraftvolle Dichtung. „Die Freude, in Ihrem trauten Heim geweilt, mit Ihnen gemeinsam die schönen Wege durch Wald und Auen gemacht zu haben, ist eine ganz große für mich, viel neue Anregungen verdanke ich Ihnen," hatte der Tönemeister nach seinem ersten Besuch geschrieben (25. IX. 95). Neue Anregung erwuchs auch dem Dichter. Er nahm ein Werk wieder zur Hand, das er einmal — ohne Resutat — Poebing gezeigt hatte, um Wolfs Wunsch nach einer größeren Dichtung zu entsprechen. Es war „König Alfons vor Gibraltar". „Verehrter, lieber Herr Professor," (30. XII. 95) „unter dem Weihnachtsbaum im Elternhause," erzählte der Überraschte, „wurde mir eine ganz besondere Freude, als mein Vater zu meiner großen Verwunderung mir ein großes gelbes Couvert mit Ihrer Handschrift übergab, und mein Staunen wuchs, als ich demselben nicht nur Ihr Bild, sondern auch die ersehnte Dichtung entnahm ... jedenfalls werde ich mich bemühen, mein Bestes dabei zu geben und habe hier bereits angefangen zu komponieren, um die Stimmung der unvermeidlichen Orchestereinleitung und des Tagesanbruchs zu finden, was geschehen ist. Die Dichtung selbst finde ich sehr schön — es ist ein echter Frey; logisch und mit wahrem Gefühl und mit sich steigernder gedanklicher Bedeutung entwickelt sich die Handlung bis zu ihrem Brennpunkt beim friedfertigen Eintritt der Verteidiger, — wodurch die Grundstimmung der Totenfeier bewahrt wird. Gerade dies Zuendegehen, — welches an sich so schön ist — stellt den Komponisten, der das Flache, das Billige nicht mag, vor eine bedeutende, dabei schwierige Aufgabe. Das Chorwerk bedingt Mannigfaltigkeit in der Wahl der Mittel. Daher bitte ich schon heute darum, an mehreren Stellen, wo Sie den Plural (z. B. Chor der Anführer, Frauen) angeben, die Solostimme zur Geltung kommen zu lassen. Das wirkt viel besser und lebendiger. Die Ver-

hältnisse des Händelschen Israel in Aegypten, wo der Chor fast alles tut, lassen sich auf ein romantisches Stück nicht anwenden. Das Orchester hat beim Beginn, noch mehr aber beim Kommen der Mauren eine sehr dankbare Aufgabe, deren Lösung (maurische Musik und Charakterisierung des Fremden) entscheidend für das Ganze sein wird. Es wird gut sein, gleich zu Beginn des Stückes im Orchester dieses fremde Element stark zu betonen." Diese klare, treffliche Auseinanderlegung — nicht die einzige des interessanten Briefwechsels — galt der Kantate, die als „Heldenehren" später von Huber in Basel ebenfalls komponiert, vielfach und zuletzt zur letzten Fahrt ihres Komponisten bei der Leichenfeier aufgeführt wurde. Im Februar ging die nach Wolfs Wunsch veränderte und verkürzte Kantate an ihn ab: es ist jene Erzählung, wie dem vor Gibraltar gestorbenen König und großen Heerführer (Alfons XI. von Kastilien gest. 1350) die feindlichen Mauren die Totenehren zu erweisen kommen[209]). „Sind Sie schon um einen Teil der Küste von Gibraltar herumgefahren?" erkundigte sich der Dichter im Mai. Das war im Tun: im Laufe des Sommers arbeitete Wolf den Plan nochmals gründlich und in allen Einzelheiten durch, und der Dichter steuerte ein und das andere Weitere bei oder änderte nach dem Bedarf der Musik. Mit freudiger Genugtuung hörten dann Adolf und seine Frau das Werk in der Ferienzeit, die sie mit dem Freunde verbrachten, so gut es sich auf dem Klavier allein vermitteln ließ[210]). Wenig Lust hatte Wolf dagegen auf die Kantonsschulkantate: „Gewiß," hatte sie Adolf am 2. II. 96 angemeldet, „sitzen Sie behaglich in Ihrem Zimmer und rauchen zum Lohn eine Gute! Siehe, da kratzt es an der Türe, und herein rutscht der Tazzelwurm von Aarau und trägt in der Kralle die beifolgende Kantate." Aber die Hoffnung auf die Aufführung einer Schulkantate, mochte sie noch so allgemein gehalten sein, war für Deutschland zu beschränkt. Und auch bei K. L. Wolf gab es, wie bei jedem Künstler, Stunden der Entmutigung, in denen ihn bloße Konzerterfolge nicht befriedigten: „Daß die Konzerteindrücke," erwiderte Frey einmal einer solchen Stimmung, „Ihren schöpferischen Geist nicht fett machen, kann ich mir denken. Denn schließlich — und gottlob! — hängt die echte Produktion von solchen aprilhaften Wechseln von Sonnenschein und Regen nicht ab, sondern es muß alles aus dem eigenen Beutel bestritten werden!"

XV

Der Dramatiker

Motto: Gewaltiges Geſchick,
Das mit den ehrnen Fäuſten
Das Herrlichſte erwürgt
Und Völker niederſtampft,
Du ließeſt uns den Preis,
Du ließeſt uns die Freiheit,
Die unſre Väter
Uns erwarben,
Und ſchritteſt gnädiglich
An uns vorbei.
(Berner Kantate.)

Wenn einer, ſo war es Adolf Frey ſelbſt, der die Aprilſchauer von Urteil und Mißurteil ſchweigend hinnahm und ſich nur die eine Frage vorlegte, ob, was er aus ſeinem eigenen Beutel zahlte, ſich als Gold bewährte. Mochte dann Übelwollen, Torheit und Schwäche es verkennen, es blieb, was es war. Ein Vorſpiel ſolcher Erfahrungen, die nicht der Qualität ſeiner Schöpfung entſprangen, ſondern der Enge der Verhältniſſe, der Bequemlichkeit, der Lauheit, der Konvention uſw., hatte er zuerſt gelegentlich der Berner Gründungsfeier (1890) zu koſten. Es begann unmittelbar nach Kellers Tod: „In der nämlichen Nummer," mahnte Emil am 23. Juli 1890, „in der Dein Artikel" (über Kellers Ende) „ſteht, iſt eine Preisausſchreibung für ein Feſtſpiel und eine Kantate zur Gründung Berns. Ich finde, daß Du konkurriren ſollteſt." Und am Tag darauf traf die gleiche Aufforderung von C. F. Meyer aus Rigi-Scheidegg ein. Adolf entſchloß ſich nur zögernd: (26. XII. 90 an Meyer) „die Frage mit dem Berner Säculargedicht könnte mich ſchon reizen, wenn ich nur nicht ſchon ſo lange über die Zeit der Freiharſtbuben hinaus wäre. Auch iſt man ja nie ſicher, was die Leute wollen und nicht wollen. Aber ich will es mir doch ernſthaft überlegen." Sein Entſchluß war, von dem Feſtſpiel abzuſehen, aber eine Kantate einzuſenden. Er wandte ſich an Widmann. Deſſen Antwort verſprach nicht viel Gutes (13. VIII. 90). Er ſelbſt, nicht in das Text-, ſondern in das muſikaliſche Preisgericht gewählt, ſah von Anfang an den Wurm in der Frucht: es ſollte eine Kantate großen Stils im Münſter aufgeführt werden; dieſe verlange aber für eine moderne pompöſe Kompoſition, ohne die es in dieſer Wagner-Zeit nicht abgehe, ein ſehr geräumiges Podium. Ein ſolches aber ſei untunlich: „Demnach ſteckt die Feſtkommiſſion in einer

lächerlichen Mäusefalle; sie hat eine Kantate ausgeschrieben und muß im Stillen hoffen, es werde nichts so Gutes eintreffen, daß man genötigt würde, es komponieren und aufführen zu lassen ... die Ausschreibung fiel in den Moment, da Alles in die Ferien reiste; man brach die Sache übers Knie ab" ... Ohne Ahnung von dieser komischen und vielversprechenden Sachlage hatte Frey seinen Text bereits eingesandt; er traf auf die Konkurrenz zweier Gelegenheitsdichter. Wie es nun in der entscheidenden Sitzung damit zuging, berichtete ein Brief Widmanns mit überwältigender Drastik: „Bern 25. Okt. 1890. Lieber Freund! Eine Abderitengeschichte ohne Gleichen ist die der Preiskantaten; hier folgt der Bericht über diesen schmählichen Vorfall. Vorgestern brachte mir Munzinger zwei Kantaten ... Diese seien die mit gleichen ersten Preisen bedachten (je 100 Frs.). Munzinger und ich sollten nun bestimmen, welche von Beiden die komponirbarere sei u. s. w. Hierüber sollten wir dann den vereinigten Festkomites Freitag d. 23. Okt. Bericht erstatten. Munzinger, welcher der Sitzung nicht beiwohnen konnte, beauftragte mich, sein Urteil dahin abzugeben: ‚Beide sind sehr schwache Leistungen, beide der Komposition nicht wert, ich wenigstens werde mich nicht daran machen.' Die Sitzung fand gestern Abend in der Bibliothek statt. Als ich das Wort erhielt, sagte ich: die eingegangenen Kantaten müssen entsetzlich schwache Leistungen gewesen sein, wenn diese als die besten konnten erklärt werden ... die von X. ist zwar erträglicher, einfach ein salbungsvolles, sentimentales Machwerk, aber wenigstens möglich. Die von Y. ist die ärgste Stümperei eines schwachmatischen Dilettanten, die mir jemals zu Gesicht gekommen. Darauf Z.: ‚Ja, in der Tat! die andern Kantaten waren alle noch viel schlechter!' Ich: ‚In Bezug auf eine muß ich das doch bezweifeln. Ich habe gehört, der namhafte, anerkannte Dichter A. Frey habe sich ebenfalls beteiligt. Es ist unmöglich, daß er etwas Minderwertiges geliefert habe!' Z. kühl: ‚Die Kantaten liegen hier ja alle auf dem Tisch. Herr Widmann mag sich gefälligst selbst überzeugen.' Während ein paar Voten fielen, griff ich Ihre Kantate heraus, las sie in fliegender Eile durch, schnellte dann empor und erklärte, unparlamentarisch in die Diskussion eingreifend: ‚Aber diese Kantate ist ja ein Apollo gegen Affen! Es ist mir die Verblendung der Preisrichter unbegreiflich!' Z.: ‚Da müssen wir nun doch zu dem Gutachten des Herrn Prof. X. Y. greifen, dem wir, nachdem wir Preisrichter nicht recht schlüssig werden konnten, alle Kantaten zugeschickt haben.' N. N. verlas nun aus diesem Gutachten, daß X. Y. die Kan-

tate Nr. 5 (das sind Sie!) poetisch allerdings für die beste befunden habe. Doch sei dieselbe freigeistig (!!!), was sich nicht zieme für den Anlaß und den Ort der Aufführung ... Mein Zorn war nach dieser Eröffnung grenzenlos. Daß alte Bernerzöpfe wie Esel urteilen, war mir begreiflich und daher verzeihlich. Daß aber der Schlag gegen wahre Poesie von unsereinem ausgehen mußte, das erbitterte mich unbeschreiblich. Ich hoffe, daß ich mich in meinem Ingrimm der fürchterlichsten Taktlosigkeiten schuldig gemacht habe. Ich habe wie ein Richard III., als er den Reichsrat andonnert, mich aufgeführt. Die Leute saßen ganz perplex da. Sie, lieber Freund, müssen aber auch wissen, daß z. B. in Y.s Kantate die Frauen Berns singen: ‚Neige, Jungfrau, Du Schmerzenreiche, Dein Antlitz gnädig unsrer Not!' ... Und daß das ganze Geschmier nicht das Papier wert ist. Ich sagte u. A. wörtlich, ... daß dieses Urteil eine Affenschande für Bern sei. Und die Preisrichter saßen vor mir ... Der Druck der beiden Opera wurde dennoch beschlossen. ‚Wenn dies nun geschieht, so erhalten Sie allerdings hierdurch die glänzendste Satisfaktion. Sie brauchen ja nur Ihr herrliches Gedicht dagegen drucken zu lassen und jeder Mensch von gesundem Urteil wird wissen, woran er ist.'" ... „Ich wünsche aber," fügte Widmann am 26. Nov. diesem Bericht noch an, „daß Sie in alle Phasen dieser ... Angelegenheit hineinsehen; kann man doch nicht wissen, ob Sie nicht einmal eine Abderitennovelle ‚Die Festkantate' schreiben werden"; und er veröffentlichte Freys Dichtung im „Bund". Dieser betrübte sich nicht weiter über das tragikomische Schauspiel, womit Rücksichten und Gleichgültigkeit sein Gedicht verworfen hatten, und ließ die folgende Strophe daraus ruhig bestehen, da ja das Preisgericht nicht ganz Bern war:

„Es sitzt ein stolzes Weib zu Bern,
Frau Freiheit unter Kränzen;
Ihr Aug' lacht wie der Morgenstern,
Und ihre Locken glänzen!"

* * *

Aber um nichts besser war es um Frau Freiheit, die zu Bern saß, in einer andern, größern Angelegenheit bestellt. Sie ging die ganze Eidgenossenschaft an. Es bedarf nur der Erinnerung an die Vorkommnisse in der damaligen eidgenössischen „Kunstpflege" gegenüber den bildenden Künsten, die so manchen Aufruhr unter der schweizerischen Künstlerschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts hervorrief, zu deren Kennzeichnung

Frey selbst ein symptomatisches Kapitel mit der Geschichte der Bundesmedaille beigesteuert hat und die heute zum Glück so ganz anders aussieht, um das Milieu zu bezeichnen, in welchem seinen Festspielen zur Bundesfeier 1891 ein nicht minder unverdientes Los zuteil wurde als der Bernerkantate.

Den 1. August 1891, den Tag der sechshundertsten Wiederkehr der Bundesgründung, welche der Schweizer als den Beginn seiner staatlichen Existenz feiert, diesen Tag würdig und feierlich zu begehen, sollte rechtzeitig das Nötige vorgekehrt werden. Das geschah so ziemlich gleichzeitig an zwei Orten: in Bern durch die Bundesregierung, wo das Departement des Innern unter Bundesrat Sch. für eine allgemeine Landesfeier Vorsorge zu treffen unternahm, und in Schwyz, wo man für die drei Urkantone, welche den ersten Kern des Bundes abgegeben hatten, ein besonderes Anrecht auf Gestaltung und Abhaltung der Feier beanspruchte, soweit sie das beabsichtigte Festspiel betraf. Hier war es die geselligliterarische Vereinigung der „Japanesen", welche sich unter Führung des Professors B., des Malers M. und anderer dafür ins Zeug legte und die sich von vornherein auf den Standpunkt stellte, nicht nur die Aufführung, sondern auch den Text des Festspieles übernehmen zu wollen. In Bern stand man infolgedessen vor der Alternative, entweder über die Köpfe der Innerkantone hinweg vorzugehen oder mit ihnen einen Kompromiß zu schließen. Daß aus politischen Gründen das Departement nicht etwa nur das letztere tat, sondern sich zuletzt den „Japanesen" einfach fügte — davon hatte Frey die unliebsamen Folgen zu tragen.

Nachdem ein erster Entwurf der Japanesen schwerste Bedenken bei der Festspielkommission, besonders bei ihrem Mitglied C. F. Meyer hervorgerufen hatte, wurde im Dezember 1890 auf seine Anregung hin Adolf Frey offiziell zur Einreichung eines Entwurfes aufgefordert, ein Schritt, der nur besagen konnte, daß ihm, wenn der Entwurf angenommen wurde, die Ausführung übertragen und sein Festspiel aufgeführt werden sollte. Was sich aber in der Folge damit begab, wie man ohne Rücksicht auf seinen Namen und seine künstlerischen Qualitäten verfuhr, darüber mag der Interessenehmende das Aktenmäßige in der Beilage II (Anhang 1) dieses Bandes finden.

Von dem ganzen Festspielvorhaben erfuhr Frey erst durch diese Aufforderung; er hatte weder den Gedanken gehabt, sich dazu von sich aus einzustellen, noch den geringsten Schritt getan, die Aufforderung herbeizuführen. Aber als sie an ihn erging, traf sie auf eine Seite seines

Wesens und seiner Begabung, die der Anregung freudig antwortete, um so freudiger antwortete, als er soeben seinen Winkelried schuf und also nicht erst die patriotische Erhebung jener Gedenktage seine Muse auf den Plan rief. In weniger als Monatsfrist hatte er nicht nur Entwurf und Szenenfolge der Festspiele durchgearbeitet, sondern bereits die drei ersten Stücke, außer dem „Bundesschwur" die Meisterwürfe der „Geächteten von Morgarten" und „Im Laupenstreit", ausgeführt und unmittelbar darauf die herrliche Lyrik der Schlußkantate geschaffen. Aber, mochte er immerhin im einzelnen seiner Konzeption folgen dürfen, für das Ganze waren ihm doppelte Schranken gesetzt. Nach dem Beschluß der Kommission war vorgeschrieben: 1. kein einzelnes Drama, sondern eine Folge von Szenen, die unzusammenhängend und unabhängig voneinander den wichtigsten Momenten der Schweizergeschichte zu folgen hatten. Die dramatische Eignung kam dabei erst in zweiter Linie in Betracht, und der Dichter mochte sehen, wie er sich damit auseinandersetzte. Damit war aber gegeben: 2. ein sehr beschränktes Ausmaß der einzelnen Bilder, aber auch 3. ein enges Gebundensein an die historische Wahrheit der Vorgänge. Stofflich gegeben waren von vornherein der Bundesschwur und der symbolische Schlußakt.

Zwei Qualitäten befähigten Frey, in so kurzer Frist die geeigneten Szenen herauszugreifen und gegenüber den überhäuften und schwankenden Programmen der Japanesen und der Kommission als die allein möglichen festzustellen: Kenntnis des Historischen und Künstlerblick ließen ihn auf den ersten Anlauf das Brauchbare finden, das anstatt der Entwürfe der Kommissionen zugrund gelegt werden mußte und das zugleich die erforderlichen Wechsel der Stimmungen und Einzelhandlungen bot, aber auch in jedem der chronologisch aufeinanderfolgenden Vorgänge Massenszenen erlaubte. Denn man hatte mit einer großen Festspielbühne zu rechnen, über deren sonstige Beschaffenheit Frey allerdings nichts erfuhr.

Was er unter allen diesen Einschränkungen und Hemmungen dennoch schuf, wie er den freskanten Stil der großen Szene fand, wie er das psychologische Moment in den kurzen Handlungen herauszutreiben verstand und der Gefahr auswich, an Stelle geschlossener Akte den Film eines historischen Bilderbuches zu geben, wie er den höchsten Ausdruck leidenschaftlicher Spannung, tiefster Erschütterung, todesmutiger Hingabe erreichte, ohne je dem falschen Pathos bloßer Theatralik die geringste Konzession zu machen — es darf wohl echte Dichtertat genannt werden.

Nicht weniger die unerreichte Sprache: in Kraft, Volkstümlichkeit, Bildlichkeit, daneben edler Gehaltenheit und unverwischter Wahrhaftigkeit sitzt sie jedem Sprecher wie angegossen.

Dazu tiefer ethischer und patriotischer Gehalt: der Auftakt der ganzen Serie, der „Bundesschwur", bedeutet nicht mehr und nicht weniger als das staatsmännische Programm der schweizerischen Eidgenossenschaft überhaupt, verkörpert in den monumentalen Gestalten ihrer Gründer; er stellt die staatbildenden seelischen Kräfte und Eigenschaften dar, denen die Schweiz ihre bisherige Erhaltung verdankte und von denen ihr Bestand auch in alle Zukunft abhängen wird, soweit es an ihr selbst liegt. Wundervoll ist das entwickelt und aufgebaut: wie aus dem kleinlichen Augenblicksstreit zwischen Schwyz und Unterwalden unter dem Eindruck einer welthistorischen Kunde — Rudolf von Habsburg ist gestorben — der Gedanke des Bundes auflodert, wie das Für und Wider mit gelassener Klugheit erwogen wird, wie Heimatliebe und Unabhängigkeitssinn in den einfachen, unbeirrten, starken Seelen den großen Entschluß reifen lassen, dessen künftige Folge sie ganz übersehen:

„Wenn Habsburg oder einer seiner Helfer
An unsern Rechten Frevel tut...
. . . . . .
Dann Schwert heraus! Dann steht der eine für
Die andern und alle stehn für einen!",

wie in diesem Höhepunkt der Handlung Kraft und Größe aller Weisheit Schluß ist, — das alles ist mit einer vollendeten Kunst des Dialoges gesteigert, herausgeschleudert, endgültig formuliert. Und wie wußte Frey in der kurzen Rede und Gegenrede die charakteristischen Typen der Männer herauszuarbeiten, wie genau sind die historischen Grundlagen festgehalten, ohne sich vorzudrängen. Denn daß gerade in dieser Szene vor allen andern sich der Dichter der Historie verpflichten mußte, lag am Vorwurf und dem ganzen Festanlaß und war unumgängliches Gebot. Gegenüber der innern Größe und Vollendung dieses Prologstückes, das für die ganze nachfolgende Serie freskante Größe vorbildete, sollte es belanglos sein, daß hauptsächlich mit dem „Bundesschwur" argumentiert wurde, als man nachträglich in einigen Tagesblättern das Verfahren gegen Frey mit dem Vorwurf zu rechtfertigen unternahm: „zu wenig Handlung für die Freilichtbühne."

Es ist hier nicht zu erörtern, wie verflacht und roh der Begriff der dramatischen Handlung geworden ist, noch wieviel edelster Dramatik nach

diesem nur am Bühnenlärm klebenden Begriff unter den Tisch fallen muß. Aber dramatische Spannung ist dem „Bundesschwur" nicht abzusprechen. Oder sollte das keine dramatische Spannung sein, wenn ein Volk vor seiner Entscheidungsstunde steht? wenn man sich fragt: werden kleinliche Einzelbedenken siegen oder wird sich Mannhaftigkeit auf sich selbst besinnen? wird Großes groß genommen, und wird die Stimme eines zukunftgestaltenden Schicksals gehört? Und wenn historisches Geschehen wahrheitsgetreu vor dem Hörer erstehen sollte, wie sollte der Bundesschwur ohne ein Wort des Rückblicks begründet erscheinen, ohne Rede und Gegenrede mehr als ein Augenblicksphantom sein? Hier mußte, wenn man sich nicht mit einem lebenden Bild oder einer Pantomime begnügen wollte, für die Freilichtbühne damit gerechnet werden, daß der Zuschauer ein Textbuch in der Hand hatte. Konnte ja von den Tausenden nur ein verschwindend kleiner Teil das gesprochene Wort verstehen, mochte auf der Bühne bundesdeutsch oder japanesisch gesprochen werden. Auch hätte nur das Experiment entschieden, ob das Japanesenfestspiel für die Freilichtbühne geeigneter war, als das Adolf Freys. —

Freieren Spielraum konnte sich der Dichter für die meisten der folgenden Stücke dadurch schaffen, daß er nicht die ganze Haupthandlung, z. B. einer Schlacht, als Gegenstand wählte, sondern sich auf episodische Nebenfelder begab, wo der Phantasie ein weiterer Horizont geöffnet war, Variationen sich ergaben und ein Hervortreten einzelner heldischer Gestalten möglich war, die aber immer den hochgesinnten Geist ihrer Volksgenossen verkörperten. So war es möglich, unmittelbar nacheinander Schlachtbilder von Morgarten und Laupen sich folgen zu lassen und, nur durch eine Szene getrennt, noch Grandson anzufügen (in der III. Aufl. sogar fünf Schlachtenbilder zu geben), ohne sich wiederholen zu müssen. Einen echt dramatischen Vorwurf schuf sich Frey in den „Geächteten von Morgarten". Wie selbst in den verfemten Verurteilten und des Heimatbodens Verwiesenen die Vaterlandsliebe übermächtig wird, so daß sie jetzt, wo die blutige Entscheidung bevorsteht, lieber für die Heimat sterben als sie länger meiden wollen, wie ihr Todesmut den Sieg erringen hilft und sie Verzeihung erlangen — es ist allein schon von ergreifender Wirkung; aber sie wird noch erhöht durch jene Einzelszene, in welcher der greise Attinghausen in dem einen, Sterbenden, den einzigen Sohn wiederfindet, über den er einst selbst den bannenden Richterspruch sprechen mußte und den er nun verzeihend in die Arme schließt, um ihn auf immer zu verlieren: ein Motiv von antiker Größe und Gewalt, die Meisterskizze

zu einer großen Tragödie. Dann die erschütternde Vision des sterbenden Alplers im „Laupenstreit", „ein Unicum des Einfach-Rührenden", wie es Meyer empfand: im Schlachtgetös glaubt der Verblutende auf der abendkühlen Alp zu liegen und ruft den Alpsegen. Darauf der rassige Sturmlauf der empörten, heißblütigen Walliser in der „Mazze"; die großartige Todesverachtung der gefangenen Schweizer im Burgunderlager vor Grandson; die entschlossene Selbstaufopferung des Solothurner Schultheißen Wengi, der den Bürgerkrieg bannt; zuletzt — das Symbol der schweizerischen Menschlichkeit — die rührende Gestalt Pestalozzis, wie er unter eigener Lebensgefahr die Kinder der Kriegsopfer rettet und birgt (es ist 1798!); und endlich die erhebende Schlußkantate, die mächtig mahnend und hinreißend noch einmal Gesinnung und Heldenkraft heraufruft, wodurch in grauer Vorzeit der Ahn „in hundert Waffengängen das Land zur Heimat uns gemacht". Das ganze Festspiel ist trotz der Verschiedenartigkeit des einzelnen doch ein einheitliches, von einem Geist zusammengehaltenes Werk, das seinem Schöpfer für alle Zeit die Bürgerkrone sichern sollte. —

Adolf Freys Bundesfestspiele haben auf dem geschlossenen Theater kaum eine große Zukunft zu erwarten. Die einzelnen Stücke sind dafür zu kurz und wirken daher zu fragmentarisch. Das war nicht seine Schuld. Jedoch dramatisch sind sie innerhalb des erzwungen engen Rahmens in hohem Grad: überall ist der dramatische Punkt im Sturmlauf erfaßt, Entwicklung, Höhepunkt und Lösung mit meisterlicher Sicherheit gestaltet, wo das Motiv nicht, wie im Schlußbild, das Lyrische verlangte. Es war ihm versagt, am Tag der großen Feier vor sein in Vaterlandsliebe erglühtes Volk zu treten und seinen Namen an die feierliche Stunde zu knüpfen. Die Gegner bestanden auf ihrem Schein und glaubten ihrerseits damit eine patriotische Tat getan zu haben. Aber sein Geschenk ist über die jubelnde Erregung hinaus geblieben und hat schon vielen ans Herz gegriffen, vorab der Jugend, der es vor allem gehört. Und als der Dichter am Vorabend des 1. August ringsum die Freudenfeuer auflodern sah, da hatte er dem Vaterland eine Flamme entzündet, die nicht in einer Nacht zu Asche zerfiel: er hatte sein herrliches Vaterlandslied gedichtet:

„Land, das in hundert Waffengängen
Der Ahn zur Heimat uns gemacht,
Land, sei gegrüßt, von dessen Hängen
Der Sonnenglanz der Freiheit lacht!
. . . . . .

. . . . . .
Und ruft das Horn in rauhen Tagen,
Daß wir uns um die Fahne reihn,
Wir wollen Alles für dich wagen
Und frei sein oder nicht mehr sein!

Beat Herport

Motto: Zu tiefſt, zu tiefſt auf der Waſſer Grund
Da rauſcht ein kühler Bronnen,
Die Nixe lauert, die Nixe lauſcht,
Sie hat ein Netz geſponnen.
(V. Akt.)

Von dem wenigen Ungedruckten, das Adolf Frey hinterließ, iſt eine Tragödie „Beat Herport" weitaus die am ſchwerſten wiegende Schöpfung. Faſt zwanzig Jahre hat er ſie zurückgelegt, vor einer Schädigung des koſtbaren Stoffes ſcheuend und Stimmung und Stunde einer fundamentalen Umarbeitung des raſch entſtandenen Werkes erhoffend. Auch er empfand, wie Goethe bei der Wiederaufnahme ſeines Fauſt, die Schwierigkeit, die pſychiſche Einſtellung bei der Entſtehung wieder zu finden, abgeſehen von äußern Erſchwerungen: „Ein altes Drama," ſchrieb er aus dieſem Gefühl heraus 27. XII. 1910 an Lauë, „droht mich auch zu quälen." Der Stoff war der folgende.

Unter den Erzählungen des Vaters Jakob Frey fand der Sohn die Novelle „Das erfüllte Verſprechen"[211]). Die Geſchichte, die an die Verſchwörung des Berner Schriftſtellers und Hauptmanns Samuel Henzi 1749 anknüpft, hat folgenden Verlauf: in die gärende und von geheimnisvollen Gerüchten durchzitterte Stadt kommt kurze Zeit vor dem Ausbruch ein Fremdling, der das Gerede hervorruft, ein verkappter Prinz oder ſonſt ein inkogniter vornehmer Herr zu ſein, und tritt bei einem Friſeur als Gehilfe ein. Als ſolcher kommt er in das Haus eines ariſtokratiſchen Oberſten und Ratsherrn und gewinnt die Liebe der ſchönen Tochter. Der Oberſt, der ihn ſchätzt, verhütet Nachforſchungen nach dem Fremden, der ein einfacher Theobald Meyer aus Köln iſt und nach der Schweiz floh, nachdem er einen Grafenſohn, mit dem er aufgezogen wurde, in einer böſen Stunde erſchlug. Den Liebenden fehlt jede Ausſicht auf Heirat. Da bricht die Verſchwörung aus: Theobald weigert dem Oberſten ſeine Hilfe gegen dieſelbe und wird von ihm aus dem Hauſe verwieſen. Aber als Henzi auf der Flucht den lebensgefährlichen Sprung in die Aare wagt, ſpringt ihm Theobald in die Flut nach gegen das Verſprechen des Oberſten, ſeiner Tochter den Willen zu laſſen, und liefert den Hauptmann ein und damit ans Schaffot. In der Hinrichtungsſtunde läßt der Oberſt die Tochter mit Meyer trauen, den Bräutigam aber

von der Kirche weg als Staatsgefangenen in die Festung abführen. Die Tochter stirbt innert eines Jahres aus Gram, Meyer, von Reue gepeinigt, obwohl er noch die Verzeihung des verurteilten Henzi erlangt hatte, endet sein Leben in der Aare. — Adolf Frey lockte es, den Stoff zu dramatisieren, dessen Vorzüge er ebenso genau erkannte, wie das, was ihm die novellistische Bearbeitung schuldig geblieben war.

Es lag nahe, daß er sich, um Analogien zu vermeiden und von den vielen sonstigen Bearbeitungen des Henzi-Stoffes abstrahierend, wenigstens das Henzi-Fragment Lessings ansah. Aber die wenigen Seiten der messerscharf zugespitzten, in geschliffenen Antithesen sich vorwärts bewegenden Alexandriner der Lessingschen Dialoge bargen keine Gefahr der Wiederholung. Die Spaltung der Verschwörer in eine gemäßigte und eine Partei rücksichtslosester Gewalt war schon in den historischen Berichten und für dramatische Verschwörerszenen sowieso gegeben. Höchstens konnte er aus der Einleitung der Hempelausgabe (11. II S. 435ff.) die Namenliste der Verschworenen u. dgl. entnehmen. Die Gestalt Ducrets, der bei Lessing als Gegenspieler gegen Henzi gedacht ist, schaltete er aus, da sie für seine Absichten überflüssig und durch den geistesverwandten Fueter hinlänglich vertreten war. Mit dem Stoff, wie ihn die Erzählung des Vaters bot, nahm er tiefgreifende Änderungen vor, und nirgends vielleicht tritt die Verschiedenartigkeit der künstlerischen Individualitäten von Vater und Sohn so scharf zutage, wie in dieser Umbildung. Schon in der Sprache: bei Jakob Frey überall das reine, aber farblose Schuldeutsch, dessen er sich immer bediente; bei dem Sohn das bodenwüchsig Bernische der Ausdrücke und Wendungen, soweit es sich irgend verwenden ließ, ohne daß der Dialekt selbst eintrat, und eine reichliche Zubuße des Französischen und Französisierenden der Berner Aristokratie jener Zeit. So auch die Charakteristik: die Figuren des Vaters sind kaum Schweizer zu nennen: sie könnten ebensogut aus der Mark Brandenburg stammen, und insbesondere der alte Oberst gleicht einem friederizianischen Haudegen mit Haut und Haar; auch seine Tochter, „die blasse Lilie", hat von einem Berner Meitschi, das auch in der sogenannten „Barettlitochter"[211]) noch erkennbar sein sollte, keine Spur. Adolf schuf aus seinem Obersten Freudenreich — er setzte überall die historischen Berner Namen ein, wo sich Jakob Frey ohne Namen beholfen hatte — einen richtigen Altberner mit einem Zug von List und Verschlagenheit, dem ganzem Hochmut und der ganzen Tapferkeit seines Standes; seine Judith mit ihrem Mut, ihrem Schalk, ihrer gefaßten Ruhe und Bestimmtheit, ihrem Haß gegen

alles Unentschiedene und Halbe, ihrer unerschütterlichen Treue, kindlichen Pietät und der kleinen Beimischung konservativer Gesinnung ist eine prachtvolle, bodengewachsene Natur und Stammverwandte der Jungfer von Wattenwil. Die stärkste Umbildung aber kam dem Helden selbst zustatten. Beat Herport (Theobald) ist ein geborener Berner, ein Gärtnerssohn und aller romantischen Züge entkleidet. Die Voraussetzung des frühern Totschlages fiel weg; während Theobald der Verschwörung trotz geheimer Sympathie fern bleibt, ist Beat hart daran, in sie verwickelt zu werden und nur seine Ehrlichkeit und die Noblesse seiner Empfindung, die ihn von den zweifelhaften Elementen trennt, rettet ihn. Scharf ist aber auch der Gegensatz seiner einfachen warmen Natur zu dem kultivierten, gelehrten, aber schwankenden Theoretiker der Revolution, zu Henzi, herausgearbeitet, so sehr er auch andererseits der Ethik des Hauptmanns Verständnis entgegenbringt. Beat ist weich, voller Gefühl und doch mannhaft, eine Gestalt aus erster Hand wie Judith auch. Voll zarter Empfindung und doch im gegebenen Moment von entschlossenem Todesmut. Er hat schon einmal den Sprung in die Aare gewagt, in frühen Jugendjahren, um einen Ertrinkenden zu retten, keinen Standesgenossen, sondern einen Aristokratensohn — ein feiner Zug des Dichters, um nicht nur das Wagnis Henzi gegenüber faßlicher zu machen, sondern vor allem die einfache, durch keinen sozialen Haß verderbte Menschlichkeit zu zeichnen, die ihn auch der Aristokratentochter Judith von früheren Kinderjahren an verbindet. In dieser Gestalt lebt das Gemüt des Dichters.

Und dann die mannigfaltigen, greifbar lebendigen Nebenfiguren: der verschuldete Schlemmer Berset, der Scharfmacher Stürler, der gerechte Schultheiß Steiger, der aufgeblasene Bücherwurm Sinner, der ölige, perfide Theologiestudent Ulrich, die verschiedenen Typen der Verschwörer vom einfachen, nur auf sein Geschäft bedachten Handwerker zu dem gewalttätigen Fueter, den verlorenen Existenzen und Schnapphähnen; vortreffliche Gestalten der völlig verarmte Schulmeister und Gemeindemauser von Bümpliz, Josua Siegrist, die alte Großmutter Herports, Salome, die schlagfertige, kurzangebundene Freundin der Judith, Lucie Tavel, die beiden Gesellen Walch und Wigsam, das Wächterpaar Marthaler und Hugendubler — eine Welt charakteristischer, bodenechter Berner Gestalten! Sie sind in reichen Milieuszenen entwickelt, die aus dem genauen Studium der staatlichen und sozialen Zustände des alten Bern herausgebildet waren, Szenen, die, so farbig und interessant sie an sich

sind, der Dichter, wäre er zu der beabsichtigten Durcharbeitung gekommen, für die Bühne stark gekürzt hätte. Auf eine Szene bei Jakob Frey, die dramatisch sehr wirksam gewesen wäre, verzichtete Adolf: die Versöhnung Theobalds mit Henzi im Gefängnis und die Verzeihung Henzis. Sie mochte ihm eine zu große Ähnlichkeit mit der unvergleichlichen, herzergreifenden Unterredung Ferdinands mit dem gefangenen Egmont aufweisen; auch durfte er seinen Herport um des tragischen Endes willen nicht durch die vorhergegangene Verzeihung des Hauptmanns entlasten.

Die erste Nachricht von dieser Dichtung, die so stark vom Herzblut des Dichters durchpulst ist, findet sich in einem Brief vom 5. Februar 1890 an C. F. Meyer, der ihn schon in der Arbeit zeigt: „Mein dramatischer Stoff und ich plagen einander um die Wette. Da war doch der Winkelried ein einfacher Herr! Haben Sie ihn wieder einmal angesehen?" Am 17. sandte ihm der allezeit hilfsbereite Bruder Emil das gewünschte Verzeichnis jener Werke, die er einmal vor Zeiten für einen bernischen Plan des Vaters aus der Aarauer Kantonsbibliothek geholt hatte und an deren Aussehen und Inhalt er sich noch erinnerte[212]). Am 9. März meldete Adolf nach Kilchberg: „Ich habe an meinem Stück, das seiner Natur nach echt dramatisch ist, nun auch angefangen: doch kommt's mich nicht ganz leicht an, das Ding in Prosa zu machen. Aber Verse sind für den Stoff nicht möglich." Am 21. Mai hatte er sich dem Abschluß schon sehr genähert: „Meinen Beat Herport habe ich nun bald an den Ausgang geführt und will ihn dann, wenn er soweit gedieh, für etliche Zeit auf die Seite legen, um dann den Winkelried vorzunehmen. Ich erlaube mir daher die Bitte, Sie möchten mir das opusculum bald wieder zuschicken. Es wird mir fremd genug vorkommen. Wenn Sie mir dazu zu Herport einen guten Rat wissen, so wäre ich Ihnen herzlich dankbar." Einen solchen wußte nun Meyer wohl nicht; wahrscheinlich hatte er mündlich von dem Plan erfahren, das Stück selbst aber nie zu Gesicht bekommen.

In festem Aufbau ist das Drama gegliedert:

I. Der erste Akt bringt die exponierende Milieuzeichnung, die, wie bemerkt, später einer Kürzung unterworfen werden sollte, während das eigentliche Problem, Entwicklung und Lösung des so eminent dramatischen Motivs kaum einer wesentlichen Umgestaltung bedurft hätte. Die Eingangsszene zeigt einen Spazierweg im Bremgartenwald bei Bern, hinten den Blick auf ein Gasthaus, aus dem Tanzmusik dringt; ein Fest der patrizischen Jugend findet dort statt. Die ersten zwei Auftritte zwischen den Patriziern Stürler, Berset und Willading lassen den Amter-

schacher und sonstige Mißbräuche in der von wenigen bevorzugten Familien bestellten Regierung erkennen. Es folgt ein Monolog des Theologiekandidaten Ulrich, der die „Barettlitochter" Judith für sich erringen möchte, von dem auf revolutionären Seelenfang ausgehenden Henzi sich scheinbar gewinnen läßt, aber auf Verrat sinnt. Aufrichtiger ist der Anschluß Beat Herports, der ebenfalls um Judiths willen in der Nähe weilt und dem Hauptmann Henzi als Zweiter ins Netz geht. Zu ihnen stößt „der alte Hudel" Josua Siegrist; um zu seiner vorgeschriebenen Anzahl gefangener Schermäuse zu kommen, arbeitet er auch auf außergemeindlichem Boden: aus seinen Klagen erhellt die üble soziale Lage der Untertanenschaft. Erschüttert bleibt Beat allein zurück, von Bangen und Sehnsucht nach der Geliebten durchwühlt; der soeben aus der Fremde Zurückgekehrte wird von dem alten Freudenreich und Sinner, dem vom Vater ausersehenen Freier der Tochter, beschimpft und schmachvoll bedroht. In Schmerz und Wut findet ihn Judith im ersten Wiedersehen.

II. Im zweiten Akt gewinnt die Verschwörung feste Organisation. Eine erste Szene zwischen Henzi und Herport treibt den Gegensatz ihrer Naturen, eine große, vielgegliederte nächtliche Waffenszene den eigentlichen Charakter und Plan der Unternehmung heraus. Sie endet mit dem Sieg der verbrecherischen Elemente, der Flucht Beats aus ihrer Mitte und dem Vorsatz des Verrats durch den Schleicher Ulrich. Ein burlesker Auftritt mit den zwei Wächtern schließt sich kontrastierend daran. Dann Verwandlung. Es ist frühmorgens; Beat hat sich vor dem Haus der Geliebten unter den Lauben zur Wache eingefunden. Der Rädelsführer Fueter wird gefangen vorbeigeführt, die Verschwörung ist entdeckt und niedergehalten. Eine stimmungsvolle Liebesszene zwischen dem von Unheilsahnungen niedergeworfenen Beat und der mutigen, unbefangenen, morgenfrischen Judith wird durch Freudenreich und Bondeli unterbrochen, die zur Verfolgung Henzis aufbrechen. Der hinzukommende Ulrich deckt seinen eigenen Verrat und Henzis Teilnahme an der Versammlung auf.

III. Der dritte Akt entwickelt Henzis Schicksal und Herports Tat. Herport hat die Stadt verlassen und sitzt draußen in einer kleinen Wirtshauslaube über der Aare, verzweifelt und zwischen Fluchtgedanken und der ihn zurückhaltenden Bangnis um Judith kämpfend. Episode der beiden Gesellen Walch und Wigsam; der letztere, eine Parallelgestalt zu Beat, sucht von seiner hoffnungslosen Leidenschaft für die schöne Judith Freudenreich Erlösung in der Flut. Auch Beat zieht es dahin. Bürger und Stadtsoldaten: sie reden über Henzis Flucht und Schicksal; der An-

zug der aufrührerischen Bauern wird erwartet. Freudenreich und Bondeli bringen den gefangenen Henzi. Er entkommt, wagt den Sprung von der hohen Brücke in die Aare; Beat erhält Freudenreichs Versprechen der Verlobung mit Judith, wagt die tollkühne Verfolgung und ergreift den Fliehenden. Die heranziehenden vermeintlichen Bauern werden als das soldatische Aufgebot der Regierung erkannt. Der Akt ist aufs knappste zusammengedrängt.

IV. Akt. Das Ende der Verschwörung. Beats Reue. Bewirtung der treugebliebenen Bürgerschaft vor den Patrizierhäusern: vor dem Freudenreichs Judith. Bürgerszenen, komische Szene mit Frau Tavel, die sich „populär" macht. In den Jubel tritt der verstörte Beat — er findet das Herz nicht, zu seiner Verlobten zu gehen; seine Reue und Verzweiflung steigert Josua Siegrist, noch stärker die alte Großmutter Salome in einer vortrefflich gesteigerten Szene. Seine unselige Stimmung kommt in einer erschütternden verhaltenen Aussprache mit Judith zum Ausdruck; als die Armensünderglocke Henzis Hinrichtung verkündet, bricht er zusammen.

V. Akt. Beat scheinbar am Ziel des Glückes. Die Sühne. Szene wie im ersten Akt, Verlobungsfeier Beats mit Judith. Regierungsmitglieder und andere Patrizier besprechen die Ereignisse; Freudenreich kommt, sein Versprechen zu halten. Der eintretende Herport wird mit Hohn und beleidigender Herablassung empfangen, erfährt aus den Reden der Anwesenden, daß Henzis Schuld geringer war als man bei seiner Verurteilung vorgab. Während Henzis mit ihren Kindern in die Verbannung ziehende Frau erscheint und Beat, dem Mörder ihres Gatten, ihren leidenschaftlichen Fluch ins Gesicht wirft, kommt, tief erschüttert und gänzlich verändert, Herports Braut mit ihrer Freundin Lucie. Diese weiß, zum Tanz auffordernd, dem unbräutlichen Brautpaar ein Alleinsein zu verschaffen, während über ihnen das Fest beginnt. Die schmerzliche letzte Aussprache bringt die innere Zerrüttung ihres Verhältnisses zutag; vergeblich sucht Judith die Hoffnung auf die Wiederkehr des Glückes gegen ihr eigenes Gefühl zu erhalten. Die unbestechliche Seele Beats weiß, daß es für ihn nichts mehr zu hoffen gibt und Judiths Liebe in seiner Schuld erstorben ist. Er nimmt Gift und Judith ihre Hälfte; erst in der Sühne der letzten Augenblicke finden sich ihre Seelen wieder in einem schmerzlich süßen Requiem: nun ist alles wieder gut. Die zurückkommende Lucie findet statt zweier zärtlicher Liebender zwei

Tote. Der Vater und die Gäste stürzen herein, oben bricht die Musik plötzlich ab.

Die ergreifende Schlußszene dürfte in der dramatischen Literatur wenige ihresgleichen haben. Meisterhaft ist die psychologische Entwicklung von Anfang an auf dies Ende hin angelegt, sind die steigenden und retardierenden Momente gesammelt und angeordnet, sind die tragisch sich kreuzenden Linien des äußerlich scheinbar steigenden Glückes mit dem innern Sinken der Psyche bis zum unentrinnbaren Todeslos festgehalten und ist die selig einfache Apotheose des entsühnten Herzens am Ende ausgedrückt.

Adolf Freys „Beat Herport" ist nur in einer ersten Fassung aufgezeichnet und zu Ende geführt worden. Andere Aufgaben traten vor seine Seele, und die rührenden Schatten der beiden Liebenden verblaßten im Drang seiner Tage. Während er nach fast zwei Jahrzehnten die Stimmung für ihre letzte Ausgestaltung erharrte, läutete die Glocke seine eigenen letzten Stundenschläge.

* *
*

Erni Winkelried

Motto: So tief schläft keine Wildnis unsrer Berge,
Sie hebt ihr Haupt und lauscht auf seinen Namen;
So arm ist keine Stätte unsrer Heimat,
Sie prangt in ihrer Blöße mit dem goldnen
Geschmeide seiner unvergessnen Tat.
(V. Akt.)

Beat Herport wurde in der kurzen Zeit eines Vierteljahres zum Abschluß gebracht, wobei die historischen Vorstudien miteinzurechnen sind. Als der Dichter die Feder an dieses Werk setzte, hatte er sehr wahrscheinlich die größte seiner dramatischen Schöpfungen im ersten Wurf schon vollendet, seinen Erni Winkelried, der aber zu Drucklegung und erster Aufführung erst drei Jahre später, 1893, gelangte. Den Gedanken und einen vorläufigen Plan hatte schon der Leipziger Student 1879 „im Kopfe fertig". Die ersten Vorstudien zu dem spätern Werk, das wohl mit jenem frühen Erwägen des Stoffes nicht mehr viel gemeinsam hatte, lassen sich 1885 feststellen; 1886 (am 13. Mai) schrieb er der Frau, er habe mit seinen Brüdern abgeredet, „bei schönem Wetter Sonntags über acht Tage nach Sempach auf das Schlachtfeld zu gehen. Mich

interessiren verschiedene militärische Details, über die ich vielleicht schreiben werde." Das Vorhaben blieb unausgeführt, aber wo es damit hinaus wollte, war leicht zu vermuten, da Adolf schon den ganzen Monat mit Winkelriedstudien beschäftigt war. 1889 wurde ein neuer Anlauf genommen, und am 22. Oktober stand die erste Fassung der Tragödie auf dem Papier: „Adolf," erzählte seine Frau unter diesem Datum ihren Eltern, „hat letzte Woche eine große und nach Emils und meinem Urteil großartig schöne dramatische Arbeit (c. 2000 Verse) in der unglaublich kurzen Zeit von zwei Monaten vollendet ... und will sie nun diesen Winter noch ausfeilen." Das im ersten Entwurf fertiggestellte Werk wanderte zuerst zu den Brüdern: „er kommt mir in der Erinnerung stets schöner vor" ... „ich habe ihn schon zweimal gelesen und mir dieses und jenes angemerkt ... Vieles, sehr vieles ist gewaltig und prächtig," meinte Emil, und auch Alfred „will ihn durchaus nicht aus den Tatzen geben, bevor er ihn fertig studirt hat[213])." Dann gelangte das Manuskript unter die Augen Meyers, der es an einem Sonntagnachmittag in einem Zug las und dessen erster Eindruck „ein sehr guter und für den Erfolg hoffnungsvoller war." Aber die Brüder wie der Kilchberger Dichter verschlossen sich den ungeheuren Schwierigkeiten des Stoffes nicht. Nicht umsonst schrieb Meyer (7. III. 90): „In Ihren Winkelried habe ich wieder eingeblickt, weiß aber wenig Rat."

Um sich die Lage des Dichters gegenüber „der Starrheit des Stoffes", wie er sich einmal ausdrückte, zu vergegenwärtigen, ist zu erwägen: 1. Daß die Tradition über die Persönlichkeit Winkelrieds fast nichts hergab: ein „getriuwer" (getreuer) Mann, der sich in die feindlichen Speere wirft, um den Seinen eine Gasse zu machen, mit den Worten: „Sorgt für mein Weib und meine Kinder." Die allgemeine Anschauung ließ diesen getriuwen Mann einen einfachen Bauer sein, obwohl eine Quelle von einem „ritterlichen" Winkelried berichtet. 2. Gestalt und Worte aber waren durch Jahrhunderte verehrt, geheiligt, hieratisch geworden; es war an diesen wenigen, aber fest in das Volksbewußtsein übergegangenen Zügen schwer zu rühren. Vor allem aber nicht an der Reinheit seines grauenvollen sichern Opfertodes. Frey hat daran nicht gerührt. Aber so sehr die impulsive Tat dem dramatischen Kunstwerk entgegenzukommen schien, ein entwicklungsfähiger dramatischer Stoff war damit nicht gewonnen. Dafür mußte der Held individualisiert, es mußte aus seiner Individualität ein tragischer Konflikt, aus dem Konflikt eine tragische Handlung hervorgehen. Wie sollte Winkelrieds Persönlichkeit

rückwärts aus seiner Tat erschlossen werden, die Tat, die momentan aus einer nicht vorauszusehenden Situation entsprang, aus einem tragischen Konflikt hervorgehen? Und wie sollte aus dem gegebenen historischen Geschehen die tragische Handlung erwachsen, wenn der Held so übernommen werden sollte, wie ihn Tradition und Volksbewußtsein bot, in mythischer Unbestimmtheit bot?

Diese Aufgabe war unlösbar, und wenn Jemand, so wußte der Dichter, daß sie unlösbar war und immer bleiben mußte. Aber war nicht ein anderes möglich? Sollte es nicht dem Dichter zustehen, in dem weiten Rahmen einer großangelegten Bühnenhandlung jene gewaltige Zeit und ihren gewaltigen Helden plastisch zu gestalten, ihn aus der schemenhaften Tradition zu lösen, zu Leben und Menschsein gestaltend emporzuheben? Sollte er aber im Rahmen einer so historischen Zeit, wie die Leopolds und der Burgunderkriege ist, dramatisch dargestellt werden, so mußte er zu einer in die historische Zeit sich einfügenden historischen Persönlichkeit werden und es konnte nicht dabei sein Bewenden haben, daß am Schluß einer, der bis dahin irgendeiner gewesen war, sich in die Speere stürzte. Dabei war nicht zu vergessen, daß Schillers Tell schon geschrieben, der einfache Volksheld schon geschaffen war. Mußte eine Analogie also sorgfältig vermieden werden, so konnte sich Frey andererseits hinsichtlich der nicht im herkömmlichen Sinn dramatischen Handlung gerade auf den Schillerischen Tell berufen.

Die Fabel, wie sie Frey endgültig für den Druck gestaltete, ist die folgende: I. Akt. Herzog Leopold liegt, eine Entscheidungsschlacht mit den in Zürich liegenden Kontingenten der Eidgenossen erwartend, in dem nahen Wettingen, unschlüssig und von schweren Ahnungen gehemmt, denn der Mann, der früher zehn Jahre bei ihm diente, ihm einmal das Leben rettete, dem er aber seine Treue übel vergalt, Erni Winkelried, steht drüben bei seinen Landsleuten, den Unterwaldnern. An ihn glaubt der abergläubische, von einem Traum gebannte Herzog sein Schicksal gebunden: er will und muß ihn wieder zu sich herüber ziehen. Vergeblich suchen ihm sein Hofnarr Heini und sein Rat Wernher Schenk die Sache auszureden. Endlich — nach zweimaliger Aufforderung — läßt sich Winkelried durch eine falsche Botschaft des Herzogs, die ein Wiedersehen mit einer früher von Winkelried geliebten Frau verspricht, ins Lager locken. Aber Winkelried bleibt fest: er gehört den Seinen, der Heimat, und der Herzog muß ihn lassen: „Sehn wir uns noch einmal — zum letztenmal — dann knüpft die Schlacht um uns den Eisengürtel, dann

suchen wir statt Freundschaft Haß und Mord, Stirn gegen Stirne mit dem blut'gen Schrecknis, das uns verhängt ist." Das Wiedersehen mit Richilde, der früher geliebten, die der Herzog einem seiner Ergebenen vermählte, die aber, wie Winkelried auch, nun frei ist, läßt längst verloren geglaubtes Glück wieder aufleben — „O wie viel Träume, lieblich schimmernd, windet die Hoffnung nun um ihre lichte Spindel!"

II. Akt. Das Lager in Zürich. Derbe Volksszenen schildern die Situation; Winkelried kommt mit einem Gefährten, seine kriegerischen und menschlichen Eigenschaften, Einsicht und Charakter enthüllen sich — er wird und muß im Rat darnach handeln und reden. Sein Gegner, der verräterische Klaus von Matt, wiegelt die Bürger auf. Sein erster Zusammenstoß mit Winkelried. Richilde, in ihrer Burg bedroht, kommt fliehend nach Zürich. Der zu einem Sterbenden eilende Pfarrer traut sie mit Winkelried. Volksszenen dazwischen.

III. Akt. Die große Ratsszene der Züricher und Unterwaldner. Es handelt sich darum, ob und wo mit Leopold geschlagen werden soll, ob der Angriff des Herzogs auf Zürich abgewartet, oder ob dem vielleicht in kürzester Zeit bedrohten, widerstandsunfähigen Luzern zu Hilfe gezogen und dem Herzog auf von den Eidgenossen gewählter Walstatt die Schlacht geboten werden soll. In der meisterlich entwickelten Diskussion wirft Winkelried zuerst die Rechtsfrage auf — der Krieg mit dem Herzog ward durch einen Vertragsbruch der Luzerner vom Zaun gerissen — und rät zum Vergleich; als er nicht durchdringt und die Mehrheit nach „Krieg! und aber Krieg!" schreit, fügt er sich, obwohl er weiß, daß aus dem „mörderischen Strudel ... ein letzter Kampf auftauchen muß von solchem Maß der ungefügen Glieder, daß Streit und Fehden, die ich focht, Säuglinge sind vor seiner Mannbarkeit." Seine Stimme entscheidet für den Zug nach Luzern. Der Scheidetrunk kreist in der Runde der Ratschlagenden, von jedem mit einem Spruch begleitet, die draußen harrenden Streitgenossen werden aufgeboten und unter den Hornrufen des Uristiers und der Losung „Nieder mit Österreich!" wird aufgebrochen.

IV. Akt. Österreichisches Lager. Die Eidgenossen haben den Herzog vor Sempach zur Entscheidungsschlacht gestellt. Die Stimmung Leopolds ist voll schlimmer Ahnungen, aber zurück kann und will er nicht: ... „Wo mancher fromme Biedermann, So mancher Graf, Herr, Ritter, Edelknecht Sein Leben um das meine wagt, verlangt Mein Herz, daß ich für sie das meine wage. Ja, kämpfen will ich samt den Meinen auf dem Meinen für das Meine ritterlich! Denn höher acht ichs, unter Ehren

sterben, als mit gebrochner Ehr auf Erden leben!" Dann die Würfelszene: die übermütigen bramarbasierenden Ritter unter Leopold würfeln Leben oder Tod aus; einer um den andern verspielt, auf der endenden Szene lastet ahnungsvolles Todesgrauen.

V. Akt. Lager der Eidgenossen. Szene mit Klaus von Matt wegen der ausbleibenden Berner. Beratung der Führer über Angriff oder Verteidigung. Winkelried rät zu warten — im Stechhelm und Eisenwams erschlafft der zum Fußkampf genötigte Ritter: wartet wenigstens, bis ihr Angriff auf zerklüftetem Boden anlangt, wo sich Lücken in ihren Reihen auftun müssen. Vergeblich, er wird überstimmt: „Sturm und Schlacht!" Der Angriff wird geordnet, die Schweizer beten und streuen Erde über ihre Häupter[214]). Nach dem zweiten Sturm der Ritter müssen sie weichen, ihre Führer fallen. In höchster Todesnot reift Winkelrieds Entschluß und wird Tat. Sieg der Eidgenossen und Apotheose.

In grandiosen, monumentalen Szenen hat Adolf Frey den überreichen schwierigen Stoff knapp gemeistert. Wie er das dramatisch so fruchtbare Verhältnis Winkelrieds zu Herzog Leopold exponierend begründet und entwickelt, wie er in ihrer Unterredung die prachtvoll kontrastierenden Charaktere schlagend herausarbeitet, wie das unheimlich Schicksalsmäßige von Anfang an seinen Schatten über die beiden breitet, das gelingt nur einem Dichter von der Tiefe und Gestaltungskraft Adolf Freys. Von einfacher inniger Schönheit ist dann die große Liebesszene mit Richilde, in der aus vergangener Sehnsucht und Erinnerung ein holdes Glück sich schüchtern hervorwagt und auf die drohende schwarze Zukunft einen letzten verklärenden Sonnenstrahl wirft. Dazwischen die unheimlich ahnungsvollen Späße des Narren. Von starker Wirkung darauf nach den rührenden Eindrücken dieses ersten die Realistik des zweiten Aktes mit ihrer kräftigen, echten Volkstümlichkeit, den kontrastierenden, plastisch herausgetriebenen Typen der Zürcher und der Ländler, dem feinzugespitzten Gegensatz zwischen Winkelried und Klaus von Matt. Die Richilde- und Trauungsepisoden mischen lichte Farben und Stimmung in die kriegerische Atmosphäre, und erhebend schließt der Akt mit der ergriffenen, ernsten Rede des Pfarrers und dem frommen Gesang des Volkes. Wie im „Bundesschwur" der Festspiele, und noch stärker, gestaltet den freskanten dritten Akt Freys hervorragende Fähigkeit der Charakteristik und Architektonik: wie nach der würdevollen Eröffnungsrede des Schultheißen zu aller unangenehmer Überraschung Winkelried die Rechts- und Vergleichsfrage aufwirft, wie das Duell mit dem höhnen-

den von Matt sich abspielt, wie die Stimmung zu lodern beginnt, Gründe und Gegengründe gegeneinander kämpfen, bis sich die Fuge der streitenden Stimmen zu dem machtvollen Schlußpunkt erhebt: „Krieg sei die Mahnung! Krieg! und aber Krieg!"; wie dann die Beratung in der Erwägung des nächsten Beginnens wiederum anschwillt bis zu dem stürmischen Aufbruch, wie elektrische Spannung den ganzen Akt durchzittert — hier ist Größe, Dialektik der Leidenschaft, die Gewalt eines über Leben und Tod entscheidenden Entschlusses, und es ist, als ob die Geschichte selbst hier gedichtet hätte, wie in Schillers Tell, wie im Demetrius. Und wie verstärkt es die Stimmung des Zuhörers, daß er weiß: der hier zu Recht und Besonnenheit rät, er wird der sein, der durch seinen heldenhaften Tod Unrecht und Unheil wenden wird. So ist das Geschehen auch dieses Aktes von der schweren Tragik des Kommenden durchtränkt. Im vierten Akt enthüllt sich diese schicksalmäßige Tragik auf der Gegenseite, im österreichischen Lager, und auch hier steigt die Dämonie eines unentrinnbaren tragischen Verhängnisses von Stunde zu Stunde sichtbarer herauf, — und sie ersteht aus der Seele des Gegenspielers, Leopolds. Es ist ein genialer Zug des Dichters, daß wie auf der einen Seite Winkelried, so auf der andern auch Leopold unter dem Gewicht der reifenden Entscheidung über sich hinauswächst, einem Geschick entgegen, dessen drohendes Antlitz er wohl erkennt: „Jetzt stören sie mich auf und drücken mir die ungewollte Feldschlacht in die Faust. Ich packe sie, wiewohl die Wahl des Feldes die Kräfte meines Ritterheers zerbröckelt! ... Sie müssen an den Tanz und ich muß auch! Doch welcher wagt den ersten Sprung? So lauern wir einer auf des andern ersten Tritt! O dürften wir doch Herz und Kraft ausschütten und übers Blachfeld rasen, Tod und Wunden Verachtend und das Ende nicht bedenkend!" Erschütternd, wie dann das Satyrspiel des ritterlichen Übermuts in der Würfelszene in die Schauer des nahen Endes ausmündet. Tiefer ist Todesahnung und Todesmut vor blutiger Mannschlacht wohl von keinem Dichter geschildert worden als in dieser ganzen Schöpfung Adolf Freys. Wie Stimmung und Wirkung noch im fünften Akt gesteigert werden konnten bis zur Opfertat, ist nicht geringerer Meisterschaft entsprungen. Hier mußte strenge Realistik eintreten: die ehernen Tatsachen hatten zu reden, die Schätzung des Gegners, die Erwägung der Chancen Zug um Zug, der übereilte Entschluß zum Sturm, die errettende Tat.

Diese vor allem vertrug keine lange Rede, keine Stilisierung, keine Rhetorik. Dennoch hat es der Dichter zu zeigen verstanden, wie sie sich,

aus Einsicht und Opfermut geboren, in der Seele des Helden vorbereitet. Nur mit einem kurzen Blick auf Glück und Leben stirbt Winkelried. Es war auch vollbewußte Künstlerschaft, die den Dichter darauf verzichten ließ, den Gang der Dinge auf der österreichischen Seite, etwa Angriff und Tod Leopolds zu zeigen: die atemraubende Spannung bei den in Todesnot getriebenen Eidgenossen durfte nicht einen Moment unterbrochen werden, Leopold durfte neben Winkelried nicht mehr hervortreten, und nur die Leichen beider am Schluß symbolisieren noch einmal ihr doppeltes Geschick. — „In der Stunde seines Opfertodes," so bespricht Widmann in den drei Feuilletons des ‚Bund' zum zweitenmal Winkelrieds Tod, „grüßt Winkelried mit diesen wenigen Worten sein versinkendes Glück:

„Wenn's sein soll, sei's! So lisch denn aus, du Licht
Des Lebens! Holder Traum des Glücks, fahr wohl!
(Dann zu den andern:)
Vielleicht gelingt's mir — Speere so zu fassen —
Und mit des Leibes Last hinabzudrücken —
Daß einen Augenblick — die scharfen Spitzen —
Euch nicht mehr treffen können. Dann hinein!
Rückt eng zusammen! Bleibt mir auf den Fersen! —
Ihr werdet wohl gefristet! Ich muß sterben!
Herr Gott, Allmächt'ger, hilf mir! Es muß sein!

Wer da nicht in den Augen ein Brennen spürt, für den freilich schreiben Dichter umsonst. Hier dürfte auch die Frage verstummen, ob denn Winkelried ein tragischer Held sei, da ihm die tragische Schuld fehle." — Und er wies nicht nur hier, sondern in einem besonderen Artikel des Sonntagsblattes auf das Veraltete, Unfruchtbare und Unhaltbare des Schuldbegriffes dieser „tragischen Schuld" hin.

In der Tradition hat Winkelried keine Schuld. Konnte ihn der Dichter schuldig werden lassen?

Am 30. August 1890 berichtete Frey nach Kilchberg: „Ich habe in der letzten Zeit wieder ziemlich an Winkelried gearbeitet, der allmählig ein irdisches Gesicht gewinnt; mischen kann man in der Figur des Helden freilich nicht nach erwünschter Weise."

„Ein irdisches Gesicht" wollte er ihm gewinnen. Das geschah durch das Verhältnis zu Leopold, zu den Volksgenossen, durch seine privaten Verhältnisse — Richilde. Der historische Anschluß schweizerischer Edelleute an Leopold und sein überlieferter Charakter erlaubten — abgesehen von dem Dichterrecht auf freie Erfindung — Winkelrieds besondere Stellung zum Herzog; daß er zu diesem überhaupt ins Verhältnis ge-

setzt wurde, war unabweisbares dramatisches Erfordernis, da die beiden sich als Spieler und Gegenspieler gegenüberzutreten hatten. So wird der entschlossene, einsichtige, ritterbürtige, zuverlässige Schweizer für den schwankenden, abergläubischen, an mystischen Zufällen hängenden Herzog Schicksalsfigur. Aber er ist zugleich Symbol des Volkes, das der Herzog darniederzuwerfen gedenkt: wie der mannhafte Genius der Schweiz selbst beschreitet Winkelried den Plan. Er bewahrt so etwas von dem Naturhaften, ungebrochen Ursprünglichen, wie es eine Winkelriedstat erfordert. Aber sollte er der überlegene Führer in Rat und Schlacht sein, so mußte er auch sozial gehoben werden. Auch das erlaubten die historischen Zustände, die dem freien Bauern eine dem niedern Adel sich angleichende Stellung gaben; auch nennt eine Quelle, wie schon bemerkt, einen ritterbürtigen Winkelried. Es war nun wohl eine schwerste, bewunderungswürdig gelöste Aufgabe, in dem Wesen des Helden die Elemente zu mischen: ursprüngliche, fast kindliche Einfachheit mit Klugheit, todesmutige Tapferkeit mit Besonnenheit, Herzenswärme mit unbestechlicher Schroffheit, und daraus den lebenswarmen Menschen zu bilden. Aber eines durfte der Dichter dem „guten Helden", wie ihn Meyer nannte, nicht geben: Schuld. Darauf bezieht sich die Klage. „Mischen kann man in der Figur des Helden nicht"; seine verhaltene und doch übermächtige Leidenschaft durfte nur die Heimatliebe sein, und so fielen die dramatischen Hebel der Sophistik und der Irrgänge der Leidenschaft für Winkelried aus dem Spiel: es entstand jene Mischung rührender Menschlichkeit mit Heldentum, wie sie den homerischen Helden eignet. Den Ersatz für diesen Ausfall an Sophistik hat der Dichter in der Gestalt des Klaus von Matt gegeben. Allerdings — und Frey kannte ihn wohl — es hätte einen naheliegenden Weg gegeben, leidenschaftgetränkte Sophistik und nachfolgende Schuld Winkelried selbst zu verleihen. Die Exposition deutet diesen Weg an: ein einziger Schritt des aufrechten Mannes nach der österreichischen Seite hin, es brauchte noch lange kein Verrat, nur Enthaltung von Rat und Kampf auf der Seite der Eidgenossen zu sein. Die weitere Entwicklung hätte sich von selbst ergeben: die Schweizer hätten den gleichen Fehler des verschmähten Vergleichs und verfrühten Ansturms gemacht, Winkelried wäre im letzten Augenblick vor ihre vorderste Reihe gestürzt und hätte die Schuld seines Schwankens mit dem Tod gebüßt. Eine höchst einfache Sache, und für einen Dramatiker geringeren Kalibers fast selbstverständlich! Eine richtige „tragische Schuldtragödie"! und Schultragödie.

Für Adolf Frey war diese Lösung unmöglich und zu billig. Er durfte die hohe Gestalt des Heros, der das Höchste im Geist seines Vaterlandes verkörperte, nicht auf das kleine Maß eines vorsichtigen, schwachen Anbequemlings herabdrücken, und höher als das schulmäßige Aufeinanderklappen von Schuld und Sühne stand ihm die Größe wahren Heldentums und die rätselhafte Tiefe eines menschlichen Geschickes, das tragisch war, weil es groß war.

Wieviel die Seele des Helden von der eigenen des Dichters empfangen hatte, das empfand eine dichterisches Schaffen mit tiefem Verständnis nachfühlende Frau, Betsy Meyer, die Schwester Conrad Ferdinands, der Frey sein Werk gesandt hatte. „Ich bin Ihnen viel Dank schuldig, besonders für den ‚Winkelried‘," schrieb sie am 31. Mai 93, „den ich wiederholt las, und der mir gewiß viel mehr Freude gemacht hat, als Sie ahnen können. Die schöne einfache Poesie darin tut mir wohl, die Abwesenheit jeder hohlen Rhetorik ... Ihr Winkelried hat mich ergriffen in seiner Einfachheit. Stellen Sie nicht in ihm das Martyrium jedes braven Mannes dar, dessen Einsicht über den Leidenschaften der Menge steht, der Menge seiner Brüder, deren Fehler und blinde Mißgriffe er sühnen muß. Mir ist, jeder Mensch, der das Leben erfuhr, müßte solche Tragik verstehen! Wenn Sie in meines Bruders ‚Heiligem‘ einige Fasern seines eigenen Selbst entdeckt zu haben glauben, so darf ich wohl bekennen, daß mich in Ihrem Winkelried der und jener Zug an Ihre eigene Art erinnerte. Natürlich! Sonst hätten Sie ihn nicht so geschrieben!'" Und Frey erwiderte (4. Juni): „Was Sie über Winkelried schreiben, freute mich über die Maßen, weil es so sehr tief geht und auf den Lebensnerv der Sache geht. Sie glauben nicht, wie Neid, ja Haß über mich herfielen; nun freilich fangen die andern Saiten auch zu klingen an." —

Er hat alles getan, um dieses von Akt zu Akt gigantisch herauswachsende Tragische ganz aus dem Stoff herauszuholen. Er ging allen Möglichkeiten der historischen Situation nach, in die er einhaken konnte, er fugte alle Berechnungen der Handlung aufs sorgfältigste ineinander. Weder das kann hier im einzelnen auseinandergelegt werden, noch, wie tief, eine Fülle lebendiger Gestalten bildend, er in der Charakteristik griff, wie erschütternd die Gefühlsmomente gepackt, wie verklärt der Lyrismus einzelner Szenen ist, wie seine Dichtersprache erglänzte und der Schöpfung die weihevollen Gaben verlieh. —

* * *

Ein Rückblick auf vorhergegangene Winkelriedliteratur erübrigt sich. Daß — ein Kuriosum! — es auch eine Oper „Winkelried" gab, erfuhr Frey durch C. F. Meyer: (8. Juni 1891) „Hier empfangen Sie (im Scherze, versteht sich) eine Fabel zum Winkelried." Es war im Ausschnitt einer welschen Zeitung die Inhaltsangabe des blöden Librettos[214]).

Nur für eine Szene fand der Dichter einen literarischen Anhaltspunkt: durch die Notiz der Literaturgeschichte, Heinrich v. Kleist habe während seines Schweizer Aufenthaltes einen „Herzog Leopold" entworfen, worin am Vorabend der Schlacht die Ritter das Schlachtenglück auswürfelten und alle schwarz warfen. So erinnerte sich Kleists Freund, Pfuel[215]).

Zwei bis dreimal wurde das Drama umgearbeitet. Diese Umarbeitungen bestanden vorwiegend in Änderungen der Szenenfolge und in der Behandlung des Richildenmotivs.

Es ist kein günstiges Prognostikon für einen dramatischen Vorwurf, wenn eine Versetzung der Szenen möglich ist; hier lag diese Möglichkeit von vornherein im Stoff und bildete nicht die kleinste Schwierigkeit. Man konnte auf der österreichischen, aber ebensogut — anscheinend — auf der eidgenössischen Seite anfangen: fest stand nur der letzte Akt; es konnte zuerst die allgemeine Lage (Ratsszene) oder das persönliche Moment (Winkelried-Leopold) angefaßt werden. Nur, und das gelang vor allem, mußte Winkelrieds Charakter so entwickelt sein, daß der Endausgang daraus hervorging. Darauf ruhte das Organische der ganzen Fabel. Frey hat auch wirklich einmal die Ratsszene, ein anderes Mal die Würfelszene an den Beginn gestellt: dadurch rückten die Werbeszene Leopolds und die Richildenszenen unmittelbar vor den letzten Akt, von dem sie besonders stark leuchtende Kontrastfarbe empfingen. Weniger besagte es, daß er den ersten Akt einmal als Vorspiel zu behandeln beschloß[216]). Schließlich siegte die Rücksicht auf organische Entwicklung über jede andere und entschied für die im Druck niedergelegte Gestaltung.

Richilde (zuerst „Anna v. Baldenegg") trat zuerst als Beauftragte des Herzogs auf mit allen den werbenden Argumenten, womit dann der Herzog selbst Winkelried zurückzugewinnen sucht; ein kluges, geschicktes, tapferes Weib, war sie anfangs als die Jugendgeliebte vor Winkelrieds noch bestehender Ehe gedacht, mit der ihn nur noch leidenschaftslose Erinnerung verbindet. Dann nahm ihr Frey die Aufträge des Herzogs ab und entschloß sich unter der Voraussetzung, daß beider Gatten tot sind, zu der Liebesszene und Trauung: er konnte Richilde nun einfacher, inniger, weiblicher, das Zusammentreffen wärmer und reicher gestalten und

ein neues Moment des Tragischen gewinnen. Verloren ging dabei ein sehr schöner, stimmungsvoller Anfangsmonolog Richildens. Dafür wurde Leopold nun differenzierter, menschlich verständlicher, schicksalsmäßiger[217]).

Schon am 24. September 1890 befand sich die erste Niederschrift in den Händen des Verlegers Huber (Frauenfeld), der prinzipiell zusagte, aber nicht für das laufende Jahr. Eine wechselvolle Korrespondenz mit ihm zog sich über die nächsten zwei Jahre hin, da Huber dem Drama ebensoviel Sorgen als Interesse entgegenbrachte und überdies durch längere Krankheit gehemmt war. Endlich, gegen Jahresschluß 1892, lagen die ersten Druckexemplare vor. Aber der Verkauf mußte vorerst gesperrt bleiben. Das ging von dem Direktor des Züricher Stadttheaters, Schroetter, aus, der das Stück zur Einsicht verlangt hatte und am 14. Dezember telegraphisch zur Aufführung annahm. Über den Termin war vorerst nichts zu erfahren, denn Schroetter erkrankte mit Jahresanfang auf Monate, und die vorbereitenden Textbereinigungen mußten anstatt mit ihm mit dem Regisseur vorgenommen werden. Durch Schulpflicht und eigenes Unwohlsein verhindert, ließ sich der Dichter dabei durch seine Frau vertreten, die sich in den meisten Fällen dem unerbittlichen Rotstift des Praktikers wohl oder übel fügen mußte. Beide Gatten ahnten Unheil, und resigniert schrieb Adolf in das Geburtstagsexemplar seiner Frau die Zeilen:

„Mit gutem Helden hast du viel gelitten,
Und alle seine Kämpfe mitgestritten.
Nun geh's ihm, wie es will,
Wir halten tapfer still!"

Auf den 16. März wurde endlich eine erste — und einzige — Leseprobe angesetzt.

Unterdessen regte es sich in der Presse. Widmann hatte dem Dichter seine Bewunderung schon brieflich ausgesprochen: ... „Mit tiefer Bewegung las ich den ersten Akt. Das ist herrliche Poesie, die mir das Wasser in die Augen treibt. Diese Unterredung Richildens mit ihm! Auch schon vorher die des Herzogs. Alles so fest wurzelnd in vernünftiger Möglichkeit und dann so hochgewachsen in den Aether der reinsten Poesie! Ihr Werk beglückt mich." Nun ließ er sich am 25. März in einer ersten Vorbesprechung im „Bund" vernehmen: ... „Auf alle Fälle — möge der äußere Theatererfolg ein mehr oder weniger glänzender sein — ist schon jetzt mit aller Bestimmtheit zu behaupten, daß durch Freys ‚Winkel-

ried' der deutschen Literatur und vor allem dem schweizerischen Vaterlande eine Dichtung hoher edler Poesie beschеert worden ist ... daß sie ... für unser Land und Volk geradezu ein Ereignis bedeutet ... sie ergreift das Herz durch die wahrhaft heilige Tragik, die Winkelrieds Gestalt begleitet, aufs tiefste. Wer die alten Helden eines schlichten tapfern Volkes ehrt und liebt, hat es wohl nicht gern, daß an ihnen die Phantasie eines Poeten herumdeutle und dichte ... Aber diese bei uns sehr starke Empfindung ... ist durch Freys ergreifende, rührende Erfindung überwunden worden ... schon kann sich die Phantasie von dieser letztern nicht mehr entwöhnen ... Hier kann das zweite große schweizerische Nationaldrama uns zuteil werden. Und hätte einen Schweizer zum Verfasser!" ... Auch die Neue Zürcher Zeitung und andere Blätter wiesen auf die bevorstehende Aufführung als ein patriotisches Ereignis hin.

Aber noch war über den Zeitpunkt desselben weder dem Dichter noch sonst jemand etwas näheres bekannt. Als der Frühling und mit den Ferien die Möglichkeit einer Erholung heranrückte, begab sich Adolf nach Ragaz. Aufregungen und Schwierigkeiten aller Art hatten seinen Nerven zugesetzt, er litt an den Nachwehen der Grippe und an einer drohenden Gesichtsrose; an der Züricher Theaterangelegenheit sich schiebend und drängend abzumühen, hatte er keine Lust, sah auch die Vergeblichkeit solchen Tuns voraus. Endlich, am 21. April, ward die erste Vorstellung auf den 3. Mai angesetzt. Von Proben verlautete nichts: „So," schrieb Adolf an seine Frau, „jetzt wird Dir ein Stein herunter sein, weil Du endlich weißt, wann der Winkelried steigen wird. Ich mache principiell aber nichts mehr an der Sache, ehe sie mir die Proben ansagen." Diese Proben bestanden für das große, auf sorgfältige Einstudierung angewiesene Stück, zu dem eine Menge Volks außer dem Schauspiel- und Opernpersonal beizuziehen war (u. a. wirkte auch der Verein der Innerschweizer mit), und das ein Ereignis bedeutete, die Proben bestanden aus ganzen zweien, einer Sprechprobe und, zwei Tage vor der Aufführung, einer einzigen Spielprobe. Die Aufführung fiel denn auch dementsprechend aus, und Hervorruf und Lorbeerkränze konnten den Dichter für die unbefriedigende Wiedergabe seines Werkes nicht entschädigen. In den drei schon erwähnten Feuilletons des „Bund"[218]) hatte Widmann einige treffliche, aber unbeachtet gebliebene Winke für die Aufführung gegeben, der er, in der Abreise nach Sizilien mit Brahms begriffen, nicht beiwohnen konnte. Er schloß seine Ausführungen mit den Worten: „So ist Freys ‚Winkelried' beschaffen; bis auf diesen Tag das

unvergleichlich beste Werk eines schweizerischen Dramatikers über einen nationalen Stoff. Dieses historische Trauerspiel wird Epoche machen in unsrer Literatur wie auch in unserm nationalen Leben, soweit letzteres aus Poesie und Kunst Nahrung saugt." Und trotz aller Mängel der Aufführung war die Wirkung, besonders des letzten Aktes, auch im Zuschauerraum ergreifend. „Eine volle dramatische Wirkung," berichtete J. C. Heer in der ‚Neuen Zürcher Zeitung', „erzielte die Schlachtszene des fünften Aktes. Eine Menge Volk war aufgeboten, Handlung und Leben auf der Bühne, Spannung im Zuschauerraum, und als in der Apotheose Richilde sich in ergreifend natürlichem Spiel über die Leiche Winkelrieds warf, als Gilg v. Engiberg über dem Toten sprach: „So tief schläft keine Wildnis unsrer Berge, Sie hebt ihr Haupt und lauscht auf seinen Namen" usw., als der Bannerwald niederwehte, da war in jedem Herzen jene zitternde Unruhe, jene tiefe Bewegung, in der der Mensch sich demütigt vor der seelenbezwingenden Kraft der Kunst." Eine vortreffliche Darlegung der historischen Bedingungen des Werkes brachte eine längere Arbeit von Suter in der Schweiz. Rundschau (1893, Nr. 10 und 11). Die übelwollende Opposition hing sich vor allem an die Abweichungen Freys von der Tradition, insbesondere an das Verhältnis Winkelrieds zu Richilde, das als eine Art Sakrilegium behandelt wurde.

Daneben war auch manches Blatt, worin neben begeisterter Anerkennung der poetischen Vorzüge der Herr Redaktor oder sonst jemand das, was er in der Schule über tragische Schuld gelernt hatte, zum besten gab, sodaß der aus Italien zurückgekehrte Widmann in seiner bereits erwähnten Abhandlung[219]) auf Romeo und Julie, auf Kabale und Liebe, auf Maria Stuart u. a. verwies, während ein einsichtiger Feuilletonist des „Aargauer Tagblattes" mit König Lear nicht minder schlagend exemplifizierte. Aber neben den im Grunde nicht schlimmgemeinten Belehrungen der Gescheiten im Lande wurden dem Dichter auch persönliche Verunglimpfungen und anonyme Briefe zuteil. „Halten Sie über all diesem Schlamm nur den Kopf hoch. Außer den nicht ganz glücklich angebrachten Volksliedern ist im Winkelried alles von edler Schönheit und ergreifender Tragik. Es ist ganz gut, daß es noch nicht jedem Esel gefällt," mahnte Widmann (20. V. 93), und Spitteler frug, ob die zwar nicht ungünstige, aber auch nicht nach Wunsch allgemein freudige Aufnahme Winkelrieds Freys künftiges Schaffen beeinflussen werde.

Adolf Frey ging seinen Weg ruhig weiter zu seiner nächsten Arbeit. Er kannte den Wert seiner Schöpfung. Diese ist nicht mehr über die

Bretter gegangen; ob ihr eine zum Mythus anders eingestellte Zeit, die neben dem typischen einen individualisierten Winkelried, nach dem äschyleischen einen sophokleischen, zu würdigen vermöchte, ihr den Pfad dahin ebnen wird? Wie dem auch sei, an dem hohen dichterischen Wert wird kein Zeitgeschmack ändern, und seine aus der Tiefe seelischen Erlebens, aus Not und Sieg seines Volkes herausdringenden mannhaften und herzbewegenden Stimmen werden nicht wieder verhallen.

XVI

Der Kritiker Scheffelbriefe

Motto: So ging's mir oft, wie oft mit Büchern!
Ein neuer Name und die Zauberlichter,
Im Marktgelärm von des Geschmackes Schutzherrn
Aus Blendlaternen hurtig aufgesprüht,
Und, ach, der Wunsch, die Seele, die der Werktag
Verstaubt, am unbekannten Born zu letzen,
Berückte mich . . . . . .
. . . . . .
Mit brauthaft brünst'ger Wonne lang ich zu
Und pirsche ungestümlich durch die Blätter.
Ach, selten nur geschieht's, daß mir dabei
Der Mund nicht bitter wird....
(Aus „Des Geistes Ingesinde", Neue Gedichte, S. 68.)

Neid, Gift und Schadenfreude, soweit Freys Widersacher und Gegner ihnen nach der Winkelriedaufführung die Ventile öffnen zu dürfen glaubten, mochten sich bei manchem langeher angesammelt haben, der vielleicht einmal vor seinem kritischen Tribunal nicht zu seinem Recht gekommen zu sein vermeinte. Bücherbesprechung und Kritik waren dem Sohn des Journalisten Jakob Frey sozusagen schon unter die Sohlen seiner Kinderschuhe gelegt, und er hat von seinen ersten Studentenjahren an bis in die des akademischen Lehrers hinein mehr oder weniger des unerfreulichen Amtes gewaltet, immer bestrebt, sachlich gerecht, wo Gutes und Bestes vorlag, mit uneingeschränkter Anerkennung, gegen aufgeblasene Stümperei aber mit unbemäntelter Entschiedenheit vorzugehen, wobei die Rücksichtslosigkeit sehr oft noch mehr eine gegen sich selbst, d. h. gegen seine eigenen Interessen, als gegen den betreffenden Autor war. Von Anfang an standen ihm die Schaufenster nur erstklassiger Tageszeitungen und Zeitschriften zur Verfügung und, wo es sich nicht

um ganz Unbedeutendes handelte, das er später lieber der Feder seines Sekretariates zuschob, stand er mit seiner ganzen Unterschrift, selten nur mit bloßen Initialen ein, besonders seit ihm die Unannehmlichkeit einer Verwechslung wiederholt begegnet war. In der Schweiz waren für kritische und literarische Aufsätze seine Hauptstapelplätze die „Neue Zürcher Zeitung", der „Bund", die „Schweizerische Rundschau", die „Schweiz", „Wissen und Leben"; in Deutschland die „Deutsche Rundschau", „Deutsche Literaturzeitung", „Süddeutsche Monatshefte", „Vom Fels zum Meer", vereinzelter „Pan", „Deutsche Dichtung", „Kunst und Künstler". Viele dieser Arbeiten sind von ansehnlichem Umfang, fast alle reichen an Gehalt, Kunsteinsicht und Originalität der Ideen und der Formulierung über den Tag hinaus, so daß sie eine Sammlung in Buchform verlangen, besonders jene, die das Schaffen Meyers, Kellers, Spittelers, Widmanns von Etappe zu Etappe begleiten. Denn Adolf Frey liebte es, wenn er zu solchen Dingen die Feder ansetzte, etwas Rechtes und Substantielles unter den Händen zu haben[220]).

Die Verbindung mit der Neuen Zürcher Zeitung führte im Jahr 1884 zur Übernahme der Feuilletonredaktion für einige Monate. Am 4. Mai eröffnete ein Brief Emils die Aussicht auf dieses Amt, worüber am 9. Juni ein Vertrag abgeschlossen wurde, der Adolf verpflichtete, die Auswahl für den belletristischen Lesestoff zu treffen und die darauf bezügliche Korrespondenz zu führen; ebenso lag ihm Annahme und Verwerfung der Eingänge an Rezensionen u. dgl. ob. „Herr Frey," hieß es weiter, „kann auch zur Prüfung von Manuskripten fachwissenschaftlichen Inhaltes angehalten werden, sofern nicht Spezialkenntnisse, welche ihm abgehen, dazu erforderlich sind." Und einmal wöchentlich sollte er sich zur Besprechung auf der Redaktion in Zürich einfinden. Aber obwohl seine Frau die Hauptarbeit übernehmen konnte, so verleideten die Umständlichkeiten der Verständigung und die endlose Manuskriptenplage die Sache dem Ehepaar bald so, daß es lieber verzichtete und der Vertrag nicht erneuert wurde. Etwas anders lagen die Dinge, als 1892 Spitteler aus der Feuilletonredaktion der Neuen Zürcher Zeitung ausschied und an Frey die Aufforderung erging, seine Stelle zu übernehmen und als Redaktor nach Zürich überzusiedeln. Am 10. Februar wünschte sich Emil mit dem Bruder darüber zu besprechen: „Ich möchte," fügte er bei, „Dir nicht allzusehr zureden, obwohl es für mich persönlich der größte Gewinn wäre, Dich hier zu haben." Am 3. Juni meldete er die Entscheidung: „Wegen der Feuilletonredaktion hat das Comite Mitwoch

d. 25 Mai einmüthig den Beschluß gefaßt, Dir die Stelle anzutragen." Aber so schwer die Aussicht ins Gewicht fiel, in die Nähe der Brüder zu kommen und für die Tätigkeit an der Hochschule an Ort und Stelle zu sein, und so mancherlei Vorzüge die größern Verhältnisse Zürichs boten, mit der zielsichern Entschiedenheit, die seine äußere Lebensführung kennzeichnet, lehnte er ab. Es war vor allem der Gedanke, wie sehr störend und stimmungraubend eine redaktionelle Tätigkeit für den Dichter wäre, die ihn zurückhielt. Er wollte vorläufig lieber in dem stillern Aarau bleiben, bis sich anderer Rat fände.

Als ihm dann die Berufung an die Universität Zürich neue Aufgaben stellte, die eigene Produktion zugleich aber noch wuchs, dämmte er die Rezensentenarbeit immer mehr ein und gab sie allmählich außer für Ausnahmefälle persönlichen oder besondern sachlichen Interesses ganz auf. Um so mehr als er jetzt noch mehr als früher von privaten Anfragen Urteilsuchender, in seiner Stellung als Präsident des Vereins für Verbreitung guter Schriften und als Referent der Schweizerischen Schillerstiftung reichlich, überreichlich, veranlaßt war, sich kritisch auszugeben.

* * *

Als eine Arbeit ungefähr von dem Umfang, daß sie noch einer größern Zeitschrift hätte übergeben werden können, war eine Publikation gedacht, zu welcher dem Biographen und Herausgeber aus drei verschiedenen Richtungen Anregung erwuchs. Es waren „Briefe J. V. v. Scheffels an Schweizer Freunde". Abgesehen von dem allgemeinen Interesse des Poeten und Literarhistorikers an Scheffel, waren es die Beziehungen, welche die Scheffelsche Familie mit C. F. Meyers Elternhaus verbanden, es war ferner das Freundschaftsverhältnis des Karlsruher Dichters mit dem Aargauer Juristen und Dichter Dößekel, dem Freunde Jakob Freys, und schließlich die verwandtschaftlichen und verehrungsvollen Bande, welche den Verfasser des Ekkehard mit seiner Kusine Emma Heim[221]) verknüpften, die den Anlaß zu diesem kleinen Werk Adolf Freys abgaben. Das Verhältnis zum Meyerschen Hause hat er in der Biographie C. F. Meyers geschildert, die so ziemlich abgeschlossen war, als er noch diesen Apfel vom Baum seiner Meyerstudien herunterschüttelte. Über Dößekels Beziehungen zu Scheffel konnte die noch in Aarau lebende Tochter Marie Dößekel Material und Auskünfte beisteuern, und mit Frau Heim gab persönliche Bekanntschaft, die sich bald zu herzlicher Freundschaft

steigerte, Gelegenheit, ihre Erinnerungen und Briefe zu Nutzen zu ziehen. Die Zahl der Beiträge, von denen besonders Dr. Erismann in Seon ein ausgiebiges und interessantes Material zur Verfügung stellte, wuchs, sodaß Frey mit nahezu einem Hundert der liebenswürdigen und z. T. originellen Briefe Scheffels zu rechnen hatte und aus der Publikation ein Buch von 212 Druckseiten wurde. Eine hübsche Reminiszenz war es auch, daß Scheffel in dem „Alten Thurm", dem Schlößli, wo Frey nun selbst hauste, ein häufiger Gast des Hausherrn und Gebieters, des Obersten Emil Rothpletz, gewesen war; und daß dieser selbst einige Züge und Briefe beisteuerte, war nicht zu verachten. Der Beginn der Arbeit fiel mit der Jakob Frey-Biographie und dem Gäuggeli zusammen (17. III. 96 an Frau v. Albertini): „Ich sehe viel Arbeit vor mir. Zunächst nun den Druck der Werke meines Vaters, sodann Überarbeitung der Biographie. Ferner will ich nun meines sel. Bruders ‚Briefe des Sebastian Gäuggeli' herausgeben mit einer kleinen Einleitung. Auch habe ich einige Briefe Scheffels aufgestöbert, die ich vielleicht edire." Er betrachtete diese Edition als eine Zwischenarbeit in der nach den großen Dichtungen des soeben abgelaufenen Lustrums poetisch stillern Zeit: ... (9. Mai 1896 an Fr. v. Alb.) „Inzwischen habe ich (Discretion!) c. 30 ungedruckte Briefe J. v. Scheffels aufgetrieben, aus denen sich vielleicht eine kleine Publication zurechtschustern läßt. Dann geht's hoffentlich auch einmal an etwas rechtes Poetisches, wenn ich bis dann nicht alt und stupid geworden bin." Die Einleitung, die auf 2½ Bogen gedieh und, wie die ganze Unternehmung, zu richtiger biographischer Fundierung viel mehr Mühen erheischte, als der Verfasser vorhergesehen und erwartet hatte, kam aber erst in den Sommerferien 1897 zum Abschluß. Er verbrachte sie in Lungern, wo er Frau Heim antraf und sich der Gesellschaft der geistvollen, enthusiastischen alten Dame und ihrer Enkelkinder als fast seiner einzigen täglich erfreute. Er betrieb in häufigen Regentagen die Vollendung der Einleitung so eifrig, daß er mit Recht schreiben konnte: „Ich habe in der Tat hier mehr gearbeitet, als sonst irgendwo in der Sommerfrische." Bei Schultheß (Zürich) erschienen, fand das kleine Werk eine gute Presse, die allerdings sich vielfach, wie bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich, auf Inhaltsangaben und Auszüge beschränkte, aber auch an manchem Ort etwas tiefer griff, so in der Beilage zur Allgem. Zeitung, 13. Jan. 98.

Es bedarf wohl kaum einer Versicherung, daß auch diese dem deutschen Dichter gewidmete Studie Adolf Freys die Zeichen seiner biographischen

Künstlerschaft trug: psychologische Vertiefung, Kraft und Glanz des Visuellen, Plastik und Eigenart der Sprache. Wie fein verbindet er z. B. Landschaft und Psyche des in ihr genesenden Dichters: „Keine der Ortschaften liegt lieblicher als das Kirchdorf Seengen am untern Ende des Hallwylersees. Unweit davon steht auf einer sanft aus der blauen Flut tauchenden Halde die Wasserheilanstalt Brestenberg. Der Ritter von Hallwyl, der das Gebäude vor Jahrhunderten errichtete ..., hätte keinen schönern Fleck auswählen können: denn nicht nur ragen südwärts über den schimmernden Seespiegel und den jenseitigen Uferhöhen die Vorberge mit Rigi und Pilatus und dahinter die Silberfirnen empor, während von Norden der ernste Jura herüberblickt, das Umgelände selbst ist überaus anmutig ..." „Das Friedevolle, Lösende, ja Beseeligende eines anmutigen, stillen Landsees hat vor Scheffel kaum ein Poet so ergreifend besungen; es hatte aber diesen Segen, diese lindernden Wirkungen und Stimmungen auch kaum einer so sehr an sich erfahren, wie gerade er. Aus dem Gedichte ‚Seeabendrot' leuchtet ein Nachglanz empfundener Abendstunden und Abendträume am Brestenberger Gestade"... (S. 14 und 24).

XVII

Das Meyerbuch

Motto: „In diesem Werke wollte ich darstellen und erzählen, jede Seite nach Kräften mit Tatsächlichem füllend; ich suchte das Besondere von Conrad Ferdinand Meyers Art und Schicksal festzuhalten, soweit ich es durch meine Beobachtung und Forschung und Mitteilungen anderer erfaßte. Mich lockte die Zeichnung der realen Welt und der sichern Vorgänge."

(Vorw. z. I. Auf.)

Der letzte Brief C. F. Meyers an Adolf Frey, den dieser in die Sammlung der Meyerbriefe aufnahm, ist vom 4. April 1892 datiert und verrät in Kürze, Inhalt und Formulierung deutlich das über dem Schreiber schattende Unheil. Er beunruhigte den Empfänger um so mehr, als unbestimmte Gerüchte über die Gesundheit des Freundes zu ihm herannen, so daß er sich Mitte Mai direkt an den Bedrohten um Auskunft

wandte: „Hochgeehrter Herr, von Herrn Hässel erfahre ich, daß Sie in Brunnen sind oder waren. Ich wende mich nach Kilchberg, da ich nichts über Ihren jetzigen Aufenthalt weiß und bitte Sie um eine Zeile der Nachricht über Ihr Befinden. Ich würde Sie nicht belästigen, wenn ich einen andern Weg wüßte, um etwas zu erfahren. Mit herzlichen Wünschen für Ihre Gesundheit und mit den besten Empfehlungen an Sie und Ihre Frau Gemahlin von meiner Frau und mir Ihr hochachtungsvoll ergebener A. Frey." Der Brief war absichtlich in diesen strengen Höflichkeitsformen gehalten, da mit fremden Augen zu rechnen war. Meyer konnte die gewünschte Auskunft nicht mehr eigenhändig geben, sandte aber einige seiner Frau diktierte Zeilen: (17. Mai) „Lieber Herr, Mein Zustand ist immer ungefähr der gleiche und es thut mir besser, nicht selbst zu schreiben. So laß ich Sie nur durch meine l. Frau freundlich grüßen, die sich ebenfalls grüßend anschließt." Und Frau Meyer fügte noch einige Worte bei: „Der Zustand ist sehr wechselnd, doch Gott Lob im Ganzen eher etwas besser." Die gleiche Versicherung einer leichten Besserung enthielten ihre Billette vom 10. Juni und 2. Juli; aber schon am 7. Juli mußte der Kranke nach der Anstalt Königsfelden gebracht werden. Nun wurde die Frage der Anhandnahme der Biographie dringlich, da nicht abzusehen war, wie lange bei den vorgerückten Jahren der beteiligten lebenden Zeugen Auskunft und Material erhältlich sein würde und ob nicht mit dem Hingang des Schwererkrankten zu rechnen war, der dann ein baldiges Erscheinen der Biographie wünschbar gemacht hätte.

Die Frage der Verfasserschaft seiner Lebensgeschichte war schon seit zwei Jahren zwischen Meyer und Frey erörtert worden. Sie galt zunächst einem großen und ausführlichen Essay für die Deutsche Rundschau, der beträchtlich über das hinausgehen sollte, was Anton Reitler[222]) in seiner kleinen Broschüre der Öffentlichkeit zuerst mitgeteilt hatte, und für den Meyer biographische Aufzeichnungen versprach. „Kommen Sie während Ihres Bergaufenthaltes (Rigi-Scheidegg) zur Niederschrift der Notizen," erinnerte ihn Frey am 13. Juni 1890, „so bin ich recht froh. Es dürfen viel werden. Rodenberg hat Lust auf einen Artikel, der durch zwei Nummern geht." „Den fraglichen Aufzeichnungen," erwiderte Meyer am folgenden Tag, „gäbe ich am liebsten Tagebuchform, doch erst muß die Borgia-Novelle beendigt werden" ... Am 30. Aug. 90 mahnte Frey, der seine Ferien gerne für die Arbeit genützt hätte, wieder: „Daß Sie lieber an der Novelle schreiben als Biographisches aufzeichnen, das begreife ich wohl. Aber ich hoffe, wenn Sie die Borgia entlassen

hat, daß Sie dann doch die Feder zur Hand nehmen und gelegentlich etwas zusammenstellen. Denn ich muß sagen, ich wäre übel daran, wenn ich keinen Canon besäße; haben Sie mir aber einmal ein Gerüst gestellt, so kann ich dann meine Tapeten schon darüber hängen." Unterdessen hatte Meyer seine Besprechung der Salisbiographie Freys vollendet, die in ihm den Wunsch endgültig festigte, in diesem seinen Biographen ex officio zu sehen. Freys Dank für die in der Deutschen Rundschau erschienene Rezension erwiderte Meyer am 3. IX. 90 mit den Worten „... es ist mir recht, daß ich den Ton getroffen habe, ich dachte wirklich für Sie über den Artikel hinaus" und erklärte die letztere Wendung mündlich: „Ich wollte meinen künftigen Biographen legitimiren." Aber noch durch ein ganzes Jahr hielt die „verderbliche" Borgianovelle Meyer in Bann und hinterließ eine Überarbeitung, der nach weitern schweren Monaten die ernste Erkrankung folgte, sodaß seine biographischen Aufzeichnungen nicht mehr zustande kamen. So blieb auch Freys Essay für die Deutsche Rundschau ungeschrieben, und Meyer erteilte der Schwester Betsy den Auftrag, seinem Biographen an die Hand zu gehen. Betsy bestätigte am 22. Nov. 97 an Lina Frey die Tatsache, „daß mein lieber Bruder mir bestimmt und ernstlich auftrug, Ihrem Manne mündlichen Bericht aus seiner Jugendzeit zu geben zum Behufe einer Biographie als die Einzige, die aus seiner geistigen Entwicklungsperiode noch Bescheid wisse. Das geschah also: es war noch Ende Achziger- oder im Beginn der Neunzigerjahre daß mich mein lieber Bruder bei einem Besuche, den ich bei ihm in Kilchberg machte, auf die Seite nahm und, mit mir auf dem Kieswege unter den Bäumen längs der Wiese hin- und hergehend, mir zu erzählen anfing, er habe sich nun doch entschlossen, Adolf Frey, der kürzlich eine hübsche, einfache Biographie des Dichters v. Salis herausgegeben habe, zu autorisiren, auch die seinige zu schreiben ... Ich habe ihm gesagt, fügte er bei, wenn mir etwas Menschliches passiere, so solle er sich um jede nötige Auskunft an Dich wenden." Auch Haessel erinnerte sich an eine Unterredung mit Meyer über den gleichen Gegenstand und „daß Meyer zu mir gesagt hat, daß Sie beauftragt seien, dereinst seine Biographie zu schreiben" (an Frey 28. XI. 97). „Ganz recht," äußerte sich Meyer einmal in der gleichen Frage scherzhaft zu Emil Milan, „Frey hat meinen Leichnam gepachtet." Eine solche ausdrückliche Autorisation schien nicht ganz überflüssig in jenen Tagen, da noch mancher Altzürcher eine Biographie als eine Art Attacke betrachtete.

Es war Zufall, daß Adolf Frey die Schwester C. F. Meyers nie vor-

her zu Gesicht bekommen und auch keinen Anlaß zu brieflichem Verkehr mit ihr gehabt hatte. Betsy besaß und bewohnte damals eines der Häuser der Zellerschen Heil- und Gebetsanstalt in Männedorf am Zürichersee, der sie ihre Kräfte und Interessen widmete, und gerade dieses Haus sollte für den Bau der rechtsufrigen Zürichersee-bahn expropriiert und von ihr geräumt werden: bis dies erledigt war, konnte sie sich Frey nur selten und mit vielen Unterbrechungen zur Verfügung stellen. Auf eine erste Anknüpfung Freys vom 5. Sept. 92 erwiderte sie vier Tage später: „Geehrter und lieber Herr Professor! Nicht nur Ihr Name ist mir bekannt, sondern auch Ihre Person. Ich habe Sie auf verschiedenen jugendlichen Altersstufen in Kilchberg gesehen und mich jedesmal darüber gefreut; denn ich kenne das Vertrauen und die Hoffnungen, welche mein lieber Bruder von jeher auf Sie setzte!" Und nun legten beide briefschreibende Parteien die Fundamente ihrer künftigen Zusammenarbeit fest: (Aarau 24. IX. 92) ... „Wir wissen es vollkommen zu schätzen," schrieb Frey, „was es heißt, wenn Sie mit Ton, Gang, Haltung und Geberde der Arbeit zufrieden sind[223]) ... Und daß Ihnen die Vertiefung und der seelische Anteil, der daraus spricht und natürlich das Produkt einer langen innern Betätigung und bewundernder Teilnahme darstellt, klar geworden und anmutend ist, das freut uns so sehr ... In der Tat sind mir Wesen und Werke Ihres verehrten Bruders der Gegenstand eines tiefen und sehr ernsten Studiums seit langem. Ich habe mir den schwereren Teil aufgespart, wie bei Keller, nicht das Aesthetische, sondern das Persönliche ins Auge zu fassen — eine schwierige und ernste Arbeit, die Wahrheit, Pietät und Kunst vereinigen soll, etwa wie meine ‚Kellererinnerungen', die Ihr Bruder mindestens ein halbes Dutzend Mal sorgfältig durchging und — bei schon eingetretener Augenschwäche — noch seiner Frau vorlas. Diese Aufgabe, größer gedacht als das Werklein über Keller, für die ich Ihrem Bruder persönlich ein oder zwei Jahre meines Lebens einzusetzen versprach, kann ich aber nicht so, wie ich wünsche, lösen ohne Ihre Hilfe, denn Sie allein wissen Kunde ‚von allen Augenblicken seines Lebens'. Wenn Sie daher Ihre Kenntnis, Ihre Erinnerung, Ihre Überzeugung mir leihen wollen, so bin ich Ihnen außerordentlich dankbar; und Sie persönlich zu sehen, was Sie mir in Aussicht stellen, ist ein alter Wunsch von mir. Das Wesen und die Form einer solchen Lebensaufgabe — denn das bedeutet mir die Arbeit, wie ich Ihrem Bruder selbst gesagt — einem andern darzulegen, kann nur die Aufgabe einer mündlichen Mitteilung und ausführlichen Aus-

sprechens sein." ... Rückhaltlos sprach Betsy ihre Bereitwilligkeit aus: „Dank aus Herzensgrund," erwiderte sie (30. IX. 92), „für Ihren Brief vom 24sten. Sicherlich können Sie auf meinen vollen, besten Willen zählen, soviel ich kann dazu beizutragen, daß das Bild, welches Sie von unserm geliebten Dichter zeichnen wollen, ein ganz ähnliches, lebendiges, vollendetes werde. So viel ich kann d. h. soweit mein Verständnis, meine Erinnerungen und alternden Kräfte reichen. Ihre Arbeit wird eine schöne, merkwürdige, aber eine schwere werden. Ursprünglich hielt mein lieber Bruder wenig auf Biographie. Sie müssen ihn nach und nach durch Ihre verständnisvolle Freundschaft umgestimmt haben. Er pflegte zu sagen, die Biographen knusperten gewöhnlich an der äußern Form und Schale herum, der geheimnißvolle lebendige Kern der Individualität bleibe ihnen zumeist verborgen. ‚Wer wollte z. B.,' sagte er, ‚meine Biographie schreiben, schon die chronologischen Daten sind verblüffend. Es kann es keiner! Und Du, die Du darum weißt, Du schreibst zum Glück nicht!'

Und von Hrn. Prof. Rudolf Rahn, einem seiner allernächsten Freunde, erzählte er mir einmal heiter, er hätte gesagt: ‚Deine Laufbahn ist eher ein Unicum als eine Seltenheit!'

Suche ich mir nun Ihre Arbeit vorzustellen, so erfaßt mich mit immer größerer Gewalt das Gefühl: Er ist ja, Gott sei Dank, noch da! Wir müssen ihn vor allem selber dabei haben. — Mit mir könnten Sie wahrhaftig ohne ihn gar nichts anfangen. Material könnte ich Ihnen unendlich viel liefern an Erinnerungen und Briefen, und doch vielleicht wieder sehr wenig; denn wie kann ich wissen, was Sie, geehrter Freund, davon brauchen können?

Das Erste, was ich tun muß, ist, daß ich mir Ihre Keller-Erinnerungen in Zürich hole und mich mit dem Plan und Gange derselben gründlich bekannt mache. Es ist mir das eine Freude ... Auch werden Sie überhaupt keine selbständigen Mitteilungen von mir erwarten dürfen. Ich stelle mir vor, Sie machen Ihren Plan, komponiren das Bild und fragen mich dann, wenn Sie an die Ausführung der Teile kommen, über alles Einzelne, das Sie wissen müssen, aus. Nur so bin ich Ihnen zu etwas nütze. Ich kann nicht schreiben" ... Nachdem sie sich mit den Kellererinnerungen bekannt gemacht, ergänzte sie ihre Ausführungen: (19. X. 22. Felsenhof, Männedorf) „Ihr ‚Gottfried Keller' freut und ergreift mich. Die versöhnende Abendstimmung, die das charaktervolle, sprechend ähnliche Portrait beleuchtet, giebt dem Bilde etwas eigenartig

Wohlthuendes. Ja, lieber Freund, so malen Sie einst auch das Bild meines geliebten Bruders. Kann und darf ich Ihnen dabei Farbenreiberdienste thun mit Erzählen alter lieber Erinnerungen, so benützen Sie mich soweit möglich." ... Sie hoffte, in der hierauf folgenden Woche für einige Tage bei einer Freundin in Aarau sich einquartieren und Frey und seine Frau besuchen zu können. Aber dazu gelangte sie nicht so bald: die Expropriationsverhandlungen zogen sich in die Länge, und überdies wünschte Betsy vor ihrer Aarauer Reise noch zu einer Rücksprache und dem Einverständnis der Gattin des Dichters mit ihrem Vorhaben zu gelangen. So setzte sie ihren Besuch auf die erste Novemberwoche an: (29. X. 92) „Der Gedanke, Ihnen so dienen zu dürfen, wie Sie es mir im letzten Briefe zeigen, ist mir ein Sonnenblick."

Nachdem Betsy Meyer ihre Aufgabe und die Grenzen derselben so verständnisvoll und das beste Einvernehmen verheißend festgelegt hatte, war die Spannung auf ihre persönliche Bekanntschaft bei dem Freyschen Ehepaar keine kleine. Sie ereignete sich dann im Lauf des November 1892, und es blieb beiden Gatten unvergeßlich, wie die damals einundsechzigjährige halbergraute Dame mit dem ungewöhnlich großen Kopf und den Zügen C. F. Meyers mit kleinen hüpfenden Bewegungen ihre Schwelle überschritt und mit liebenswürdig vornehmem Selbstbewußtsein ihnen die kleine, weiße, weiche Hand reichte[224]); es war, als ob die alte Zeit selbst zu Gast gekommen wäre. Und wie sie erstaunten, als die Erzählungen aus der Vergangenheit des Bruders den seltenen Reichtum ihres Gedächtnisses und ihres Geistes aus unerschöpflich scheinendem Schacht heraufholten. Freilich, das zeigte schon das erste Zusammensein: ihre Ausführungen verlangten strenge Sichtung, streng, denn sie geriet vom Hundertsten ins Tausendste, und streng in bezug auf Tatsächlichkeit, denn nicht unbeträchtlich färbte die schrankenlose Verehrung des Bruders, Sympathie und Antipathie für andere Menschen der Vergangenheit und Gegenwart. Und wie hätte sich bei der Fülle ihrer Erinnerungen nicht dies und das verschieben sollen? Aber nicht nur dies, auch die Art und Folge, wie das handschriftliche Material in Adolf Freys Hände gelangte, machte es unmöglich, nach dem einfachen Programm zu verfahren, das sie selbst brieflich für die Zusammenarbeit aufgestellt hatte. Er erhielt das Vorhandene erstlich nicht restlos, denn Betsy, die „nicht schreiben" konnte, behielt sich offenbar einige Extrastücke im Lauf der Zeit für ihre „Erinnerungen" zurück. Sodann brachte Betsys Lage es mit sich, daß die Pakete ohne chronologische oder sonstige Ordnung

nur in großen Pausen und dann wieder zeitweilig in solcher Masse einliefen, wie sie der Besitzerin gerade in die Hände gerieten, sodaß man wohl von einem Wust reden konnte und ihre Katalogisierung und Ordnung keine kleine Arbeit für die Gattin des Biographen bedeutete. „Nein, nicht tot bin ich," versicherte die Absenderin einmal (24. XI. 92), „aber versunken in all die alten Papiere und Briefe mit dem Jugendduft, der mir daraus entgegendringt! Die Vergangenheit, die liebe, süße und bittere, trauliche und schwere, überwältigt mich ganz." Auch das endende Jahr fand sie mit den Obliegenheiten ihres Umzuges und dgl. so belastet, daß an ein Zusammenkommen nicht zu denken war. Es hätte dazu dienen sollen, Frey einen gemeinsamen Einblick in die neuaufgefundenen Pariser Briefe des Bruders und in erste Niederschriften von „Engelberg" zu gewähren, die sie nur zögernd aus der Hand gab. Erschöpft und durch Familieneinflüsse erschreckt und geängstigt, unterlag sie periodischen Depressionen, suchte Entscheidungen auszuweichen, so daß es keine leichte Aufgabe war, ihre hilfreiche Teilnahme an der Biographie wach zu erhalten: „Verehrter, unersättlicher Herr Dr.," ließ sie sich, immer noch im Felsenhof, am 29. Januar 93 nach längerer Pause vernehmen, „Wie und mit was kann ich Ihren Wünschen entgegenkommen? Hier bekommen Sie einen Fund aus sehr alter Zeit, eine Novelle aus der dunkeln Einsamkeitsperiode[225]). Charakteristisch werden Sie dieselbe gewiß finden. Dazu zwei flüchtige Berichte aus Stuttgart über meinen verzweifelten Versuch, den lieben, stolzen und schüchternen Dichter 1862 oder 1863 unter die Druckerpresse und endlich in die Öffentlichkeit zu bringen. (Die zwanzig Balladen). Die andern Briefreihen kann ich Ihnen nicht schicken, nur bringen." Aber immer wieder mußte der mündliche Verkehr hinausgeschoben werden, und während Betsy in ihren Truhen und Paketen kramte und ihr Auszug aus dem Felsenhof für einmal wieder auf den Juni verlegt wurde, schob sich bei Frey der Ferienaufenthalt in Ragaz, bevorstehender Umzug und die Winkelriedaufführung dazwischen. Im Juni 93 siedelte Betsy in das Schloß Wildenstein über, ein renoviertes altes Anwesen, das ganz in der Nähe ihres späteren eigenen Heimes lag, zu ihrer Freundin Frau v. Sinner v. Effingen. Nun hoffte sie die beiden Freys häufiger zu sehen, „mit einer vollen Mappe aus ganz alter, aus der Lausanner Zeit." Man sah sich in der Tat auch im Juli und August vor und nach Freys Ferien, im November bei einem kurzen Aufenthalt Betsys in Aarau und im Dezember bei einem Nachmittagsbesuch des Freyschen Ehepaares auf Wildenstein. Die Frühlingsmonate 1894

brachte Betsy bei alten Freunden in der Waadt zu, noch immer — der Felsenhof wurde erst im Herbst dieses Jahres endgültig geräumt — ohne eigene Wohnung. Unregelmäßig langten dazwischen ihre Pakete an: einmal alte Gedichtmanuskripte und „die erste Huttenniederschrift", die Frey aber als eine spätere erkannte. Er hatte Betsy jetzt vor dem Verbrennen ihrer Papierfunde zu warnen, dem sie zuzuneigen begann. So sandte sie während des Winters 1894/95, den sie noch auf Schloß Wildenstein zubrachte, noch einen letzten und allerletzten Ballen Manuskripte: „Beim Ausräumen meiner letzten Schränke und Schubladen finde ich" (1. Okt. 94) „noch mehr Reliquien aus früherer und alter Zeit ... die Zeit erwartend, da wir während der Wintermonate, wie ich hoffe alle diese Dinge miteinander sichten können, schicke ich Ihnen heute noch ein voraussichtlich letztes Paket Schriften." Von der Druckerlaubnis Betsys aber, die, gesundheitlich und gemütlich erschöpft, wieder allen Ängsten vor der Öffentlichkeit anheimfiel, hingen Fortgang und Abschluß von Freys Arbeit in ermüdender und peinlicher Weise ab. Es wurde März 1895, bis man sich wiedersah. Wie sehr die verzettelte, schubweise Übermittlung des Materiales, das sich bald auf die eine, bald eine andere chronologisch oder sachlich völlig auseinanderliegende oder belanglose Sache bezog, wie sehr die immer wieder unterbrochene Mitteilung und Kontrolle des Tatsächlichen im mündlichen Verkehr eine ruhige fortlaufende Arbeit erschwerte, liegt für jeden wissenschaftlich Arbeitenden, ja für jeden Laien auf der Hand. Auf Sichtung und Fundierung, auf die aufbauende Durcharbeit, vor allem auf die künstlerische Ausgestaltung des Stoffes blieb Betsy Meyer ohne jeden Einfluß, und ihre Hilfe ist nicht nur eine viel geringere gewesen, als mancher anzunehmen geneigt sein mag, sondern sehr oft eher eine Erschwerung. Dazu kam, daß Betsy nur bis zur Verheiratung des Bruders, also bis 1875, in ausgiebigerer Weise Aufschluß zu erteilen vermochte, für die spätere Zeit, besonders für das Jahrzehnt der großen Ernte, aber fast ganz versagen mußte und erst wieder für die Abfassung der Angela Borgia Miterlebtes berichten konnte. Es gehörte zu Adolf Freys Künstlertum, daß er das Notwendige und Brauchbare, das Wesentliche, auf den ersten Blick erkannte, herausgriff und so in das Gesamtbild einzureihen verstand, daß die Fugen, wohl verkleidet, nicht fühlbar wurden; und es war Sache seines Gewissens, daß er das Gebotene nirgends ohne weiteres hinnahm, sondern sich nach allen Seiten umtat, um zu Beweis, sprechender Einzelheit, Einschränkung oder Erweiterung zu gelangen.

So war es geboten, noch an andern Türen anzuklopfen. Da war in erster Linie die Gattin C. F. Meyers, die dem Biographen kurz vor und und nach der Verbringung des Dichters in die Heilanstalt Königsfelden freundliches und dankbares Entgegenkommen erzeigte, unter dem Druck ihrer Abneigung und ihres Mißtrauens gegen Betsy aber nach und nach eine eigentlich feindliche Haltung gegen das Unternehmen Freys und ihrer Schwägerin einnahm[226]). Aus der weitern Familie des Dichters waren es noch zwei Persönlichkeiten, an die sich der Biograph um die eine oder andere Auskunft wenden konnte. Oberrichter Meyer-Finsler und Dr. Fritz Meyer, der dem Dichter öfters Sekretärdienste getan hatte; aber auch hier war außer einigem Familienverhältnisse Betreffenden nicht viel Belangreiches zu erlangen. Ergebnisreicher war der briefliche und mündliche Verkehr mit einzelnen Freunden Meyers, mit Bovet, Frau Spyri, Rudolf Rahn, besonders aber mit François Wille, der sich trotz seiner hohen Alterstage Frey aufs liebenswürdigste zur Verfügung stellte. Dieser besuchte den alten geistvollen Herrn und seine Gattin Eliza Wille auf ihrem Gut Mariafeld bei Meilen und verfaßte dann nach dem Tod der beiden ihre Nekrologe für die „Deutsche Rundschau", die „Allgemeine deutsche Biographie", deren vielfacher Mitarbeiter Frey war, und die „Neue Zürcher Zeitung". Schon damals knüpften sich die ersten freundschaftlichen Beziehungen zu dem Sohne Ulrich Wille an, dem damaligen Obersten, spätern Divisionär und — während des Weltkrieges — General, dessen große Verdienste um das schweizerische Heerwesen Adolf Frey mit freudiger Verehrung erfüllten, und der ihm bereitwillig die Briefschätze des Vaters anvertraute. Es waren arbeitsreiche, aber auch fröhliche und festliche Stunden, wenn das Freysche Ehepaar sich in dem schön gelegenen, von hohen Bäumen umstandenen, altertümlichen Gut Willes einfand und sich seiner und seiner anmutigen Gattin Gastfreundschaft erfreuen durfte. Zu einer ersten Musterung ihrer Meyeriana machten sich Adolf und Lina Frey am 6. August 1896 von Aarau aus auf den Weg nach dem Zürichsee: ... „es war ein langer und sehr anstrengender Tag von morgens 1/2 6, wo wir aufstanden, bis zum letzten Zug 11 Uhr, mit dem wir heimkamen, und mit viel Schreiberei etc. gefüllt," erzählte Lina ihrer Mutter. Denn es geschah, wie es sich der Hausherr von Mariafeld schon am 11. Juli humoristisch ausgedacht hatte: „Sie kämen dann am Morgen mit dem frühesten Zug, der Sie von Aarau an den Zürichsee bringen kann. — Nachdem Sie die durch die Convenance vorgeschriebenen Begrüßungsformeln und Beobachtungen

über das Wetter und die Reise genugsam gewechselt, kommen Sie und Ihre Frau Gemahlin mit den Meyerbriefen in Clausur zu einer vorläufigen Durchsicht und Sichtung dieser Briefe. Zum Mittag tritt dann Herr Fleiner an und dann werden Sie herausgelassen!" Es waren etwa 100 Briefe, die, da sie in der kurzen Zeit nicht zu erledigen waren, nach Aarau mitwanderten. Aber die Sammlung war nicht vollständig: „Es fehlt," berichtete Lina an Betsy, „merkwürdiger Weise die ganze Huttenzeit unter dem, was wir hatten. Der erste Brief datiert von 1873, und auch von da ab sind noch große Lücken; Oberst Wille versprach neuerdings nach Weiterem suchen zu wollen." Die Nachsuchungen förderten dann noch Einiges, wenn auch nicht das Vermißte, zutag, und wiederholte Besuche in Mariafeld belebten für Frey und seine Frau den nachfolgenden stillen Winter.

Indessen stand die erste Niederschrift des Meyerbuches schon seit Jahr und Tag auf dem Papier: Am 15. April 1895 schrieb Adolf Frey an Frau v. Albertini ... „Entre nous: das Meyerbuch ist nach schwerer Arbeit endlich fertig: beinahe 700 Seiten Manuskript."

„Wahrheit, Pietät und Kunst" waren die Richtpunkte, die er (an Betsy Meyer) für seine Biographie aufgestellt hatte. „Wahrheit" war für seine Aufgabe die sichere Fundamentierung im Dokumentarischen; Biographie ist *Geschichte*, die Geschichte eines Lebens.

Jeder, auch der kleinste Tatsachenbericht in diesem Buch ist quellenmäßig begründet; der Wissenschafter hat keinen Weg gescheut, den Ursprung aller Rinnsale, aller Quellen selbst aufzusuchen und auf seine Reinheit zu prüfen. Er hat sowohl die Farbschicht, die persönliches Empfinden über die mündlichen Mitteilungen der Schwester legte, sorgfältig abzuheben gewußt, als auch das schriftliche Material auf Veranlassung und Nebenumstände seiner Entstehung hin geprüft und, wo eigene mündliche oder briefliche Aussprache des Dichters selbst vorlag, überall mit Entwicklungsphasen, Individualität und Absicht gerechnet. Der Aufnahme auch des scheinbar belanglosen Details setzte nur die Pietät Grenzen und auch diese nur, wo das Erlebnis für Charakteristik oder den Gang des Lebens nichts mehr bedeutete. So hat er z. B. für die psychische Erkrankung des *jungen* Dichters wohl alles aufgenommen, was erreichbar war, seine Aufzeichnungen über die Besuche in der Heilanstalt Königsfelden aber, die nur ein typisches, allerdings doch wieder individuell gefärbtes Krankheitsbild des Alternden ergaben, von der Auf-

nahme ausgeschlossen. Denn trotz späterer partieller Erholung: in Königsfelden ging eben doch das geistige, das Künstlerleben Meyers zu Ende, und es hatte keinen Sinn, hier durch Mitteilung vielleicht das Empfinden der Angehörigen zu verletzen.

Pietät ist Sache der persönlichen Empfindung, und es wird nie möglich sein, darüber ein allgemein gültiges Gesetz aufzustellen. So wird sich jeder Biograph in die Lage versetzt sehen, aus wissenschaftlichen, sachlichen Gründen, und wäre es nur der Grund der Vollständigkeit, der Tatsachentreue Dinge mitzuteilen, die als Impietät von Nahestehenden empfunden werden können, die aber einem andern Kreis oder einer spätern Zeit irgendwie wertvoll sind. In Adolf Freys Material fand sich — es lag dies in C. F. Meyers Eigenart — kaum etwas, was er zu verschweigen hatte; so konnte er ein reiches und treues Bild zeichnen[227]) und Vollständigkeit erreichen, soweit das Leben seines Helden selbst sie erlaubte. Denn gewisse Gesichtspunkte fielen von vornherein außer Betracht. Was hatte es z. B. für einen Sinn, von Meyers Einstellung zu den philosophischen Problemen seiner Zeit, z. B. zu Nietzsche[228]), zu reden, bei ihm, der sich nie mit solchen Fragen ernstlich beschäftigt, sich nie über sie ausgesprochen hatte? Oder zu seiner Einstellung in schweizerische Politik, an der er sich nie beteiligt hatte, bei einem, für den die Öffentlichkeit wesentlich nur die des lesenden Publikums war? Goethe hat in Dichtung und Wahrheit einmal die Forderung aufgestellt, die Biographie habe als Hauptaufgabe die Auseinandersetzung eines Menschen mit seiner Zeit darzustellen: wie konnte das geschehen bei diesem Dichter, der in jeder Hinsicht ein „Zeitloser", ein Außerzeitlicher, ein „Mensch für sich", wie ihn Hermann Grimm einmal nannte, war? Wenn man von seinem mehr dichterischen als politischen Anteil an den deutschen Begebnissen von 1870 und 1888 absieht, worin in keiner Weise die Vertiefung sich bekundet, die er der Vergangenheit, vor allem der Renaissance, entgegenbrachte, so wird man zu dem Urteil genötigt: er ging nicht mit seiner Zeit und seine Zeit spiegelte sich nicht in ihm. Einmal begegnete er sich mit einer ihrer Strömungen, die sie hinter sich brachte, während sie der wichtigste Inhalt seines Schaffens zeitlebens blieb: mit der Renaissance, die Stilbedürfnis ihm zu überwinden verweigerte. So blieb es seinem Biographen unmöglich, von seiner Person, seinem Milieu aus Blicke in die Weite des zeitgeschichtlichen Geschehens zu richten. Bei der Enge, in die sich C. F. Meyer teils gebannt sah, teils instinktiv und freiwillig zurückzog, war sein

Milieu das überkommene häusliche, das spät selbstgeschaffene häusliche und — hier weit, leuchtend, von tiefer Wirkung — die Landschaft. Das bot keine Perspektiven.

Das mit seinem Charakterbild, seinem Schaffen, seiner Entwicklung in eins zu wirken, das war die große, die schwere Aufgabe, die sich der Künstler Adolf Frey stellte.

Die Kunst, die Meisterschaft dieser biographischen Kunst, hatte sich in erster Linie in der Komposition des Stoffes zu betätigen, demgegenüber sie sich ihre volle Freiheit zu wahren bedurfte. Nicht das bedrängende Durcheinander der gleichzeitigen Begebenheiten, Stimmungen und Schöpfungen durfte den Blick verwirren, das zeitlich Verschlungene mußte auseinandergelegt, getrennt, mit Verwandtem vereinigt werden. Hier durfte die chronologische Folge nie und nimmer oberstes Gesetz bleiben, — nach Möglichkeit blieb sie ja im großen und ganzen gewahrt —, sondern bildmäßige Zusammenfassung, Organisation. So entstand das plastische Kunstwerk. Es kam aber noch Vieles, Wesentliches dazu: die psychische Einfühlung des Dichters in diese fremde, der eigenen so vielfach entgegengesetzte Individualität, die aus dichterischer Intuition in den Schranken der äußern zu innerer Wahrheit erhoben wurde, zu einer lebendig wandelnden, im Lebendigen wirkenden Gestalt. Dazu die angeborene Künstlerrichtung auf das wesenhafte Ganze, die diesem Biographen verlieh, den Troß seiner zahllosen Mühsale aus seinem Werk wegzuweisen, so daß seine Kapitel frisch wie vom ersten Tag und in unmittelbarer Erlebtheit dastanden, ausgeglichen in allen Teilen, sinnfällig, blank und vollendet. Und Adolf Freys unvergleichliche Sprachkunst, die ihren Goldschimmer über die Architektur des harmonisch gegliederten Werkes bis in die kleinsten Teile ausströmte: reich, wesenhaft, klar, von eigener strenger Prägung und doch schmiegsam und eng jedem Stoff angegossen. Der Klarheit, Kraft und Bildlichkeit der Prosa Adolf Freys einzeln nachzugehen, kann hier nicht meine Aufgabe sein, sie ist überdies längst erkannt und gewürdigt.

So entstand das Kunstwerk der Meyerbiographie: dies Buch hat für die ganze Gattung der Biographie einen neuen Impuls, ein Vorbild geschaffen, eine neue Epoche herbeigeführt. Es hat gezeigt, wie der Schutt der Werkstatt unter einem blühenden Anger versinkt, wie Gelebtes nacherlebt wird, wie daraus an Stelle einer blutlosen Maske ein glückleuchtendes und leidgefurchtes Menschenantlitz blickt. Aber es brauchte dazu eine hochstehende Hingabe an das Objekt, eine höhere Hingabe an die Wahrheit

und vollendetes Können; eine ethische Persönlichkeit und einen Dichter verlangte solches Werk. Beides hat C. F. Meyer in Adolf Frey gefunden.

Ausgeschlossen, die Masse der Blätter in die Hand zu nehmen, woraus die freudige, ja beglückte Aufnahme des Buches sichtbar wird. Zwei oder drei dieser Stimmen aber nicht laut werden zu lassen, käme einer Verkennung der schweizerischen und deutschen Kritik nahe. Eingehend und geistvoll hob der Referent der „Neuen Zürcher Zeitung" die verschiedene Aufgabe des Bächtoldischen Keller- und des Freyschen Meyerwerkes hervor[229]), um dem letztern ausführlich gerecht zu werden: ... „Daß die Hauptsache, ein anschauliches, treues Bild des äußern Lebensganges und die psychologische Wahrheit erreicht würde, durfte bei Frey als selbstverständlich vorausgesetzt werden. ... Aber Frey gibt mehr. In dem großen Kapitel ‚Das Bild des Dichters' hat er eine biographische Leistung vollbracht, welche die höchsten Erwartungen noch übertrifft. Ein tieferes Eindringen in das ganze äußere und innere Wesen eines Menschen, bis in die geheimsten Falten der Seele, ein kunstvolleres und verständigeres Zusammenfassen aller Ergebnisse zu einem großartigen Seelengemälde ist nicht denkbar. Wenn irgendwo, so ist hier das Wort Genialität am Platze ... Das Kapitel ist eine Fundgrube für die Theorie nicht nur von Meyers Schaffen, sondern der poetischen Technik überhaupt ... der Verfasser (hat) seine Biographie in erster Linie zu einem Kunstwerk gemacht ... Dieses wissenschaftlich und künstlerisch gleich hervorragende Lebensbild ... konnte nur einem Biographen gelingen, der Gelehrter, Dichter und Künstler zugleich." ... (Fritz Marti.) ... „Das alles" (das biographische Detail), hob Widmann hervor, „ist nun haarklein erzählt worden von dem Dichter Adolf Frey. Ich sage: von dem Dichter, obwohl Frey ... gewiß auch Literarhistoriker ist. In diesem Buche jedoch ist er in der Weise darstellend, plastisch bildend, portraitirend verfahren, daß die Wirkung seines Werkes vorwiegend eine künstlerische ist ... Von einer derartigen Arbeit ... forderte Meyer: ‚Komposition und Stil des Künstlers, sichere Aesthetik, Blick und gerechten Sinn des Menschenkenners, Herzenstakt und Pietät, das Wissen natürlich obendrein.' Diesen Anforderungen allen ist Adolf Frey in seinem schönen Buch gerecht geworden. Kein Ballast kritischer Untersuchungen unterbricht den prächtigen Fluß der Erzählung. Wenn allerdings hie und da von verschiedener Fassung die Rede ist, ... so geschieht es nur, ... um zu zeigen, wie groß die künstlerische Gewissenhaftigkeit dieses Dichters ist. Es han-

delt sich in solchen Fällen um Einblicke in ein Dichteratelier, die namentlich für die selbstschaffenden Menschen unter den Lesern von höchster Wichtigkeit sind. ... Es liegt ... in Adolf Freys Buche ein erzieherisches Moment von so großer Tragweite, daß ich sagen möchte, die C. F. Meyerbiographie müßte auf dem Tische jedes jungen Poeten oder Künstlers liegen. ... Mit seinem Buche über Meyer hat Adolf Frey dem schweizerischen Volke und der deutschen Literatur das schönste Geschenk gemacht, das auf diesem Gebiet noch zu erwarten war. ... Dieses Bild hat er mit Liebe und Hingebung so fein gezeichnet, wie es kein andrer vermocht hätte" ... usw.

Manche Besprechungen vermißten in dem Meyerbuche ausgedehnte ästhetisch-kritische Analysen der Meyerschen Werke. Aber man vergaß dabei, daß Exkurse nach dieser Richtung nicht im Plan und der künstlerischen Absicht des schlank einherschreitenden Werkes lagen und wie vielfach und eindringend sich Frey schon in der periodischen und der Tagespresse über die einzelnen Werke ausgesprochen und keinen Anlaß zur Wiederholung hatte. Sind diese Arbeiten einmal in einem Sammelband vereint, so werden sie die gewünschte Ergänzung gewähren.

Weiter als über das Meyerbuch allein spannte Hermann Grimm den Rahmen seiner Freybetrachtungen in einem konsistenten Bogen der „Deutschen Rundschau" (April 1900). Indem er noch die „Gedichte", den „Totentanz" und die Dialektgedichte einbezog, charakterisierte er in seiner originellen und überblickenden Art überhaupt das Spezifische schweizerischer Literatur und Kunst als einen bis zur Grausamkeit gehenden Wahrheits- und Wirklichkeitssinn, wofür ihm Holbein, Burnand, Böcklin, Keller, Meyer zeugten, und fühlte den Pulsschlag dieses herben Geblütes auch in Freys Totentanz: „Sie (die Schweizer) haben etwas unbarmherzig Wahres und zwar streben sie darnach. Lieber schweigen, als etwas verschleiern. Es ist der auf das Wirkliche gerichtete Lebenstrieb ein gemeinsames Merkmal dieser die Berge bewohnenden großen Familie." Und brieflich ergänzte er einmal: „Alle diese Schweizer, von Rousseau und Pestalozzi ab, haben etwas Gemeinsames, etwas Luftreines ... Sie haben einen Willen und eine Kraft für sich zu sein, die den Deutschen im höchsten Grad auffällt, während wir wieder Ihnen als heimatlos erscheinen müssen. Beides erklärt sich ganz natürlich und gewährt große Vorteile." Freys Meyerbuch stellte er in die nicht sehr große Reihe biographischer Meisterwerke der deutschen Literatur ein, parallelisierte z. B. das Kapitel über Vorfahren und Eltern mit dem entsprechenden in Goethes

Dichtung und Wahrheit und fand für den Zusammenhang des Biographen mit seinem Objekt ein schönes Bild. „Wenn auf das Grab eines Mannes, dessen Andenken lebendig blieb, Lorbeeren und Rosen gepflanzt werden, so wird dieses Dickicht mit der Zeit gleichsam zu einem Teil dessen sich gestalten, der darunter liegt, und wer eine Rose oder einen Zweig zur Erinnerung davon abbricht, ein Geschenk von ihm selber zu empfangen scheinen. In diesem Sinne haben Sie das Grab Ihres Freundes geschmückt." Noch ehe das ganze Werk Freys vorlag, nach den in der „Deutschen Rundschau" vor der Buchform mitgeteilten Kapiteln, hatte sich ein Briefwechsel zwischen Hermann Grimm und Frey angesponnen, der von Seite des Berliner Gelehrten mit dem ersten Mai 1899 begann, mit dem 21. März 1901, kurz vor Grimms Tod endigte, und zu freundschaftlicher Wärme gedieh, ohne daß sich jedoch die beiden Männer jemals von Angesicht sahen. Er folgt von Seite des schon hochbejahrten geistreichen Essayisten der Entstehung und den Wandlungen seines Aufsatzes über Frey, aus dem mehr hier mitzuteilen, die vielverschlungenen Beziehungen und Vergleiche verbieten, mit denen er Freys Eigenart herausarbeitet, enthält aber auch sonst Interessantes und Charakteristisches an Urteilen und Ausblicken. Er las mit der Schwester Augusta, die ihn betreute, wie Betsy Meyer den Bruder, das Meyerbuch — „... Über Meyer kann nicht genug Detail gegeben werden ... Meyer ist ein ‚Mensch für sich'" — und las „immer wieder in Ihren Gedichten;" einer Verstimmung Freys über Verkennung und Anfechtung, die Grimm zwischen den Zeilen erfühlte, stellte er das schöne Wort entgegen: „Wer, ohne sich an irgend Jemand zu kehren, immer das giebt, was er unter allen Umständen als Wahrzeichen seiner eigensten Persönlichkeit verantworten kann, kommt durch." Und wiederholt forderte er Frey zu einem Besuch in Berlin auf. Denn er selbst, der ständig leidend und monatelang ins Zimmer gebannt blieb, konnte eine Schweizer Reise nicht mehr ins Auge fassen. Dafür langte bei dem Freyschen Ehepaar eines Tages von ihm eine Rolle an, aus der sich die schöne meisterliche Meyerradierung Karl Stauffers entwickelte. „Lieber Frey," besagte das Begleitschreiben (16. V. 1901), „zugleich mit diesen Zeilen geht eine kleine Rolle an Sie ab. Darin die Radierung, von der ich in der Besprechung Ihres Buches gesprochen habe. Stauffer-Bern hatte vor 12 Jahren die ersten (vier) Abzüge Amsler und Rudhardt hier zum Verkauf gegeben ... Unter diesen suchte ich mir das beste (Blatt) aus. Somit sind Sie nun (würdiger) Besitzer des überhaupt vorhandenen besten

Druckes und ich bitte Sie, ihn zur Erinnerung an mich in Ihrem Arbeitszimmer an die Wand zu hängen ... Ich halte Stauffer-Bern für eines der außerordentlichsten Talente, welches die Schweiz hervorgebracht hat." ... Schon klang wehmütiger Abschied aus diesen Zeilen. Noch gedachte er über Freys im Februarheft der Deutschen Rundschau 1901 erschienenen Aufsatz „Petrus Vinea" und seine Züricher Festspiele zu schreiben; aber die Altersschwäche nötigte ihm die Feder aus der Hand. Am letzten Märztag endete er seinen Brief an Frey mit dem Wunsch, „mit dem der alte Fritz seine Briefe schloß: Et sur cela je prie Dieu, qu'il vous tienne dans sa digne et sainte garde." Es war der letzte. Am 16. Juni schied der Zweiundsiebzigjährige.

Auch den beiden Schwestern, Auguste Grimm und Betsy Meyer, die, in gleicher Lage, in brieflichen Verkehr getreten waren, verwehrte die Altersmüdigkeit ein persönliches Zusammentreffen.

Altersmüdigkeit Betsys beeinflußte mit den Jahren auch das Verhältnis Freys und seiner Frau zu ihr und ließ immer häufiger bei der greisen Freundin Erscheinungen und Ideen zutage kommen, die zur Annahme temporärer geistiger Störungen zwangen; sie nötigten Frey nach ihrem Tode in der III. Aufl. seines Meyerbuches zu seinem eigenen Schutze gegen ihre Phantasiegebilde ein ärztliches Gutachten zu veröffentlichen, nachdem ihm schon einmal krankhafte Ideen aus der Umgebung des Dichters beinahe verhängnisvoll geworden waren. Aber so lange sie lebte, setzte das Freysche Ehepaar nach ihrem Wunsche den Verkehr mit der Schwester C. F. Meyers in beschränktem Maße fort, zuerst im „Waldhaus" in Wildegg, dann, seit 1898, in ihrem allerliebsten Heim „Zur Rischmatt" in Veltheim im Aargau. Von 1907 an versiegte die Korrespondenz völlig; eher kamen die nach Zürich Übergesiedelten ein und das andere Mal noch selbst herüber, und als Betsy 1912 dem Bruder nachfolgte, schritt Adolf Frey in ihrem Leichengeleite und gedachten er und seine Frau in öffentlichen Nachrufen der hochbegabten, seltenen Frau[230]).

Pietät und Freundesrücksicht hießen Adolf Frey mit der Veröffentlichung der Biographie C. F. Meyers zuzuwarten bis nach seinem Tode. Als dieser am 28. November 1898 eingetreten war, folgte er dem Sarg mit dem Gewalthaufen der Geleitenden am letzten Ende des Zuges. Er durfte sich sagen, daß er dem Toten das schönste Denkmal gesetzt hatte, das ihm werden konnte, und daß er ihm unter schwierigen Umständen Treue gehalten hatte. Mit C. F. Meyers Sarg versank auch die erden-

schwere Last mancher Enttäuschung, unverdienter Kränkung und Verdächtigung, die nach Erhebendem und Beglückendem für Adolf Frey sich zuletzt mit dem Namen des Dahingeschiedenen ohne dessen Schuld verkettet hatten. Rein blieb das Werk bestehen, ein Zeugnis für den, den es zeichnete, wie für den Schöpfer. Für Frey aber hatte sich ein Stück Schicksal geläutert und abgeschlossen.

XVIII

Letzte Aarauer Jahre Italien

Motto: Aus dem Würzkelch
Blumiger Weiden,
Aus dem Becher
Sturzbachkühler Schluchten
Strömt das Labsal
Reinen Friedens!
Trinke, trinke,
Lechzende Seele!
(Ahasvers Erwachen. Gedichte II, S. 233.)

Gegen Arbeitsüberdrang, Krankheit und Leid, das ihm das erste Jahrfünft der neunziger Jahre so reichlich brachte, gegen Verstimmungen und Erschütterungen der Produktion gab es eine Labe, die zu jeder Stunde bereit war und nie versagte: es war der Duft der Heimatscholle, der Atem der Berge, die Wolkenspiele, die wechselnden Farben und Beleuchtungen, in deren grauesten und regenwildesten Momenten das Malerauge Adolf Freys noch Schönheit genoß, wo der Alltagsmensch nur Grausen und Unbehagen empfindet. Mit den gefüllten Arbeitsmonaten stellte sich das Bedürfnis häufigerer Erholungsaufenthalte ein. So wurde es fast regelmäßiger Brauch des Dichters, sich alljährlich außer einem Bergaufenthalt eine kürzere oder längere Bade- und Trinkkur in Ragaz zu gönnen, und für die kurzen Ferien im Frühling, Herbst oder über die Weihnachtstage lockte immer wieder die Gastfreundschaft der Biberister Freunde in den „Hafen der Ruhe" an der Emme, wo der Ermüdete jeweils landete, „wie Odysseus nach seinen Irrfahrten". „Das ist eine schöne, liebe und anmutige Idee von Ihnen," schrieb er einmal dorthin (3. V. 94), „daß Sie bald nach Aarau kommen wollen. Sie wissen, daß Sie uns herzlich willkommen sind. Wir ... erinnern uns mit wohligem Grausen der angenehmen Mißhandlungen, denen wir bei Ihnen

ausgesetzt waren, so daß fast regelmäßig, wenn ich aus der Schule heimkehre, der Ruf ertönt: ‚Ich wollte, ich wäre in Biberist,' wozu mein Eheweib energisch nickt und erbauliche Worte äußert."

Die Sommerferien 1892 standen unter der Herrschaft endloser Regengüsse und ziehender Nebel, denen der am 7. Juli in Ragaz Eingerückte gerade noch einige Spaziergänge, besonders nach der immer wieder aufgesuchten, c. 2 Stunden entfernten Luzeinsteig, abzugewinnen vermochte, ehe ihn Erkältung und Heiserkeit ins Zimmer zwangen. Schon dachte er daran, wieder heimzukehren: „Als ich so übler Laune war und mit dem Halse und dem Katarrh kämpfte, überlegte ich mir im Ernste mehrmals, ob ich nicht noch ein paar Bäder nehmen und dann nach Aarau zurück sollte. — Ich hatte recht Heimweh." — (15. XII. 92 an L. Fr.) Aber am folgenden Tag machte er sich entschlossen auf den Weg nach Klosters, freilich ohne gnädigere Wettergötter zu finden. Auch die Gesellschaft wollte ihm nicht recht behagen: links ein paar Kinder mit der Gouvernante, rechts eine Kommerzienrätin, „trägt einen Brillantring und Hoftrauer". Als er nach einigen Tagen unter der endlich entschleierten Sonne einen Spaziergang unternahm, verletzte er sich durch einen Sturz das Knie so stark, daß er „auszureißen" und wenigstens nach Ragaz zurückzukehren beschloß, wo er sich mit Frau v. Albertini zur Förderung ihres Graphologiebuches zusammensetzte. Mit der inzwischen bei ihm eingetroffenen Frau verbrachte er dann noch zehn schöne Tage in Klosters, vielfach angeregt und erfreut durch die Bekanntschaft des Basler Professors Dr. Burkhard-Friedrich, der die Spaziergänge des Ehepaars teilte. Für die Sommerferien 1893 war Arosa auf das Programm gesetzt. Am 16. Juli gelangte er von Chur zu Fuß nach Castiels, um bei günstiger Witterung andern Tags Arosa ebenfalls durch eine Fußwanderung zu erreichen. Aber der Regen zwang ihn in die Postkutsche, und spät angelangt, fand er nur mit Mühe Unterkunft, bis nach drei verdrießlichen Tagen eine solche im Hotel Rhätia sich auftat, die Dauer versprach. Aber auch dieser Aufenthalt brachte nicht die gewünschte Erquickung. Es blieb regnerisch wie im vorhergegangenen Jahr, und doch zog es den Dichter mit Macht ins Freie: „Ich bin gesund," meldete er nach Hause, „doch finde ich an der Gesellschaft kein rechtes Vergnügen; es ist mir nur draußen wohl. Gestern spazierte ich vormittags drei Stunden, nachmittags war ich — vornherauf — auf dem Weißhorn, hin und zurück $4^1/_4$ Stunden. Heute beginnt es nun schon wieder zu regnen ... ich fühle mich nicht recht heimisch, ich weiß nicht recht, woran es

liegt." ... „Mein Umgang," lautete der nächste Bericht, „ist ein ehemaliger Colonialhändler ... Ich war gestern mit ihm auf der Ochsenalp, 4 Stunden ... Heute Nachmittag wollen wir auf die Maienfurka, 3 Stunden hin und gegen 2 zurück. Ich finde z. Glück viel mehr Freude am Gehen als früher" (23. VII. 93). Die Eindrücke dieser Tour auf die Maienfurka gibt ein Gedicht wieder, in welchem er das Erlebte und Gesehene nur um die Erfindung einer Paßfeste bereicherte, wie etwa der Maler in eine Vedute hineinkomponiert:

„Sprühregen rieselt sacht, Bergnebel haucht,
Und Felskopf, Trümmerhang und Alpe raucht.
Die Schauer brauen um die Mauerreste
Der eingesunknen übergrasten Veste,
Wo deutsches Ungestüm und welscher Haß
Gerungen um die Berghut und den Paß.
Der Nebel reißt: aufzüngelt ferne Glut.
Das Herdgeläut schlägt bänglich an, es muht
Angstvoll das Vieh. Ein Rudel Rosse stampft,
Zündrot gemähnt, knochig, mit breitem Huf
Die nasse Halde her und stutzt und dampft.
Der Nebel tropft aus ihres Halshaars Strähnen,
Ein Zittern schießt durch ihre derben Sehnen.
Sie schnuppern scheu. Jetzt gellt der rauhe Ruf
Des Hirten. Stampfend wenden sie und sprengen
Die Alp entlang. Der Blitz mit gelben Fängen
Springt zischend auf und schlägt auf das Gestein,
Der Donner brüllt. Der Regen stürzt herein."

(Ungedruckt.)

Aber trotz dieser und einiger anderer Gaben der Muse, es war und blieb mit dieser Sommerfrische eine unerquickliche Sache. Am 3. August trat der Dichter den Heimweg an, über die Ochsenalp: „Ohne eine Sekunde Halt gieng ich in 5 Stunden von Arosa nach Chur, war auch ganz erschöpft und bin noch ganz wirblig von der dicken Luft." Wenig, zu wenig erholt kam er am 5. in Aarau an. Etwas besser ließen sich die Ferienunternehmungen des nächsten Jahres, 1894, an, welche das Freysche Ehepaar im April nach Biberist führten. Mit einer vom Tennisspielen verrenkten Hand machte Adolf dann im Juni die dreitägige alljährliche Schülerreise mit, die diesmal über das Nägelisgrätli und die Grimsel ging. Für die Sommerferien wurde für beide Gatten eine richtige Ragazerkur unternommen, der noch ein kurzer Aufenthalt in Arosa folgte, das diesmal in voller sonniger Pracht leuchtete: ein häufiger

Spaziergang galt dem alten Kapellchen mit seinem Beinhaus, das dem Dichter die Anregung zu dem „Jahrtag" in seinem Totentanzzyklus gab. Im September befiel ihn die Gesichtsrose und ließ als unerwünschten Nachklang eine Entzündung zurück, die den kaum Genesenen zwang, sich in Zürich eine Woche lang zahnärztlicher Behandlung zu unterziehen. Aber eine Freude blühte ihm in diesen Tagen: er lernte Albert Welti kennen, den er mit Emil in Höngg besuchte: „Ich komme heute," kündete er am 17. Oktober der Frau an, „aber erst mit dem letzten Zuge. Wir gehen nachmittags nach Höngg zu dem Maler Welti, der in Aarau Radirungen ausgestellt hat. Heute zum letzten Mal unter die Folter!"

Als er nach Hause kam, fand er den Brief eines ihm persönlich Unbekannten vor. Er trug die Unterschrift: „Emil Milan". Von Widmann empfohlen. Auf einer Vortragstournee mit dem Wunsch, auch in Aarau sprechen zu können. Das ließ sich machen, und als der Vortragende im September bei Frey eintraf, behagte man sich gegenseitig. Milans Persönlichkeit, seine hervorragenden künstlerischen Qualitäten, seine persönlichen Beziehungen in der Schriftstellerwelt, seine literarischen Interessen boten ein reiches Material für Unterhaltung und Austausch. So wurde er durch Jahre hindurch ein willkommener Gast bei Frey. „Wie gern" (22. XII. 94), schrieb er zwei Monate nach seinem ersten Aarauer Abend, „hätte ich in Aarau einen Tag gewartet; denn es hat mir bei Ihnen so außerordentlich gut gefallen und ich hatte mir gedacht, im stillen Kreis Ihrer schönen Häuslichkeit wäre es mir dann auch möglich gewesen, Ihnen noch einige private Proben meiner Kunst zu geben[231])." Milan besprach bei diesen und spätern Besuchen in Aarau mit dem Dichter öfter den Plan, den ganzen Totentanz vorzutragen und zwar mit musikalischer Begleitung, die auch während seines Sprechens nicht völlig verstummen, sondern mit leisen Violin- oder Flötenpassagen sich der jeweiligen Stimmung anpassen sollte, und er hoffte, für seinen Gedanken bei einem Aufenthalt in Wien Brahms selbst gewinnen zu können. Aber seine Wienerreise kam nicht zustande, und so unterblieb auch dieser zweite Anlauf, mit dem melodramatisch gestalteten Totentanz ein Werk zu schaffen, das in ungebrochener und ununterbrochener Stimmung einen ganzen Abend füllen würde[232]). Bei dem gleichen festlichen Anlaß öffentlich aufzutreten, fanden Dichter und Rezitator Gelegenheit, als der Lesezirkel Hottingen, Zürichs größte literarische Gesellschaft, am 12. Oktober 1895 C. F. Meyers siebzigsten Geburtstag zu feiern beschloß, Adolf Frey, wie früher schon erwähnt, zum Festredner und auf seine Empfehlung

Milan erkor, um die Poesie des Kilchberger Meisters selbst zu Gehör zu bringen: „Nun denke ich," nahm sich der Rezitator vor, „bei den Meyerschen Gedichten alles, was in mir ist, zusammenzunehmen, um würdig zu bestehen." Aber man hatte beiderseits nicht mit des Geschickes Mächten gerechnet: „Ich bin schwer erkältet und heiser," erklärte Milan verstimmt, als sich die beiden Herren unversehens im Dunkeln vor der Türe des Hirschengrabenschulhauses trafen, wo die Feier vor sich gehen sollte. „Ich huste und habe Katarrh," erwiderte im gleichen Atemzuge Frey. Allein nicht nur dem sprachgeschulten Rezitator, sondern auch ihm, bei dem das gute Sprechen Naturanlage war, half die Herrschaft über das Organ und die Gelassenheit durch.

Die Sommerferien 1895 verbrachten Adolf und Lina Frey in Alpbach oberhalb Meiringen. Eine völlig neue Gegend, andere Eindrücke und für einige Wochen völlige Arbeitsfreiheit erwiesen sich nach den Erschütterungen durch den Tod des Bruders und nach strengen Arbeitsmonaten als starkes Bedürfnis. Die prachtvolle Lage des gemütlichen einfachen Hauses tat es ihnen an: über das Tal hinweg, das Meiringen birgt, der Blick auf die Wetterhörner und die wilden, ragenden Engelhörner, die hübschen Spaziergänge in der Nähe, die tosenden, dem Tal zuhastenden Wildwasser. Eine der Tagestouren galt dem zirka 2600 Meter hohen Hohenstollen, eine andere, wie die erste durch schwere stundenlange Gewittergüsse gestört, dem Tschingelhorn oberhalb dem Rosenlauibad. Beide Male bis auf die Haut durchnäßt, trugen die Wanderer keine gesundheitlichen Nachteile davon und fühlten sich nach 12—14stündiger, teilweise nicht ganz ungefährlicher Tour noch zu einem abendlichen Tanz aufgelegt.

Der September brachte Frey den Besuch Haessels, der Oktober einen zehntägigen Münchener Aufenthalt, mit den Freunden Anna und Heinrich Ganter. Am 14. kamen die Reisenden im Hotel Roth an und am nächsten Tag wurde mit den Kunstfahrten gleich energisch ins Zeug gegangen: „Gestern," schrieb Adolf nach Hause (16. X. 95), „war ein strenger Tag. Von 8½—10 kam ich nicht mehr ins Hotel: Secession, Glaspalast, Gewerbeausstellung, Bräustübel, Bürgerbräu, Cafe Luitpold ... Viel Anregung. Aber die Neuen doch etwas enttäuscht." Am Tag darauf waren es fünf Stunden Glaspalast und abends zwei Molieresche Lustspiele, am 17. erreichten die Kunstbesichtigungen sechsstündige Dauer. Paul Heyse, den Frey aufsuchte, fand er nicht in München. Eine Erholung war am 18. eine Fahrt nach Starnberg, wo Frey zwar den Tag mit dem Komponisten Poebing verbrachte, die persönliche Bekannt-

schaft mit dem Maler Stäbli, einem alten Duzfreund Boebings, aber zu seinem großen Bedauern verfehlte; er hielt große Stücke auf die stimmungsstarke Kunst seines aargauischen Landsmannes, der in der Aarauer Kunstsammlung trefflich vertreten ist. Mit den Galerien wurde im gleichen Tempo fortgefahren, und unter sechs Stunden und abendlichem Theaterbesuch ging es nicht ab, sodaß Frey am 26. die Heimreise nicht ungern antrat; er war stark ermüdet, bei seiner intensiven Art zu sehen und aufzunehmen kein Wunder, es war kalt geworden und schneite. Der Gewinn der überhäuften Schau kam ihm doch nach 10 Jahren zu statten, als er, mit seinem Böcklinbuch beschäftigt, sich der Bilder des Meisters bei Schack bis ins kleinste Detail erinnerte. „In München," bekannte er Frau v. Albertini am 17. Nov. 95, „war es doch die alte Pinakothek, die mir den tiefsten Eindruck machte. Dann vor allem die schönen Böcklin bei Schack. Übrigens konnte man aus den ungefähr 2000 Nummern der Secession und des Glaspalastes erkennen, daß wir in einer neuen starken Bewegung stehn." Aber er litt vielfach unter Stimmungen, die ihm die poetische Produktion verwehrten, die notwendige Folge der Überanstrengung der letzten Jahre: „Auch ich leide vielfach an müdem Kopfe. Namentlich sind die poetischen Momente sehr selten oder eigentlich gar nicht vorhanden. Ich glaube, man muß mich nächstens auf Abbruch versteigern." Kleine Ausflüge im Frühling 1896, zu Spitteler, der Dichterin Isabelle Kaiser, zu Widmann, zu Professor Burkhard in Basel, zuletzt eine Biberister Woche brachten Ausspannung und Anregung, lockten aber die Muse nur zeitweilig herbei: ... „meine Stimmung ist keine rosige. Ich denke oft, daß ich bald von diesem Jammertälchen möchte abberufen werden. Das, was ich Alles planirt habe, auszuführen, darauf habe ich zum großen Teil verzichtet." (12. IV. 96 an Fr. v. Alb.) Doch war am Tag vor dieser Klage ein neuer Totentanz, „Der Pförtner" entstanden und der nach Hause Kehrende kam gerade zur Aufführung seiner Schulhauskantate.

Auch die Sommermonate blieben poetisch unergiebig: „Die Zeit" (5. VII. 96 an Fr. v. Alb.) „schlüpft mir unter den Händen weg, ich weiß nicht wie. Aber das weiß ich, daß ich seit Monaten zu keiner Arbeit, zu keinem Gedicht, zu keiner Stimmung gekommen bin. Ich habe mich offenbar diesen Winter überarbeitet. — Im Allgemeinen ist zu sagen, daß ich entschieden versimple." Das fanden nun die Freunde nicht, mit denen er in Piora oberhalb Airolo erquickliche Sommerferien 1896 verbrachte. Unterwegs trafen das Freysche Ehepaar mit Milan, seiner Frau

und Schwester und mit der Sängerin Amalie Kling zusammen. Oben fand man Otto Brahm und seinen jungen dichterischen Schützling Hirschfeld vor, und für zwei Tage tauchte Sudermann auf und schloß sich der fröhlichen Gesellschaft an. Die vormittäglichen Spaziergänge führten Adolf und seine Frau meist allein aus und empfingen tiefe Eindrücke von der eigenartigen, von den Zaubern der Hochgebirgsmelancholie überhauchten Gegend, dem Ritom- und Cadagnosee, dem kleinen einsamen Tomsee mit seinen Alpenrosenufern, seinen wunderbaren Spiegelungen, den hereinschattenden schwarzen Bergstöcken, den anschlagenden und verhallenden Glocken der unter den Gewitterwolken bänglich blökenden Herden. Nachmittags rückte man meist gesellschaftlich und nach weitern Zielen aus, — der Camoghè und andere Gipfel wurden erklettert. „Wunderschön," erzählte Frey Frau v. Albertini (8. VIII. 96), „war namentlich eine (Tour) auf den Colombopaß, es ist der schönste Paß, den ich je sah": auf der Paßscheide wieder einer jener kleinen Bergseen, die so ganz anders leuchten, spiegeln und die Seele ergreifen als die Tieflandseen, und die eigentümlich zerklüfteten, kahlen, weißfahlschimmernden Kalkfelsen, von deren Höhen es wie von einem himmlischen Echo widerklang, als Fräulein Kling sang. Noch kam Freund Ganter von der Göscheneralp für wenige Tage herauf, dann setzten nicht endenwollende Gewitterregen ein, so daß nach vierzehntägigem Aufenthalt Frey und seine Frau rasch entschlossen während einer Pause des Unwetters den dreistündigen Weg nach Airolo unter die Füße nahmen und am nächsten Tag wieder in ihrem Heim anlangten. Besuche von Fräulein Kling, Wolf, Isabelle Kaiser u. a. entschädigten sie für den verkürzten Aufenthalt. Mit Isabelle Kaiser, die, von Winkelried begeistert, sich erstmals im Sommer 1893 bei ihnen eingestellt hatte, spann sich ein häufiger brieflicher und persönlicher Verkehr an. Sie legte Adolf Frey Neuentstandenes ihrer Feder vor, und sie war es auch, die ihren Schwager, den Maler Alexander Schindler, veranlaßte, sein Bild zu malen. Nach einer Reihe von Sitzungen in Zürich wurde das Unternehmen allerdings aufgegeben, der Maler hatte die Impedimenta eines Adolf Freyporträts unterschätzt.

Freundschaftliche Beziehungen knüpften sich in diesem Sommer auch mit Dr. Walther Lauè an, dem nachherigen zweiten Bürgermeister der Stadt Köln[233]). Von schweizerischer Abkunft und ehemaliger Schüler des Aarauer Gymnasiums zog es den feingebildeten, liebenswürdigen und selbst literarisch tätigen Mann immer wieder an die Stätte seiner Jugend, und er suchte alljährlich mit seiner Familie auf dem Alpenzeiger bei Aarau

seine sommerliche Erholung. Bei einer solchen Gelegenheit machte er Freys Bekanntschaft und wurde bald ein warmer Verehrer seiner Person und seiner Muse. Am 30. Dezember 1896 schilderte er im großen Gürzenichsaal zu Köln in einem begeisterten, von der Literarischen Gesellschaft veranstalteten Vortrag Persönlichkeit und Schaffen vor allem des Dichters Adolf Frey: „Mein Vortrag," berichtete er ihm, „fand großen Beifall ... Herr Hofrat Dr. F. (der Vorsitzende) sprach seinen Dank in längerer Rede aus und beim nachfolgenden Festessen wurden der Aargau, sein Dichter und meine Wenigkeit noch mit Reden und Becherklang gefeiert." Auf seine Anregung führten, wie früher erwähnt, Vorträge über Keller und Meyer Frey nach der Jahrhundertwende nach Bonn und Köln.

Persönliche und literarische Beziehungen in der Schweiz und dem deutschsprachigen Ausland mehrten sich in dem Maße, als Freys Schaffen immer weitere Kreise zog, und brachten mit mancher Befriedigung und Freude neue Anforderungen an Auskünfte, an literarische Mitarbeiterschaft, an private Urteile. Allen literarischen Anfragen und ihrer Folge hier nachzugehen, ist unmöglich; es war kaum eine namhafte bestehende oder neugegründete schweizerische oder deutsche größere Zeitschrift oder Tageszeitung, die nicht einmal an ihn gelangte. Als eines ständigen Amtes sei z. B. nur seiner Vermittlung und Mitarbeit für Anton Bettelheims „Allgemeine deutsche Biographie" und seines „Biographischen Jahrbuches" gedacht und der Beiträge an die „Deutsche Literaturzeitung" und die „Deutsche Rundschau".

* * *

Italienische Reise

Für die Aprilferien des Jahres 1896 hatte sich Adolf Frey ein bestimmtes Programm ausgedacht; es sollte mit zwei Aufenthalten bei den Eltern seiner Frau einem mehrtägigen Besuch bei Hans Thoma in Frankfurt gelten und bei günstigem Wetter mit einem Abstecher nach St. Blasien zu ihrem Bruder abschließen. Da geschah etwas gänzlich Unerwartetes. Es wurde dem Freyschen Ehepaar eine italienische Reise beschert, die unverzüglich anzutreten war. Zwei Tage später, am 12. April vormittags 9 Uhr saßen die Reisenden im Zug, erst jetzt von der Wirklichkeit ihres Glücksfalles so recht überzeugt. Es waren Tage und Wochen ungetrübten Genusses, denn auch Adolf, der angegriffen von drei In-

fluenzaanfällen dieses Winters, von Schule und Arbeit, die Reise etwas ersorgt hatte, fühlte sich bald wohler und zu allem Tun entflammt. Die erste Tagesfahrt an Baumblust, strahlender Seebläue und schneeleuchtenden Hochgipfeln vorbei endete in Mailand. Längeres Verweilen hier war im Programm nicht vorgesehen: „Gestern," schrieb die Reiseberichterstatterin aus Florenz (14. IV. 94), „fuhren wir programmgemäß 11^{25} von Mailand ab, nachdem wir noch den Dom gesehen, der uns trotz aller Marmorpracht innen einen überwältigenderen Eindruck machte als außen. Die Wirkung der kolossalen Raumverhältnisse, das wunderbare Lichtspiel, die prachtvollen zarten Farben sind unvergeßlich. Schön war's dann den Apennin hinunter mit dem Blick in die Toskana. Hier, im Hotel Helvetia, sind wir gut versorgt, haben ein stilles Zimmer, während wir die Fütterungen vorwiegend auswärts besorgen. Heute morgen herrliches, strahlendes Wetter, Dom, den wir gestern noch im Dunkeln gesucht hatten, Baptisterium, Museum, Santa Maria del Fiore, wo wir uns von Lucca della Robbia, Donatello, Duccio fast nicht trennen konnten ... (Wir) fuhren heute Nachmittag nach Fiesole hinauf — eine einzige Fahrt durch dieses Paradies von herrlichen Berglinien, üppiger Vegetation und strahlendem Licht ... suchten die Villa Böcklin, ‚del Signor Boccolini', wie uns ein Fiesolaner belehrte, wurden von dem wieder leidlich hergestellten[234]) Maestro aufs liebenswürdigste empfangen und sahen die vier Bilder, die er in Arbeit hat, 1. eine Melancholie, 2. ein Motiv aus dem Orlando Furioso, (der die Bauern erschlägt), 3. Pan mit drei weiblichen Gestalten, ein prachtvolles Bild in violetten und gelben Tönen, 4. ein gewaltiges, für Paris bestimmtes Bild: der Krieg mit der Gewalt und dem Tod. Als uns Böcklin durch seinen Garten begleitete, pflückte er mir zum Abschied eine rote Rose, ließ sich ein wenig ins Knie, sagte aber schalkhaft: ‚Knien kann ich nicht.' Er hat Schwierigkeiten mit dem Gehn und Sprechen. Glücklich, daß wir ihn noch sehen durften, (wer weiß, wie lange er noch da sein wird), fuhren wir wieder zurück." Der nächste Tag galt den Uffizien und nachmittags dem Pittipalast; daran anschließend erfrischte eine Fahrt durch die Cascine die Ermüdeten. Adolf fesselten und rührten neben den bekannten Herrlichkeiten des Cinquecento vor allem auch die Quatrocentisten, deren innige Frömmigkeit und Andacht ihn ergriff, und die er bei der reichen Pracht der Barockisten vermißte: „Man spürt es, daß sie die wundervolle heilige Einfalt nicht mehr gehabt haben." Unter den Frühen interessierten ihn Domenico Ghirlandajo und Botticelli besonders. Anregungen von Albert

Welti und Meister Böcklin selbst, der sich dem Quatrocento vor dem Cinquecento verpflichtet fühlte, ließen ihn der Tempera- und Emulsionstechnik der Frühen besondere Aufmerksamkeit schenken — Eindrücke, die seinem jetzt schon geplanten Böcklinbuch später zugute kamen. Und wie erfreute er sich an Dürers Anbetung der hl. drei Könige! Einer seiner Lieblinge war auch der Kolorist Andrea del Sarto mit der unvergleichlichen Anmut seiner Madonnenbilder. Es beeinträchtigte den Besuch der Museen in etwas, daß mit dem dritten Florentinertag die Osterfeiertage einfielen. Zwar konnten am Karfreitag noch vormittags der Pitti und die Uffizien, nachmittags außer Pitti San Annunziata, am Samstag die Galleria reale, wiederum der Pittipalast und Santa Maria del Carmine besichtigt werden, aber am Ostersonntag blieben Santa Maria Novella und Santa Trinità, nachmittags der Boboligarten das Gegebene: „Seit meine Frau Ihnen geschrieben hat," berichtete Adolf, „haben wir redlich vormittags und nachmittags Jagd gemacht durch die ungeheuren Kunstschätze. Florenz ist ein Wunder; wenn man bedenkt, was diese Stadt in zwei Jahrhunderten hervorbrachte, so wird man wohl sagen dürfen, daß etwas Ähnliches nur Athen geleistet hat. Heute haben wir für gut befunden, ein wenig auszuspannen, und fuhren nach dem Giardino dei Boboli. ... Morgen gedenken wir noch Museo S. Marco, die Mediceergräber in San Lorenzo und den Bargello in Angriff zu nehmen. Dann addio, bellissima Firenze!" Etwas von „Land und Leuten" kennen zu lernen, dazu war die Zeit zu kurz, aber ein kleines für die italienische Rasse charakteristisches Erlebnis blieb im Gedächtnis haften: als die zwei eines Morgens die silbrighelle Piazza Vittorio Emanuele passierten, bestürmte sie ein 4—5jähriger Dreikäsehoch mit einem halb trotzigen, halb flehentlichen „un soldo, signor, un soldo!" Ein solcher fand sich auch für den bildhübschen Knirps. Aber wie komisch berührte es den Spender, als der Kleine das Geldstück unwillig zurückgab: „O no, non è in corso, è un 'aquila!" „Kannst Du Dir," wandte sich Adolf lachend an seine Frau, „ein vierjähriges Schweizerbübli vorstellen, das sich so etwas leistet?" Als sich das Ehepaar von dem Padrone des in der Nähe des Strozzipalastes gelegenen Hotels Helvetia verabschiedete, frug dieser, ein Schweizer: „Erlauben Sie, sind Sie nicht der Dichter Adolf Frey, der die Freiharstbuben und das Lied zum ersten August geschrieben hat?" und er erwies sich auch als wohl vertraut mit den Werken Jakob Freys. Nach diesem freundlichen Ausklang wartete man geduldig die obligate Stunde Verspätung des Romerpreßzuges ab. Es war am 19. April.

Rom! Mit einem kunstverständigen Umweg führte der Veturin die Reisenden an dem Forum Trajani, der Ara Coeli, dem Kapitol, dem Parlamentsgebäude, dem Standbild Vittorio Emanuele vorbei nach dem Pincio, Antikes und Modernes fürsorglich vereinend, ein verheißender Auftakt. Sie nahmen im Hotel Haßler Quartier in einem stillen, hoch- und rückwärts gelegenen Zimmer, in das die frischen, duftgesättigten Lüfte des staubentrückten Giardino Publico hereinwehten. Eine erste Fahrt vormittags nach dem Forum Romanum leitete den folgenden Tag ein; nachmittags San Pietro in vincoli mit dem überwältigenden Moses, das Coliseo, der Palatin mit seinem herrlichen Überblick über Forum und Stadt. Nur einen Vormittag hatten die Reisenden hierauf für den Skt. Peter, einen ersten Blick in den Vatikan, die Stanzen und Loggien, die Pinakothek, die Sistina; nachmittags bedeutete die Fahrt nach der Via appia an den Scipionengräbern, dem Mal der Caecilia Metella vorbei bis zur Casa rotonda eine Erholung: herrlich das Landschaftsbild, der eigentümlich melancholische Zauber der Gräberstraße selbst. An San Sebastiano vorüber verließen sie die südliche Stadtgrenze, um sie bei der riesigen Basilika San Paolo fuori le mure wieder zu erreichen; als sie aus dem gewaltigen Innenraum heraustraten, erfreute sie noch ein besonderes Schauspiel, der Einzug einer zahlreichen Herde weißer Campagnaochsen mit ihren großen gebogenen Hörnern und den sanften dunkeln Augen. Den dritten römischen Tag füllte eine eingehendere Besichtigung des Vatikans, nachmittags die Villa Borghese. Dann ein Tag für Kapitol und Konservatorenpalast, nachmittags San Onofrio und die Villa Doria Pamphili: „Wir ließen uns," berichtete Lina Frey, „dorthin über die schöne Piazza Quirinale und die Passegiata Margarita führen, eine entzückende Fahrt vorbei an dem Garibaldidenkmal mit seinen leidenschaftlichen, vortrefflich aufgebauten Kämpfergruppen und dem unvergeßlichen Blick auf die ewige Roma, deren ganze Größe und Herrlichkeit einem dabei aufgeht. Dort erlebten wir ein kleines Pferdeabenteuer, indem unser ‚Caballo' solang vom Koller befallen war oder einen solchen heuchelte, bis wir, beinah aus dem Wagen geschleudert, ihm den Rest der Fahrt schenkten." Es war, als sich die Reisenden von der Terrasse nach der sonnenvergoldeten Stadt wandten, ein schmerzlicher Abschied, an den sie später immer wieder mit Sehnsucht zurückdachten. Zu bewegt, um zu reden, durchwanderten sie diesen Abend die römischen Straßen zu Fuß nach ihrem Hotel. Und dann kam der letzte Tag. Noch einmal suchten sie den Vatikan auf, die Gemäldegalerie, die langgestreckten

Skulpturensäle, die Bibliothekſäle, wo der prieſterliche Cuſtos die prachtvollen Codices öffnete, die handſchriftlichen Unica vorwies und unermüdlich jede Auskunft gab. Der letzte Nachmittag ſollte einem Ausflug nach Tivoli gehören, aber — bisher während der ganzen Reiſe unerhört! — es regnete. So machte man nach zwei früher geſcheiterten den dritten erfolgreichen Verſuch, das nun von einem Gerüſt befreite Pantheon zu ſehen und wanderte im Sprühregen an Caſtor und Pollux vorbei nach der Villa Barberini und Santa Maria ſopra Minerva ins Hotel zurück. Eine Sonntagsfahrt führte am nächſten Tag die beiden nach Neapel.

Um zwei Uhr angelangt, durchfuhren ſie in langer Fahrt, den rauchenden Veſuv als Wahrzeichen vor ſich, die ſonnenſtrahlende Stadt nach dem neapolitaniſchen Haßler, wohin ſie der römiſche empfohlen hatte, und bezogen das ſchöne große Zimmer, das man ihnen reſerviert hatte. Dann ein Schritt auf die große Hotelterraſſe — und da lag es vor ihnen, das grünblaue, wogende, erſehnte Meer, und von drüben links ragte das düſtere Caſtello d'ovo. Kaum hatten die Ankömmlinge ihr ſpätes Pranzo abſolviert, ſo eilten ſie hinunter nach dem nahen Santa Lucia an den Meeresſtrand. ... „Dieſe zauberhafte Natur! Sie hätten ſehen ſollen, wie mein lieber Mann zu ſtrahlen anfing, als er das Meer ſah — es war eine herrliche Bekanntſchaft: blau und unendlich dieſes Wogen und Steigen und Zurückfluten — wir trafen das Meer unruhig, flimmernd und donnernd, und konnten uns faſt nicht losreißen von den weißen ſteigenden Wogenkämmen, die ziſchend über die Molenmauer fuhren," ſchilderte die Gattin ihre Eindrücke. Schließlich entſchloß man ſich noch zu einer Wagenfahrt durch die Stadt, am Hafen und dem lärmenden Meer entlang und durch das ſonntägliche Gewühl des Corſo. Aber als man durch und durchgeſchüttelt ins Hotel zurückkehrte, erging es der ſonſt ſo geſunden Frau wie der beleibten deutſchamerikaniſchen Tiſchgenoſſin, die ihrer Tochter unabläſſig klagte: „Mina, ich fühl' übel! Ich fühl' übel, Mina!" Sie ſah ſich auf Cholerakoſt, Reiswaſſer, das die erfahrene Hotelbeſitzerin ſogleich ſandte, angewieſen und mußte einen Verſuch, das Muſeo nazionale zu ſehen, andern Tags aufgeben. Nach einigen Stunden Bettruhe war die Attacke bei ihr ſoweit überwunden, daß am ſpäten Nachmittag eine Fahrt über den Poſilipp unternommen werden konnte, die ihnen alle Zauber der Lage Neapels offenbarte. Man begriff den fröhlichen, geſprächigen Veturin, als er den berechtigten Satz ſprach: „il mio paese è il piu bello del mondo," und ereiferte ſich auch nicht über die Bettler, die im Stadtgebiet den Wagen unabläſſig verfolgten.

Bis in die späte Nacht genossen die Reisenden noch den Anblick und Hauch des Meeres und packten dann ihre Reisehabseligkeiten zusammen mit dem Vorsatz, andern Morgens das cholerageführliche Santa Luciaviertel zu verlassen. Aber mit der Tagesfrühe hatte der unheimliche Dämon auch Adolf erfaßt und brachte ihn so herunter, daß er nach zwei Tagen um eine Verlängerung seiner Ferien einkam, die ihm umgehend bewilligt wurde. Noch sahen die Reisenden das Aquarium und speisten zum letztenmal in dem Hotel, wo ihnen alle Pflege zuteil geworden war. „Manzo?" frug Adolf den aufwartenden Kellner, der eine ihm rätselhafte Platte anbot. „O no signor," erwiderte der Cameriere, bog sich ein wenig in die Knie und breitete die Hand in der Höhe des Stuhlsitzes aus, „piu piccolo, mähähä!" Nach diesem lustigen Ausklang bestieg man das Schiff nach Capri, und als die Kapelle die „Santa Lucia" und andere bekannte italienische Weisen anstimmte, die Maschine den Rhythmus dazu stampfte, Himmel und Meer strahlten und eine frische Seebrise die Wimpel tanzen ließ, war alles Ungemach vergessen und fröhlich sah man weiterer Reisefreude entgegen. Und da kam auch schon ein Stück davon herangeschwommen: schon in ziemlicher Nähe der Insel legte ein Boot am Dampfschiff an mit der Aufschrift „alla grotta azura". Also mit einigen andern Caprifahrern hinein in die tanzende Nußschale! und mit geschickt abgefaßtem Wogenschwall war man unversehens drinnen in dem blauen Wunder, wo freilich der Lärm der lachenden und singenden Passagiere in den durcheinander wirbelnden Barken keine Märchenstimmung zuließ. An der piccola Marina gelandet, suchte man das Hotel Pagano auf und erhielt in einer durch enge Steingäßchen erreichten Dependance befriedigendes Quartier. Hier, in Capri, hatten die Reisenden vor allem das Gefühl des fremdartig Südländischen, nicht nur der Landschaft, sondern auch des Lebens, der Bauart der Häuser usw. Schon das Hotel Pagano selbst mit seinen Hallenöffnungen, rundbogigen Galerien, dem dreigegliederten Aufbau, dem Palmengarten, wie wirkte das eigenartig! Dann die engen Pflastergäßchen und eingemauerten Wege, die rosenüberwucherten, zedernüberragten, geheimnisvollen Gärten, die Steinpfade an der steilfelsigen Küste, wo die Meereswellen eintönig anschlugen und ihr ewiges Lied sangen — hier war die Poesie Italiens! Am Nachmittag ihrer Ankunft stiegen die Reisenden nach der Villa Tiberio hinauf, ließen sich unterwegs nach dem Rat von Freunden in einer einsam stehenden Trattoria eine echte Tarantella vortanzen und erklommen dann den Rest ihres Weges, der sie einem neuen

unvergeßlichen Eindruck entgegenführte: jenem Blick in die blaue unergründliche Meerestiefe, in ein Farbenwunder, aus dem man jeden Augenblick ein Fabelgeschöpf der Odyssee oder des Meisters Boccolini auftauchen zu sehen erwartete. Am folgenden Vormittag wanderte man, von einer köstlichen Morgenbrise erfrischt, nach der Punta Tragara und den bizarren Faraglioni, die in der Brandung wie trunkene Vagabunden zu schwanken schienen und von blitzenden Möwen umschwirrt und umschrien waren — ein jubelndes Seemärchen! Den Versuch, noch Anacapri zu ersteigen, vereitelte freilich die brennende Sonne und die erschlaffende Ermüdung der letzten Tage. Immerhin hatte man den Überblick über die an jähen Felsstürzen hinaufgekletterte Häuserherde und das jenseitige Ufer. Dann kam der Tag des schmerzlichen Abschieds: „Capri," schrieb Adolf, „ist wunderbar! Leider müssen wirs heute wieder verlassen. Tiberiovilla, Tarantella, Hidigeigei, Anacapri, Punta Tragara — Alles ist besorgt. Heute nach Sorrent, wo, um Übermüdung zu verhindern, wir übernachten. Dann Amalfi und Pompeji!" So geschah es. In Sorrent leuchteten zu ihrem Zimmer im Hotel de Londres die Gärten der Hesperiden herauf, die schwer behangenen Orangen- und Zitronenspaliere, an denen frischerschlossene Blüten mit der goldenen Früchtepracht wechselten. Dann andern morgens die wundervolle Fahrt dem Meeresufer entlang nach Amalfi: „... wir kamen entzückt und hochbefriedigt in Amalfi, Luna, an, dort, (anstatt bei den ihnen empfohlenen Capucini) weil wir gleich nach Ravello weiter wollten, da das Wetter sich schnell zu trüben anfing." In Ravello empfing sie eine Blumenpracht ohnegleichen, als ob sich alles, was aus der Erde sprießt, zu einem glorreichen Frühlingsfest hier versammelt hätte. Und wie stimmte dazu die maurische Architektur der kleinen Kathedrale mit der von Löwen getragenen Kanzel und den Bronzeportalen des Nicolo Pisano! Die Kathedrale von Amalfi freilich schreckte durch den unglaublichen Reinlichkeitszustand ihrer großen Freitreppe vom Besuch ab. So begaben sich die Reisenden zum Strand und ließen sich nicht ungern von einem der dort lungernden halbwüchsigen Burschen zu einer Bootfahrt verlocken, während die schaumgekrönten grünen Wogen schon sturmdrohend brodelten. Wieder war man unversehens in einer weiten Grotte: „Jo so molti canti popolari," verkündete der schmale, gelenkige Bootführer und füllte auch schon die widerhallende Höhlung mit seinen schmetternden Gassenhauern. Als man wieder ins offene Fahrwasser geschaukelt war, fielen unter Donnergrollen die ersten schweren Tropfen.

Im Kreuzgang der ehemals klösterlichen Luna stürzte der Regen in Strömen herab, und viel besser wurde es auch andern Tags nicht, als man Vietri und Pompeji zufuhr. In ihrem Einspänner tüchtig durchnäßt, legten die Reisenden, um in die Ruinenstadt zu gelangen, durch einen provisorischen Brettergang von fünfzig Schritten sozusagen einen Zeitraum von fast zweitausend Jahren zurück! Man stand am Rand des Ausgrabungsgebietes metertief unter einem grünenden, in der nun siegenden Sonne duftenden Haferfeld, das der streichende Wind umpflügte, das Lied der Vergänglichkeit und den Trost der ewig jungen Natur singend. Zwei Stunden hatte man für Schau und Belehrung und hätte kaum geglaubt, daß nicht nur Todesnot, sondern vor dem Verderben auch menschliches Glück und Freude hier hausten, hätte nicht die Kunst ihr heiteres Signum auf den verlassenen Wänden zurückgelassen. Ihr, vor allem dem, was von der dekorativen Malerei mit ihrer besonderen Technik zurückgeblieben war, gehörte Adolfs stärkstes Interesse. Ein Abendzug brachte die Ermüdeten nach Rom zu einmaligem Übernachten zurück, denn ihre Zeit ging zu Ende. Am andern Vormittag, den 4. Mai, gelangten sie nach Genua, wo noch der Palazzo bianco mit seinen Niederländern unter etwelcher Galeriemüdigkeit besichtigt und übernachtet wurde. In langer Fahrt wurde nachts ein Uhr Lugano erreicht, das für einen Ruhetag ausersehen war. Das Wetter erlaubte eine genußreiche Gondelfahrt, verbot aber mit Gewitterwolken den ins Programm gesetzten Salvatore. In brütender Augusthitze verließen die Heimkehrenden am 7. Mai Lugano, um in Göschenen in einen wirbelnden Schneesturm zu geraten. Regen und Schnee begleiteten den Zug ins Tiefland herunter, wo Wiesen und Bäume in einem nach Italien fast grellen Frühlingsgrün prunkten, und froh erfaßten die beiden das vertraute Bild der Heimat.

„Erzählen soll ich?" schrieb Adolf am 26. Mai 1897 an Frau v. Albertini. „Ja, von einer solchen Reise mit den unzähligen und unvergänglichen Eindrücken müßte man schon ein ganzes Buch schreiben. Das ist nicht so ohne weiteres zu sagen. ... Die Reise war anstrengend, da wir gründlich abgrasten; aber sie war doch eine Erholung und Auffrischung." Dies ist die einzige mir bekannte schriftliche Äußerung Adolf Freys über seine italienische Reise. Mündlich kam er oft wieder darauf zurück mit den Aarauer Freunden und im Oskar Millerschen Hause, wo mit dem kunstverständigen, neuen Bahnen der Kunst zugeneigten Hausherrn die gewonnenen Eindrücke und Gedanken ausgetauscht und an Hand

photographischen Materials geprüft wurden. Insbesondere bewegte die beiden Freunde dabei die Frage der flächenhaften Malerei, die durch Hodler angeregt war. Aber in Adolfs Poesie finden sich keine Spuren Italiens, auf die man den Finger legen könnte. Stofflich schon gar nicht: er dichtete keine Platenschen Sonette und keine italienischen Reisebilder wie C. F. Meyer. Seine Muse blieb auch in dieser Beziehung im Vaterland; es lag trotz seiner Richtung auf das Wirkliche und besonders auf das Visuelle nicht in seiner künstlerischen Individualität, daß das einzelne Erlebnis die tiefen Furchen auf seinem Acker zog; es waren die inkommensurablen, intuitiven, heimlich schaffenden Mächte der Phantasie und die klare Erkenntnis des der Poesie zukommenden Motivs, die ihm Stoff und Ziel wiesen, sie waren das Primäre. Aber wer sollte nicht ahnen, wie ein solches Erleben Gemüt und Phantasie befruchtete, wie das schaffende Formgefühl erstarkte, wie die wachsende Einsicht in die bildende Schwesterkunst das Ziel der eigenen Produktion klärte? Und Italien war für den Dichter Gewinn, weil es reiner, restloser Gewinn für den Menschen war, den Verdüsterten aus Verstimmung und drohender Bitterkeit hob und mit den Kräften frischen, neuen Lebensgenusses bereicherte. Solcher Kräfte bedurfte er, denn er ging einem Jahr des Kampfes und einer Lebensentscheidung entgegen.

XIX

Auf der Paßhöhe Zürich 1898

Motto: „Gefaßter Mut ist unsres Lebens Hort!

. . . . . .

Die Welt ist ein von Streit durchtobtes Feld.

. . . . . .

Bleibst du gelassen auf dich selbst gestellt,
So meisterst du den Teufel und die Welt."
(Heroen. Stundenschläge, S. 19.)

Der Sommer des Jahres 1897 setzte mit hohen Temperaturen und gehäuftem Arbeitsmaß ein. In dem sonnigen Südzimmer der neuen Kantonsschule, das Adolfs Unterrichtsraum war, herrschte zeitweilig eine Temperatur von mehr als dreißig Grad, und zu Hause mühte er sich mit den verzögerten Druckkorrekturen der fünf Bände der Jakob Frey-ausgabe und den Scheffelbriefen. Daneben machten sich immer noch Nachwehen des „Neapolitanischen Elends" fühlbar, so daß er auf die

Säntistour der Schüler verzichten mußte und sehr erholungsbedürftig im Juli nach Lungern am Fuß des Brünig in die Ferien ging.

Unterdessen ereignete es sich, daß in der Zeit einiger Monate an den drei deutschschweizerischen Hochschulen, nämlich Basel, Bern, Zürich, die Professuren für deutsche Sprache und Literatur vakant wurden. Jetzt, wenn einmal, mußte die Entscheidung über einen ordentlichen akademischen Lehrstuhl fallen.

Der Entschluß, einen solchen anzustreben, war für Frey kein Novum. Schon im Jahr 1881 hatte der junge Berliner Student und Redaktor an Gottfried Keller geschrieben: „... im Frühling will ich, wenn ich die venia legendi erhalte, zu lesen anfangen und wenn ich bei Wasser und Brot leben müßte." Nachdem er diese, wie schon erzählt, 1882 erworben, eine Antrittsvorlesung gehalten, aus Gesundheitsgründen aber den Beginn seiner akademischen Tätigkeit auf das Wintersemester 1883/84 hatte verschieben müssen, führte er sie bis zum Frühling 1892 durch; zu den Schwierigkeiten gehörte außer der Reise von Aarau nach Zürich vor allem die Einfügung in den eigenen Stundenplan und den der Hochschule. Diese lästige Tatsache und die vorläufige Aussichtslosigkeit auf eine der überall gut besetzten ordentlichen Professuren fielen mit in die Wagschale, als er, mit schriftstellerischer Arbeit überhäuft und vor der Öffentlichkeit wissenschaftlich und künstlerisch mehr als nur legitimiert, auf sein Privatdozententum zu verzichten beschloß und auf den Vorschlag des Erziehungsdirektors, nur einen Urlaub zu nehmen, nicht einging.

Nun, da es sich um die Frage einer ordentlichen Professur handelte, lag die Sache anders, und er war entschlossen. Sein Name und seine Publikationen gaben ihm ein wohlbegründetes Anrecht. Basel, wohin es ihn am wenigsten verlangte — er scheute vor allem das schlaffe Klima für seine sensiblen Nerven — erledigte sich bald. Mit Anfang Juni aber kam Bern in Frage, wo sein früherer Lehrer, Ludwig Hirzel, soeben gestorben war. Die Berner Universität besetzte ihre Vakanzen durch Ausschreibung und darauf erfolgende Auswahl aus den eingelaufenen Anmeldungen. Von einer formellen Anmeldung aber beschloß Frey abzusehen, setzte sich jedoch mit Widmann in Verbindung, um auf dem laufenden zu bleiben. Bald erfuhr er auf anderm Wege, daß Gegenminen eines Kandidaten gelegt waren, der näher zu der Anrichte drang. Immerhin verlangte das Dekanat Einsendung des Materials, das, da ihr Gatte in Lungern weilte, Lina Frey nach seinen Weisungen absandte. Freilich mußten seine noch ungedruckten Arbeiten, Scheffel, die Biographie Jakob

Freys und die wichtigste, das Meyerbuch, dahinten bleiben, die er nicht im Manuskript vorlegen wollte. Er nahm die ganze Sache überaus gelassen hin, ließ sich zu keinem persönlichen Schritt herbei und blieb bei seinem Grundsatz: „vogue la galère Bernoise!" In der entscheidenden Sitzung der Fakultät widerfuhr zwar der wissenschaftlichen Qualifikation Freys alle Gerechtigkeit, aber ein Ruf an ihn wurde mit der ebenso unrichtigen, als belanglosen Begründung abgelehnt, „er habe mit Hirzel nicht gut gestanden!" Im September erfolgte dann die Besetzung mit einer Persönlichkeit, die dem ganzen üblichen akademischen Intrigenspiel fern gestanden hatte.

Unterdessen war am 8. August 1897 in Zürich der bisherige hervorragende Inhaber der ordentlichen Professur für deutsche Sprache und Literatur, Jakob Bächtold, ebenfalls gestorben. Nun handelte es sich also um Zürich: „Nun geht der Tanz," schrieb Frey am 17. VIII. nach Ragaz, „auch hier los, und Alles ist im Ungewissen!" Es war nicht nur monatelange Ungewißheit, was er zu erfahren hatte. Ob gerade an der Stätte, deren dem irdischen Hader entzogene Idealität Adolf Frey später so wundervoll pries —

„In stillen Sälen stehn Altäre,
Auf ihnen leuchten stille Flammen,
Vom Dunst des Tages nicht getrübt" —,
(Festkantate z. Universitätsweihe 1914)

ob gerade an den Universitäten der Bodensatz von Empfindlichkeiten, Eifersüchteleien, bösartigem Klatsch und anderen Menschlichkeiten bei Gelegenheit besonders in Gärung geraten muß? — Was vor Adolf Freys Berufung sich begab, berechtigte zu solcher Frage. Nur dem Umstand, daß es seinem Bruder Alfred, dem am Ort der Verleumdung wohnenden klugen und hochangesehenen Mann, gelang, das gespenstische Ölweib ans Tageslicht zu zerren und daß der Angegriffene seine Gegenbeweise schwarz auf weiß in Händen hatte, war die Möglichkeit zu verdanken, der Verkennung und Verunglimpfung entgegenzutreten. Es war vor allem sein Biographenverhältnis zu Meyer, das mißverstanden und mißdeutet wurde: „Ich habe," berichtete der unschuldig Beschuldigte am 7. X. 97 an Betsy Meyer, „Ihnen davon nichts gesagt, um Sie nicht zu betrüben. Die Sache ist für mich um so fataler, als ich natürlich die Gerichte nicht anrufen darf, weil ich das Ihnen und Ihrem Bruder nicht zu Leide tun würde. Das ist selbstverständlich, obgleich die Anklage ehrenrührig ist." Da trat Betsy aus ihrer ängstlichen Zurückhaltung

heraus und stellte sich mit einer gerichtlich bestätigten Erklärung an Adolf Freys Seite.

Das unerquickliche Hin und Her der Angriffe, Verteidigung, Erkundigungen und Berichte ging durch Herbst und Winter bis über das Neujahr hinaus und verdarb Adolf nicht für die wissenschaftliche Arbeit, der er ruhig oblag, aber für poetische Produktion die Stimmung. Entspannung und Auffrischung verschafften vorübergehend ein Ausflug nach Basel zu der großen, reichen Böcklinausstellung, einige Biberister Tage und die Besuche des Ehepaares Milan-Dorée und des Freundes Wolf bei Frey. „Ich kann mir denken," schrieb Lina Frey ihren Eltern, „daß Ihr wegen Zürich gespannt seid — wir sind es nicht minder. Die Sache ist noch immer unentschieden, ich glaube aber nicht mehr an eine bejahende Entscheidung. Was für Unannehmlichkeiten, Arbeiten, Hetzereien und — Bitterkeiten wir gänzlich unverdienter Weise gehabt haben, schreibe ich lieber nicht." Auch Adolf bekannte: „Ich weine dem letzten Drittel resp. Viertel des Jahres 1897 keine Thränen nach. In dem, was es mir gebracht hat, liegt auch die Erklärung meines langen Schweigens. Zunächst ist es die immer noch unerledigte Züricher Angelegenheit mit allem was drum und dran hängt. Sodann viel Arbeit und Ärger" (an Fr. v. Alb. 30. XII. 97). Indessen gingen in Zürich die Dinge doch ihren Gang zur Reife: im Regierungsrat neigte sich die Wagschale zugunsten Freys, da die Verleumdung und seine wissenschaftliche Eignung gleichermaßen erwiesen waren, und eines Tages erzählte Adolf der Frau, daß der zürcherische Erziehungsdirektor seinem Unterricht in der Kantonsschule beigewohnt habe. Am 13. Januar sollte „die Kanone losgebrannt werden". Noch einmal wurde verschoben. Endlich, am 22., wurde Lina Frey, während der Gatte in der Schule war, vormittags ans Telephon gerufen und erfuhr von Alfred: „Adolf ist vom Regierungsrat einstimmig gewählt worden." Als er um zwölf Uhr nach Hause kam, empfing ihn ein festlich mit Blumen und einer Champagnerflasche gedeckter Tisch, auf dem sein Lieblingsmenu erschien. Die Überraschung war völlig gelungen, und fröhlich feierte das Ehepaar den schwer erdauerten Sieg, den nach Tisch eine Depesche des Erziehungsdirektors von Zürich bestätigte. Gleichen Tags verkündete ihn auch die Neue Zürcher Zeitung, und nun regnete es Glückwünsche vom In- und Ausland, denn die lange verzogene Angelegenheit hatte nicht nur in der Schweiz Aufsehen erregt. „Gott sei Dank," atmete Betsy auf, „Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, seit Sie nun — eben lese ich Ihre Ernennung auch im Reichs-

boten — die beste Rechtfertigung und Genugtuung für das Ihnen widerfahrene Unrecht, das ja teilweise von unsrer Seite kam, öffentlich empfangen haben! Die Wahl unsrer Züricher Regierung freut mich in der Stille auch ganz besonders, weil sie mir ein kleines Sinnbild und Vorzeichen dafür ist, daß doch zuletzt die Wahrheit in der Welt Meister wird" ... Auch Spitteler rief ein „Bravo, Bravissimo" mit dem Zusatz, es komme hiemit ein Urteil auf ein Katheder, usw. Hübsch war, daß sich Prof. Burdach, der bekannte Germanist, bei diesem Anlaß seiner ersten Bekanntschaft mit Frey im September 1880 auf einer Fahrt von Berlin nach Leipzig erinnerte.

Es begann nun eine über und über mit Arbeit gefüllte Zeit. Adolf mußte sich vor allem andern um einen Stellvertreter an der Kantonsschule umsehen, um nur noch den Unterricht an der Maturandenklasse beibehalten zu können, die er so kurz vor ihrem Examen nicht im Stiche lassen wollte, und um Ellbogenfreiheit für die Kollegvorbereitung zu gewinnen. Denn er hatte Mitte April in Zürich anzutreten: „Rechnen Sie nicht mit mir und rechnen Sie mich nicht unter die Zurechnungsfähigen," schrieb er am 17. II. nach Ragaz. „Ich habe meine Stunden bis auf drei an einen Stellvertreter abgegeben, um ungehindert Collegshefte machen zu können. Und darin gehe ich nun auf und zwar so, daß mir der Kopf wirbelt und ich davon träume. Gestern und vorgestern war ich bei dem anmutigen Wetter in Zürich, wo ich nicht wenig herum zu hetzen hatte. ... Ich habe zwei Jahre gehörige Arbeit vor mir; aber es wird schon gehen." Aber noch wollte man sich einige Tage der Erholung gönnen: „Heute Abend verreisen wir nach Biberist, von dort Samstag Mittag nach Bern, wo Abends die Erstaufführung von 8 meiner von Munzinger komponirten Freiharstbubenlieder stattfindet und zwar unter Munzingers Direktion. Sonntags sind wir dann bei Widmann zum Mittagessen und gehen Abends wieder heim. Jetzt beginnt natürlich die Aera der Ungemütlichkeit, da allmählig das Einpacken mit allem, was drum und dran hängt, sich zeigt" ... Zu diesem Drum und Dran gehörte u. a. die Sorge für die eines gehörigen Zuwachses bedürftige Bibliothek und das Sichten der großen Bestände von Gedrucktem und Handschriftlichem, wovon mancher Waschkorb voll verbrannt wurde, darunter viel Briefmaterial, an dessen spätern biographischen Wert damals nicht gedacht wurde. Der Umzug war ursprünglich auf den 6. April angesetzt worden, mußte aber noch um eine Woche verschoben werden. Nach dreitägigem Suchen und der Besichtigung von nahezu einem halben

Hundert Wohnungen hatte Lina Frey eine geräumige Vierzimmerwohnung gefunden im Parterre des Hauses Nr. 51 in der Eidmattstraße. Wenn auch ziemlich weit entfernt von der Hochschule, bot sie dafür einen freien Blick, Luft und Sonne.

Der Abschied von dem alten lieben Aarau rückte heran, in welchem Adolf Frey sechszehn reiche Jahre verlebt, wo er seinen Hausstand gegründet, eine Berufstätigkeit ausgeübt hatte, aus welcher ihm Liebe und Dank hunderter junger Männer nachfolgte, wo er nahe Freunde fürs Leben gewonnen hatte, wo er vor allem als Wissenschafter und Dichter er selbst geworden war. Und es war der Abschied aus dem behaglichen schönen Heim im Herzoggut, wo er mehr als Freund denn als Mieter aufgenommen war, von den stillen Waldwegen, den sanften einsamen Jurahöhen, von Jugend, Vaterstadt, der sichern warmen engern Heimat.

In offiziellen und privaten Abschiedsfeiern kamen Freundschaft, ehrende Anerkennung und Zukunftswünsche zu beglückendem Ausdruck und vertieften in den Scheidenden das Gefühl für das, was sie zurückließen. Am Abend des zweiten April ehrte die Schülerschaft ihren geliebten Lehrer mit einem unter Schnee- und Regenschauern durchgeführten glänzenden Fackelzug, der musikbegleitet unter der eidgenössischen und den Vereinsfahnen in das Herzoggut einschwenkte und sich unter den knospenden Kastanien des Vorgartens aufstellte, ein gutes Hundert Fackelträger im farbigen Wichs, von Behörden, Lehrerkollegium und hundertköpfigem Publikum gefolgt. Nach der Rede des Präses des Schülervereins Argovia sprach Frey; dann huschten die roten Reflexe der nach dem Rathausplatz abziehenden Fackeln die Baumreihe entlang davon, und Dunkel und Stille nahmen wieder Besitz von dem schattigen Park.

Nach Wochen notierte sich Adolfs Frau, was ihr von seinen improvisierten Abschiedsworten an die Schüler in Erinnerung geblieben war: „Liebe Schüler! Wenn schon der Winter heute wieder mit seinem Sturmbanner dem Lenz entgegentritt, so ist der Frühling doch eingezogen. Einem Jeden bringt er seine Gabe, dem weiße Anemonen, dem Primeln, dem Veilchen. Aber mir ist es besonders gut ergangen: er beschert mir ein ganzes Beet glutroter Nelken und feuriger Lilien, und nicht eine einzelne Amsel flötet in diesen Frühling, sondern ein ganzer Chor von Klängen tönt zu mir empor. Was mich an diesem Beet von Nelken und Feuerlilien so sehr erfreut, das ist der Grund, auf dem es erwächst: es ist euere Dankbarkeit und die Anerkennung dessen, was ich gewollt habe.

Ich habe mich stets bestrebt, dem Einzelnen in der Schule förderlich zu sein. Ich habe darauf gesehen, daß Ihr ein gutes Deutsch schreiben solltet, denn zu einem ordentlichen Menschen gehört auch eine rechte deutsche Schreibweise. Ich wollte dafür sorgen, daß die Klassiker der deutschen Literatur, auf denen wir fußen, gelesen und, so Gott will, auch verstanden würden. Ich wollte Euch ein Lehrer, aber kein Schulmeister sein! Der pädagogische Spieß ist nun freilich umgedreht: Ihr habt mir heute ein Zeugnis ausgestellt, und das lautet: ‚Frey, Adolf, Du bekommst ein ordentliches Abiturium!' Alle Differenzen sind nun aufgehoben: wer z. B. sagt, es habe je eine Differenz wegen der Interpunktion zwischen uns gegeben, den erkläre ich für einen Verleumder! Keiner soll auch nur die kleinste Unstimmigkeit zwischen uns finden, und wenn er mit der Lupe suchte! (Bekanntlich hat ja ein guter Schüler seine Lupe stets in der Tasche!) — Alles, was uns je einmal trennte, soll verwehen, wie der Rauch Eurer Fackeln, und das Andenken an diese Stunde heller glühen und länger währen als sie, die eine Freude nicht nur für meine Augen, sondern für mein Herz sind. Aber auch Wehmut klingt in die Freude herein: Seit 16 Jahren bin ich mit der Jugend verbunden gewesen, mit meinen Schülern. Und wie viele waren es! Nun haben die meisten die Bubenschuhe längst ausgetreten, und ragen z. T. wie Türme im Land. Ihr aber seid noch jung, Euch winkt noch Glück und Zukunft! Möge es mir beschieden sein, Euch allen, mit denen ich im Herzen verbunden bleibe, wieder zu begegnen. Und nun lebt wohl! Lebt wohl!"

XX

Rückblick Persönlichkeit

Motto: Denn Geist und Güte, Mut und Frauenhuld
Sind meine Götter.
(Neue Gedichte, S. 69.)

Als die glühende und singende Schlange der Fackelträger und ihr dunkles Gefolge auf den weiten Platz gezogen war, den der breitgestreckte, auf einer Freitreppenterrasse ruhende Empirebau des Regierungsgebäudes abschließt, und als die Fackeln im Bogenwurf noch einmal meteorartig aufleuchteten und in der getürmten Glut verglommen, da war es wie das Feuermal versinkender Zeit und zugleich ein Fanal, das in weithingelagertes unbekanntes Land hineinleuchtete. Es kündete neues Schaffen

auf frischgepflügtem Feld, Steilwuchs reifender Frucht, Vollendung. Indem Adolf Frey aus dem Heimatkanton nach der weithin sichtbaren Zürcher Hochschule zog, war sein Name längst nicht mehr an jene erdwarme Scholle gebunden gewesen. Aber er hatte in den sechzehn Aarauer Jahren Schaffen und Persönlichkeit entwickelt, vertieft, zur Entfaltung gebracht. Er war ein Dreiundvierziger geworden, als diese Periode zum Abschluß kam.

Das Schaffen Adolf Freys gipfelt für diesen Zeitraum, an dessen Grenze der erste Band seiner Lebensgeschichte innehält, in zwei Höhepunkten: der eine ist durch den ersten Gedichtband von 1886 gekennzeichnet, der andere durch die hervorragenden Schöpfungen des ersten neunziger Lustrums: Festspiele, Winkelried, Dialektgedichte, Totentanz und Gottfried Kellererinnerungen, Meyerbiographie.

Begleitend oder nachfolgend zeigt sich um jeden dieser Höhepunkte ein Gruppe von kleinern Werken. Vor, mit und nach dem ersten Gedichtband entstehen die ersten Gaben des Gelehrten und ein Schub ungesammelter Lyrika. Den Gewalthaufen der großen neunziger Schöpfungen begleiten und geleiten Biographie und Ausgabe Jakob Freys, die kleine Gäuggeliedition, die Scheffelbriefe, aber auch Kantaten und Operndichtung, zerstreute Gedichte und der melancholische Schatten Beat Herports.

Dem ersten Gedichtband gingen bereits zwei Entwicklungsstufen des Lyrikers voraus: jene ersten phantasiestarken, spontanen Hervorbringungen des Jünglings („Nachts", „Herbst", „Melancholie", Liebesgedichte, Murtenvisionen, Freiharstbuben), welche die Hauptzüge des dichterischen Antlitzes schon so deutlich ausprägen, neben wenigem Zeitkonventionellen. Dann die zweite Stufe der Zürcher, Leipziger, Berliner Jahre: im ganzen nicht von großem Belang, aber mit formalen Vorzügen, dem Suchen nach dem Liederton, nach dem „eigenen Stil" und mit Ansätzen zu diesem: vor allem aber keine Nachahmung, Selbständigkeit! Die dritte Stufe: die Jahre 1883—86, der erste Gedichtband.

Setzt man dieses an und für sich unzulängliche, aber für den Überblick nicht entbehrliche Einteilungsverfahren fort, so wäre hier noch ein Blick auf die ungesammelten Gedichte von 1886—98 zu werfen, die man als Übergang vom ersten zum zweiten Gedichtband (1908) und als vierte Stufe der Entwicklung des Lyrikers fassen mag.

Mit dem ersten Gedichtband war Festigung und Klarheit der künstlerischen Individualität, aber auch jene Befriedigung gewonnen, welche die

Zustimmung Berufener dem Produzierenden gibt: „Der wichtigste Erfolg," stellte damals Freys Frau fest, (an die Mutter Dez. 86) „scheint mir der zu sein, daß Adolfs Stimmung und Gesundheit wesentlich besser sind, seit dieser Schuß losgegangen ist." Das schloß den Impuls zu neuen Schöpfungen ein. Daß allerdings die von 1886—98 entstandenen einzelnen Gedichte nicht viel mehr als ein halbes Hundert betrugen, kam, abgesehen von äußern, die Stimmung störenden Verhältnissen, von dem Übergewicht der großen poetischen und prosaischen Schöpfungen der ersten neunziger Jahre her. Aber der in Zeitungen oder Zeitschriften verstreute, z. T. auch ungedruckt gebliebene Bestand weist eine Reihe der schönsten und wertvollsten Gedichte auf, die in die II. Auflage (1908) kamen[235].

Die unterscheidenden Merkmale dieser Lyrik gegenüber Früherem und Späterem sind bei ihrer großen Mannigfaltigkeit schwer festzustellen. Es ist 1. Zurücktreten des Bekenntnismäßigen. 2. Gesteigerte Ausbildung des Visuellen, worin die unmittelbare, völlig deckende Impression gesucht wird (überaus bezeichnend „Novembersonnenblick", dann das in Arosa entstandene, oben mitgeteilte „Am Bergjoch" und mit grandioser Plastik „Herbststürme", ursprünglich „Aequinoktium", der Kampf des Lichtes mit der winterlichen Finsternis). Oder 3. es liegt reine Symbolik vor: „Begegnung", „Gruftstein". Daß abgebrauchte Motive nicht vorkommen, ist bei Frey selbstverständlich. Häufige Motive aus der Bergwelt oder Visionäres (eine solche Vision läßt den Dichter unter dem blühenden Baumgarten das Bild seines Greisenalters erblicken); oder es wird die beziehungsreiche Handlung im Alltag gesucht (z. B. dem in den Krieg einberufenen Offizier steckt die junge Frau beim Abschied drei Weihnachtskerzchen auf eine junge Tanne; das dritte gilt dem Ungeborenen, dessen sie gerade heute inne wurde. Ungedruckt). Aber *eines* fehlt in den ersten Jahren — das *Lied* will sich nicht einstellen.

Bis mit einemmal die gehemmte unmittelbare Empfindung sich befreit und in den Dialektgedichten die holde naturhafte Stimme des Liedes sich erschwingt. Daneben vollzieht sich das psychologische und künstlerische Phänomen, daß zugleich mit diesen volksliedermäßigen innigen Strophen die starke Pathetik und scharfe Architektonik des Totentanzes sich aufbaut.

Nur wer Freys Lyrik ganz überblickt, wird vermuten können, warum er manche vollendet scheinende Gedichte dieser vierten Stufe von der spätern Sammlung ausschloß. Die Gegenüberstellung von zwei das gleiche Motiv (die lösende Kraft des Nachtigallengesanges) behandelnden Schöpfungen mag die Antwort geben: „Abendschatten" steuerte der Dich-

ter in eine „Schweizer Dichtermappe" 1895 bei, in den „Neuen Gedichten" (1913) steht „An die Nachtigall".

Abendschatten

Als Dämmerung die letzten leisen Fackeln
Des Tages an den Felsenhängen löschte,
Betrat ich wandernd ein verschollnes Tal.
Da sah ich zwischen ernsten Lindenstämmen
Ein graues, niedriges Gemäuer schatten,
Ein Totenmal, vermoost und eingesunken.

— — — — — —

An dem Gemäuer fand die Nacht mich sinnend,
Da sprudelte aus schwarzer Lindenkrone
Im Tau herab das Lied der Nachtigall
Und quoll mir lösend in die bange Seele.
Vom Bergrand stieg der bleiche Mond empor,
Die Marken rings der müden Welt vergeistend:
Die Schönheit küßte mich auf Stirn und Wimper.
Und ich vergaß mein Leben und mein Los.

An die Nachtigall

Breite, Nachtigall, die Flügel
Fernher über Hang und Hügel
Und mein Heimatland entlang
Ströme seligen Gesang!

Komm, beseele unsre Wälder!
Schluchze über Furt und Felder!
Schauernd trinkt das Nachtgefild,
Wenn dein tiefes Lied erquillt.

Deine Stimmen zücken, zünden
Aus den Wäldern, aus den Gründen,
Und wer in die Nächte lauscht,
Atmet wundersam berauscht.

Unsre Seelen werden reicher,
Unsre Lieder tiefer, weicher.
Klingende Nachteinsamkeit
Löst das Lied und löst das Leid.

Es war eine gewisse Gebundenheit des Gefühls in dieser Übergangszeit, die den starken lyrischen Klang versagte, den der Dichter als das unentbehrlich Letzte ersehnte und der ihm später in Fülle neugeschenkt wurde.

Auch die kriegerischen und patriotischen Töne schienen in den endenden achtziger Jahren verklingen zu wollen, als ihn diese dritte seiner lyrischen Gewalten — neben Totentanz und den Dialektgedichten — wieder ergriff: die Vaterlandslieder (Höhenfeuer, Heldenzeit, An mein Vaterland) ertönen, der Dramatiker schmiedet sein Probestück in den Festspielen, die große Seele Winkelrieds erfüllt ihr tragisches Geschick. Welcher Schritt in die Tiefe von der jungen kriegerischen Glut der Freiharstbuben zu der patriotischen Weisheit und bewußten Aufopferung Winkelrieds. Die Ent-

wicklung des Dichters selbst, dessen eigene Züge Betsy Meyer in dem Helden sah, liegt darin.

Es ist, als ob sich um den Höhepunkt der fünf ersten neunziger Jahre alle elementaren Kräfte der Dichterbegabung Adolf Freys zusammenpreßten zu explosiver Entladung. Und doch hat gerade damals sich die Ruhe des Könners ein neues Feld zugerüstet: die Epik der Gottfried Kellererinnerungen und des Meyerbuches schafft aus der künstlerisch erhobenen Realität des Selbsterlebten und wissenschaftlich Ergründeten das biographische Kunstwerk. Der Epiker kündet sich, der in der zweiten Epoche seines Lebens die Romane „Die Jungfer von Wattenwil" und den „Bernhard Hirzel" schuf. Erkennbar werden die Keime der Zukunft.

* *
*

Zwei Grundkräfte der Individualität Freys sind: die nie abgeschwächte, stetig sich steigernde, zum Schauen bestellte Hingabe an die wirkliche Welt und ihre reine Aufnahme und Ausgestaltung zum künstlerischen Idealbild[236]). Am 17. Mai 1826 zeichnete sich der Kanzler Friedrich v. Müller folgendes Bekenntnis Goethes auf: „Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in Erinnerung behalte ... ohne jenes scharfe Auffassungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Gestalten so lebendig und scharf individualisirt hervorbringen." Das hätte auch Adolf Frey wörtlich von sich sagen dürfen: auch bei ihm verband sich die scharfe, stets wache Beobachtungsgabe und Beobachtungslust mit einem erstaunlichen Formengedächtnis, das Physiognomien, Bilder, Naturerscheinungen in unverwischter Klarheit jahrzehntelang festhielt. Trotz ziemlicher Kurzsichtigkeit bemerkte er alles ihm Erreichbare aufs genaueste und sein entwickelter Farben- und Formensinn schloß Augentäuschungen ganz aus. Personenverwechslungen kamen ihm nicht vor, und er war erstaunt, wenn jemand z. B. von einer ihm bekannten Person die Farbe der Augen oder die Form der Nase nicht anzugeben vermochte. Als er eifriger Pilzsucher geworden war, erkannte er das Gesuchte auf Entfernungen, wo auch Normalsichtige, auf die Erscheinung weniger Eingestellte, versagten; denn in den zarten und zugleich so sinnlich aufnahmefähigen Organismus seines Geistes prägten sich die Eindrücke tiefer ein als in den eines Alltagsmenschen.

Innig verwandt aber mit diesem Trieb der Aufnahme war der der Gestaltung zum künstlerischen Gebilde. Gleich weit ab führt diese Anlage vom photographierenden Naturalismus wie von deduktiver Abstraktion. Sie tritt — wie bei Goethe — bei dem Dichter, aber auch bei dem Wissenschafter ins Recht. Wie Goethe steht er, die Synthese alles Seins innig empfindend, allem Erfahren, aller Anschauung ohne vorgefaßte Theorie, ohne Kategorienschemata, ohne transzendentale Axiome gegenüber: er hat für lebendige Natur brüderliche Liebe, für die menschliche Seele einfühlende Intuition (der Biograph!), für ihre unbewußten Manifestationen (Graphologie!) angeborenes Sensorium, für die Eigenherrlichkeit der Künste (Malerei, Musik!) Empfindung und scharfsinniges Erfassen ihrer organischen Triebe und Grenzen.

Schöpferische Phantasie im weitesten Sinne ist die bestimmende Kraft seiner Persönlichkeit — Erfassen und Gestalten in eins gedrängt. Gestaltung ist die Führerin seines Lebensganges, der zielbewußten Ausbildung der Individualität von frühen Jugendjahren an. Aber bei aller Selbstbestimmung fühlt er sich doch fatalistisch unter der Dämonie des Schicksals:

„Wie es auf den dunklen weiten
Wogen unsres Lebens rollt,
Kaltsinn, Lust und Bitterkeiten —
So hats kommen längst gesollt."

Gestaltende Phantasie bestimmt, am fühlbarsten in den Jugendjahren, seine Einstellung zu den Menschen, läßt ihn Jugendfreunde und Jugendgeliebte zu hoch einschätzen, bis er das Defizit der Wirklichkeit mit schmerzlich offenen Augen erblickt: „Ich fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe, die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt!" Diese erschütternde Klage der ewig unbefriedigten Sehnsucht aus der Brust des jungen Goethe könnte als Motto über Adolf Freys erstem Liebeserlebnis stehen. Daneben hat auch er zeitlebens das Bedürfnis der Treue, und der Bruch der Liebe ist nicht zugleich auch der pietätvoller freundschaftlicher Teilnahme. Er braucht Menschen, und zieht sich doch mit den Jahren fast ganz auf sich selbst zurück:

„Des Lebens bittre Frucht ist mir ersprossen:
Die Männer sind nicht treu und falsch die Frauen.
Dir einzig will ich glauben, dir vertrauen —
O laß mich nicht aus meinen Träumen stürzen!"

Und in den alternden Tagen schließt pessimistische Verschlossenheit den Kreis an jenes bittere Jugendgedicht „Der glücklichste Mensch". Zeitlebens hat er das Gefühl der Einsamkeit. Und dabei fehlt es ihm nicht an Teilnahme, Freundschaft, Liebe und Verehrung: er hat in Knaben- und Jünglingsjahren an dem Vater, den Brüdern, der Mutter und zwei intimen Freunden Nahestehende, denen er sich, besonders Albert Fleiner, auch mitteilt — vielleicht damals niemandem so wie diesem, in dessen Frühreife und warmer Empfindung er Außergewöhnliches erblickt; er steht ältern Männern von Bedeutung näher, als es sonst jungen Leuten leicht beschert wird. Dennoch fühlt er sich, und auch seine Liebe zu Miggy macht davon keine Ausnahme, in Bern nur noch von der Freundin verstanden; schon regt sich leiser Zweifel an dem Verständnis seines Berty, und schon der Zwanzigjährige klagt: „Es hat sich meiner jener harte Trotz bemächtigt, der die aufdrängende Weichheit erbarmungslos niederdrückt." Er leidet unter dieser Verhärtung, ohne sie ändern zu können, und der bittere Niederschlag von Leid, Entbehrung und Enttäuschung legt sich auf seine Seele. In Zürich hat er Keller und Meyer, aber es ist ein Verhältnis respektvoller Verehrung seinerseits und gemeinsamer Kunstinteressen, doch ohne persönliche Intimität. In seinen Mannesjahren hat er fast mehr Beziehungen, als er bewältigen kann, dennoch fühlt er sich einsam: es war nicht der Mangel an Menschen, an Menschen, die ihn suchten, liebten, verehrten und denen seine angeborene Güte entgegenkam, es war die wachsende Unfähigkeit, sein Inneres mitzuteilen, die dieses Gefühl in ihm erzeugte und ihn einschnürte. Seine Einstellung zu den Menschen wird mehr Beobachten, Erfahren, Nehmen, als Geben des Persönlichen. Seine Sensibilität verträgt keine Stöße und Verletzungen: er schließt sich ab: „Weg mit euren plumpen Händen, Die ihr euch in alles mengt, Laßt mich blühn und laßt mich enden, Wie das Schicksal es verhängt." Er schließt sich ab und schweigt. Es ist wie bei Goethe das natürliche Resultat einer außergewöhnlichen, von Natur offenen, ganz ehrlichen, dabei äußerst scharfsichtigen und äußerst sensiblen Seelenanlage.

Er schweigt über seine Dichterpläne, bevor sie erste Gestalt empfangen haben. Auch seine Frau, die sieht, wie er mit einer Aufgabe ringt und die am ehesten von seinem Schaffen Bescheid erhält, wird meist mit dem Fertigen überrascht. Nur einmal, soweit sie sich erinnert, holt er ihre Meinung über das Motiv ein: als er seinen Bernhard Hirzel plant. Sie hält zurück im Gefühl: ich kann nicht wissen, welche Schönheit, welches

Leben er aus dem herausschlagen kann, was dir starr erscheint, und du willst seine Konzeption nicht stören.

Früh zeigt sich bei Adolf Frey der Drang zu belehren und zu erziehen. Das spielt in sein Verhältnis zu den jüngern Jugendfreunden und zu Miggy stark hinein und mag, abgesehen von der beruflichen Lehrtätigkeit, auch Mitursache seiner Vorliebe für junge Gesellschaft gewesen sein. Er neigt in erzieherischen Fragen prinzipiell zur Strenge, versteht aber in praxi Bedürfnisse und Geist der Jugend. Er dringt überall auf das Wesenhafte und Wahre, kennt weder Umwege noch ein Hintenherum, haßt leeres Geschwätz und Phrase. Ihm ist — und wie sehr berührt er sich auch hierin mit Goethe — die Tat das Entscheidende, Wertbildende: „Sieh in Kunst und Leben auf die Tat, Die nützt mehr als wohlgesalbter Rat!" Sein erster Eindruck von Menschen geht vielfach auf den Verstand, der ihn anzieht oder abstößt.

Seinen Tatsachensinn bezeugen vor allem die Biographien, denen seine Freude am Geschehen reiches Detail zugesteht und wo er der Milieuschilderung weiten Raum gönnt.

Tatsinn und rasches Urteil trieben ihn zu momentaner Erledigung des Nötigen, ersparten doppelte Arbeit und schufen Ordnung und Klarheit, wo der Undisziplinierte und Verworrene nicht vom Flecke kommt. Briefe werden sofort beantwortet, Notizen, Einträge in Kolleghefte oder schriftstellerische Arbeiten in dem Augenblick gemacht, wo sie sich darbieten. Und der seine Arbeit so organisiert, organisiert auch sein Leben.

Von seinem Tatsinn hängt auch die Ehrfurcht vor allem Können ab, und wäre es das einfachste des Handwerkers, und ebenso die Selbstbeschränkung, die nur erstrebt, was zur Vollendung gebracht werden kann. Darum will er keine zweite Kunst neben der Poesie ausüben, nicht Malerei, nicht Musik.

In hohem Maß war ihm jene rassenhafte Schweizer Eigenschaft geschenkt, die der Erhaltung seiner Kräfte ebenso zugute kam, wie der Reife seiner Werke: die Gelassenheit, womit Schicksal und Leben ertragen, Wunscherfüllung und vor allem auch die Stunde des Künstlers abgewartet wird: so hat er den Stoff zu seiner Jungfer von Wattenwil drei Jahrzehnte unberührt im Schrank liegen gehabt.

Gelassen trug er Angriff und Verkennung, überzeugt, daß die Wahrheit sich durchsetzen, die Leistung durch ihr Eigengewicht auf den ihr gebührenden Platz gelangen werde. Er ging Zeitungsstreitigkeiten, öffentlichen Erklärungen u. dgl. aus dem Weg, wo er nur konnte, und war auch

kein Freund persönlicher Auseinandersetzungen. Nicht als ob er Anfechtungen nicht empfunden, nicht tief empfunden hätte, aber er antwortete nicht darauf:

„Vergrämt wandt' ich mich ab. Es raunte ruhlos
Erhitzter Groll mir Fieberworte zu,
Und zornig wälzt' ich Niedertracht und Anwurf
Verbißner Widersacher hin und her
Und schritt in Herzenskümmernis fürbaß.

Da saß am Weg auf sturmgestürztem Baumstamm
Vor aufgebrochenen Wildrosenbüschen
Ein hohes Weib mit ernstem Angesicht.
. . . . . .
Sie blickte unverwandt aus strengen Augen.
Die tiefgespannten Brauen blieben reglos
Und unbewegt ihr schattendunkles Antlitz.
Sie legte langsam nur den Zeigefinger
Auf die geschlossnen Blutkorallenlippen.
Dann stand sie auf und wandte stolzen Schrittes
Sich waldwärts und entschwand im Föhrenwirrsal."

So beantwortet „Das Schweigen" seine brandende Frage nach Abwehr und Vergeltung, und so hat er es empfunden. (Gedichte II. Aufl. 1908, S. 21.) Freilich, wo er es für Pflicht hielt, öffentlich einzugreifen, da geschah es mit aller Entschiedenheit und ohne Rücksicht auf gang und gäbe Meinungen oder auf die Empfindlichkeit eines Angegriffenen; am wenigsten mit Rücksicht auf sich selbst. Immer aber geschah Angriff und Parade sachlich und auch bei Schärfe ohne Hohn. So trat er für Hodler (Marignanofresken) als einer der ersten gegen Fachleute und Publikum mit aller Entschiedenheit auf, und aus seinem Fehdegang gegen den Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte, dessen Urteile und Verhalten er anfechten mußte, trug er das Übelwollen eines Teiles der deutschen Tagespresse für immer davon.

Wie bei dem herbsüßen Gottfried Keller, so mochte auch bei ihm der frühe Herzensabschluß nach außen ebensosehr Rassenanlage wie Narbe der schweren Jugendzeit sein[237]). Nur in den Jugendbriefen an den Freund und in den Briefen seines Bräutigams- und jungen Ehestandes durfte das Gefühl seine ungehemmte Kindersprache sprechen; dann sammelte es seine Kräfte gleich einer geheimnisvoll verborgenen Waldquelle in dem Grund, aus dem mit nimmerrastendem Eimer die Dichtkunst schöpfte.

Der Sinn für das Wesentliche bildete seine Sprache. Wie er im Leben das ihm nicht Adäquate von sich fern hielt, so ging sein sprachlicher Ausdruck allem nicht die Sache Deckenden, allem Überflüssigen, vor allem allen abstrakt klassifizierenden Kategorien und Gattungsbegriffen aus dem Wege, die sich entkräftend und gedankenblaß zwischen die Sache und ihre Bezeichnung drängen: eng und direkt schmiegt sich das Wort an die Vorstellung, und auch hier drängt sich die Analogie mit Goethe auf.

Diese ganze Verwandtschaft grundbedingender Anlagen ist Adolf Frey kaum je ins Bewußtsein gedrungen. Die verwandte Anlage hat naturgemäß verwandte Wirkungen hervorgebracht. Unterscheidend ist außer der selbstverständlich zu betonenden potentiellen Verschiedenheit: Frey fehlt die Lebensfülle und Genußfähigkeit Goethes. Ein ererbter Einschlag von Melancholie und die schwere Jugend haben in sein Wesen einen Zug der Gebrochenheit gebracht. Wie vielsagend für die Verschiedenheit des Temperamentes: auf der Höhe seiner Jahre hat Goethe die römischen Elegien geschrieben, Adolf Frey den Totentanz. Dafür ging ihm der Begleiter der Schwermut zur Seite, der Humor, der sich in Goethes großer Natur wenig fühlbar macht.

* *
*

Der Besucher oder wer Frey auf der Paßhöhe seines Lebens sonst kennen lernte, fand eine geschlossene Persönlichkeit. Bestimmt, klar, von besten Lebensformen, ohne eine Spur von Pose und von einer gesellschaftlichen Art, die nicht beengte, sondern befreite, weil sie ihm saß wie ein bequemes und doch elegantes Kleid. Aber so wenig er posierte, so wenig spielte er den Naiven, und nichts konnte so ein ironisches Lächeln auf seine Lippen locken, als wenn einer die Gastrolle des naiven Genies zum besten gab. Wer in einer Sache zu ihm kam, fand ihn stets bei der Sache, bereit zu hören, zu urteilen, zu helfen, unumwunden und mit Einsatz seiner selbst und aller seiner Mittel. Ein klares, festes Auge sah dem andern ins Herz, und ein gütiger Mund sagte, auch wo er schwieg: „Ich will mein möglichstes tun!" An Allerweltsredensarten blieb die Unterhaltung auch mit dem Unbeholfenen nie hängen: mit einer liebenswürdigen Wendung wußte Frey die Person zu fassen und zugleich das Interessante, das Neue, das von seiner Individualität bestrahlte Sachliche, Natur, Kunst, Erfahrung, Wissenschaft aufs Tapet zu bringen. Der Hörer, gefesselt, angeregt, ging aus sich heraus und verließ das

Haus mit dem Gefühl eines Erlebnisses. Manchem war es, als ob er aus der warmen Sonne wieder in den Schatten träte, namentlich jungen Menschen. Denn er hatte angeborene Güte erfahren. Dazu kam die Originalität seines Witzes, der schlagkräftige Ausdruck, das Spiel des umfassenden, stets gegenwärtigen Geistes. Immer wieder erwies sich, wie unbeengt von Schablone, wie frei, wie eigenwüchsig er war. Er besaß einen reichen Schatzkasten lustiger, pointierter Anekdoten, aus dem er in Gesellschaft gern schenkte. Dabei ging er dem Derben und Natürlichen nicht aus dem Weg, wohl aber allem an Unsauberes Rührendem, worin er ohnehin meist Geist und Erfindung vermißte. Ein ausgiebiges Nachahmungstalent ließ ihn die verschiedensten Dialekte beherrschen und bei der Unbewachtheit seiner Äußerungen etwa einem schwäbischen Besucher unbewußt in reinem Böblinger „Doitsch" antworten oder mit einer lispelnden Dame selbst zu lispeln anfangen. Langweilte ihn ein nicht enden Könnender, so verfiel er wohl mit tragischem Gesichtsausdruck in Schweigen und wiegte sich auf seinem Stuhl vor und zurück. Mit nähern Freunden und Bekannten blieb er überhaupt nicht gern auf einem Fleck sitzen, sondern liebte es, im Reden auf- und abzuwandern, eine Gewohnheit, der er auch dozierend nicht leicht entsagte, wenn ihm ein Podium Raum gewährte. Köstlich war es, wenn er, bei allem tiefen Respekt, den er für ihn hegte, Gottfried Keller nachahmte. Gesichtsausdruck, Ton und Redeweise kamen unübertrefflich zum Ausdruck.

Und er öffnete allem, was ihm von außen, von bedeutenden Menschen vorab, entgegengebracht wurde, Tür und Tor seines aufnahmebereiten Geistes. Wie freute er sich, wie spannte er förmlich auf einen neuen Gewinn der Anschauung oder Erkenntnis, wie waren ihm z. B. Feuerbach, Marées, Hodler Probleme, mit denen sich auseinanderzusetzen ihm unabweisbares Bedürfnis war, wie konnte er zeitweilig klagen, er habe niemanden, von dem er etwas lernen könne! Das bedeutete aber keine unruhige Abwechslungssucht. Im Gegenteil: er sträubte sich gegen geistige Massenzufuhren, ermüdete in Galerien und Ausstellungen bald, und die Konzerte waren ihm fast immer zu lang. Das kam von der Intensität seiner Aufnahme und weil er sich nie und nirgends mit dem Urteil anderer behalf, sondern immer und überall auf seinen eigenen Füßen gehen mußte. Mochte er immerhin einmal daneben geraten, was hatte es auf sich? Er hatte — wie wenige haben das — etwas Eigenes, Unmittelbares zu sagen und konnte es sagen: so hörten Musiker gern seinen Eindruck von Neuentstandenem, obwohl er keine Fachkenntnis, nicht ein-

mal die des musikgebildeten Laien besaß, und manchem Maler half er an einem Brett über den Weg vorbei, obwohl er nie eine Akademie besucht, ja nicht einmal sehr viel gesehen hatte.

Diese ursprüngliche Vielseitigkeit, diese eigenkräftige Verarbeitung und Wiedergabe schlossen die Beschränkung auf eine Fachwissenschaft aus. Er konnte gewissenhaft und eingehend irgendeine Spezialuntersuchung anstellen, aber Kleinarbeit, die keine Perspektiven zuließ, lag ihm nicht, und gesellschaftliches Fachersörtern in Vereinen verbot ihm Zeit und Neigung gleicherweise. Aber so sehr er vieles Reden über Fachmethoden u. dgl. vermied, so meisterlich beherrschte er sie.

Klarheit, Sachlichkeit und Gründlichkeit wurzelten bei ihm im Ethischen und Künstlerischen. Aber die sogen. exakten Wissenschaften, Philosophie und Mathematik waren seine Sache nicht. Geriet das Gespräch auf allgemeine Betrachtungen, machte man schöne Sprüche über das Menschenleben, den Urgrund aller Dinge u. dgl., so wurde er unruhig, sprach von verlorener Zeit und suchte sich aus der schwanken Schaukel solcher Erörterungen herauszuwinden. Sein Interesse für wissenschaftliche Forschung galt dem Empirischen: mit Freude und Dankbarkeit gedachte er des vorzüglichen Unterrichts in den Naturwissenschaften, den er auf der Kantonsschule unter seinem spätern Kollegen Mühlberg genossen hatte. Was er hier gewonnen hatte, vergaß er nicht wieder und blieb zeitlebens den unendlichen Gebilden der Natur zugewandt[238]).

Auch für Geschichte erstarb Teilnahme und Kenntnis nicht wieder; er wußte, besonders auch in der Kulturgeschichte der Heimat, genau Bescheid und bedurfte im allgemeinen keiner besondern Studien für seine geschichtlichen poetischen Motive. Seine Romane allerdings erforderten Spezialarbeit, die er sorgfältig betrieb.

Es entsprang seiner Richtung auf das Tatsächliche, daß er für mystische Dinge, für Ahnungen, Vierdimensionales u. dgl. wenig übrig hatte und der Rätselwelt des Unerforschlichen keine Gewalt über sich einräumte. Dennoch lehnte er die Möglichkeit solcher Erscheinungen nicht ohne weiteres ab: er interessierte sich z. B. für das sogen. zweite Gesicht, aber sich weiter damit zu befassen, verbot ihm der Sinn für die faßbare Wirklichkeit, wie der Drang ihrer Gestaltung[239]). Gar das mystisch Religiöse spielte bei ihm so wenig eine Rolle als das Dogma der Religion. Er stand in der bürgerlichen und kulturellen Konfessionenfrage zum Protestantismus, was ihn nicht hinderte, von katholischen Vorstellungen oder Kultgebräuchen in seiner Poesie Gebrauch zu machen, wo das Motiv es

verlangte. Im Leben aber ließ er jeden nach seiner Fasson selig werden und machte keine Unterschiede.

Er war auch kein Internationalist und wurzelte zu tief in deutschschweizerischem und deutschem Wesen, um für verfließende oder künstlich entnationalisierte Kulturbestrebungen, wie z. B. das Esperanto u. dgl., besonderes Interesse aufzubringen. Das mochte damit einigermaßen zusammenhängen, daß er sich nie längere Zeit auf fremdsprachigem Boden aufgehalten hatte. Auch hielten ihn die Berufspflicht und eigene Produktion davon ab, sich in die Weltliteratur mehr zu vertiefen, als sein Fach es verlangte. Besonders starkes Interesse aber brachte er den Volkssagen aller Völker entgegen und sammelte, wessen er nur davon habhaft werden konnte; hier war mit dem Gelehrten auch der Dichter am Werk, der in der Goldgrube uralten Märchengutes mit Entzücken schürfte. Konnte er im Fremdsprachigen sich wenig umtun, so hielt er um so fester an der Ursprünglichkeit, dem Reichtum und der Kraft der Heimatsprache fest: ihm war der starke, bildliche, volkstümliche Ausdruck im Dialekt wie in der Schriftsprache Bedürfnis. Der Dichter verlangte die ganze Fülle, Beweglichkeit und Schönheit, der Mensch die Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit der Muttersprache und sperrte sich gegen Verschliffenheit und Verwässerung. Er schöpfte aus den Truhen alten Sprachgutes und schuf neues. Aber ein sicherer künstlerischer Takt bewahrte ihn davor, der Spracherfindung im Gedruckten rückhaltlos die Zügel zu lassen, und willkürliche Belustigungen dieser Art fanden an ihm keinen Fürsprecher. Er verlangte von neuen Sprachbildungen organischen Wuchs, sonst waren sie ihm zu billig.

All das hing nun eng mit Charakter und Temperament zusammen:

„Steilflammig fährst Du aus dem Rasen, Enzian.
So war ich jung. Jetzt setz' ich müde mich ein Veilchen
Am Hang zu Dir. Ich fühle schon den Herbsthauch nahn."
(Blumenritornelle).

War das so? Ja, Adolf Frey konnte „steilflammig" herausfahren, konnte schroff sein, Rücksichten vergessen, konnte, gereizt und geärgert, verkennen, sich versteifen. Aber es waren, wenigstens in gesunden Tagen, Ausnahmsfälle, die ihn so zeigten, es war die latente Reizbarkeit einer nervösen Anlage, die Auflehnung einer mehr gewollten als triebhaften Willensnatur, die Widerspruch schwer ertrug und Verletzungen seines berechtigten Selbstgefühls abwies. Nicht auf solche Gefühlsbeteiligung ging zurück eine gewisse kurzangebundene Knappheit der

Antwort, ein umschweifeloses Steuern auf die Hauptsache, die manchem wie eine Abweisung klingen mochte, ohne es sein zu wollen; es war die temperamentvolle, z. T. nervöse Abneigung gegen Umständlichkeit, Undeutlichkeit, Verwischtheit. Es kamen wenige Momente vor, da er außer sich geriet und im übersteigerten Affekt als ein anderer handelte, als der er sonst war. So versetzte er einmal einem Gassenbengel, der ein Kind mit Fußtritten in den Leib traktierte, einen so kräftigen Stockschlag, daß der Übeltäter und seine Kumpane von nun an sich davon machten, wenn sie ihn nur von weitem erblickten — es war immer, wenn Derartiges geschah, das Gefühl andern oder ihm selbst angetanen Unrechts, das ihm das Blut zu Kopf jagte. Auch der und jener seiner Schüler wurde wohl einmal mit einem unerwünschten Epitheton ornans angefahren. Unleidlich und eine nicht immer glanzvoll bestandene Geduldsprobe war es für ihn auch, wenn einer im Kartenspiel unaufmerksam oder gar nicht völlig loyal verfuhr. Dann konnte er den Sünder oder die Sünderin hart anfahren und leicht ein dauerndes Vorurteil davontragen. Vor allem aber war es Aufgeblasenheit, Anmaßung und verlogenes Wesen, gegen das er aufflammte. War aber mehr seine Geduld als sein ethisches Empfinden verletzt, so war leicht durchzufühlen, daß der Ausbruch mit dem wahren Gefühl seines Herzens nichts zu tun hatte. Und es erwies sich auch oft genug, wie groß die Selbstbeherrschung war, mit der er sich zurückhielt. Eines aber ertrug er nicht, was ihm selbst nie widerfuhr, Indiskretion und Taktlosigkeit. Ungehörigkeiten, die aus Mangel des angeborenen richtigen Gefühls hervorgingen, und Kränkungen dieser Herkunft verwand er schwer oder nie ganz. Es war bei seinem Temperament und der Entschiedenheit seiner Natur nicht merkwürdig, daß sein Urteil gelegentlich auch ein Vorurteil von zähem Wuchs sein konnte. Im allgemeinen aber war es nicht nur richtig, sondern oft von erstaunlicher Voraussicht. So hatte er schon jahrelang, ehe sie eintrat, Karl Stauffers geistige Erkrankung vorausgesagt.

Eine Menschenklasse konnte sein Urteil zu ihren Gunsten beeinflussen: die Frauen, denen gegenüber die Phantasie des Dichters ins Recht trat, wie bei Gottfried Keller, nur daß sein Interesse nicht nur den „süßen Frauenbildern, wie die bitt're Erde sie nicht trägt", galt, sondern mehr noch der großzügigen, tapfern, ja wehrhaften Frau. Eines Tages fand sich auf dem Fenstersims der Freyschen Wohnung im Herzoggut ein Trüpplein Vögel ein. „Das sind Spatzen," erklärte Frau Lina. „Wo denkst Du hin," rief Adolf, „etwas viel besseres, es müssen Sperlinge

sein!" Nicht ohne ein kleines Lächeln holte die Frau das Vogelbuch: da stand es „Spatzen, auch Sperlinge genannt," und die genaue Beschreibung. Aber da es „Sperlinge" sein sollten, so gebührte ihnen eine höhere Einschätzung. So stieg auch unter den weiblichen Bekanntschaften mancher Spatz zu einem Sperling auf. Adolf Frey wurde von den Frauen gesucht und verehrt: seine Liebenswürdigkeit, seine Güte, sein Takt zogen sie an, und er verkehrte seinerseits gern mit Frauen, sei es, daß sie seiner Phantasie Nahrung boten oder seinen Alltag gesellig belebten, seinen Rat suchten oder sich mit ihm neckten. Denn er neckte gern, parierte schlagfertig, wußte kleine Scherze und Mystifikationen allerliebst in Szene zu setzen, und Überraschungen gewährten ihm eine schalkhafte Freude. Auch mit Männern liebte er einen zwanglosen Verkehrston, dessen Grenzen sein Takt nie überschritt, so wenig er auch Talent zur Pose hatte. Seine lustigen, humorvollen Gelegenheitsverse ergaben mit den Jahren mehr als eine kleine Sammlung.

Dabei war er keiner von der Klasse der Aufgeregten, die den Partner nicht ausreden lassen können, oder der Ängstlichen, die eine halbe Stunde vor Zugsabgang auf dem Bahnhof sein müssen. Schon während der Nervenattacke des Sommers 1882 schrieb er der Braut mit Recht: „Es ist so, Schatzle, allgemeiner Nervenpatient bin ich durchaus nicht und nichts weniger als ein zappliger Gliedermann. Ich bin von früh an ziemlich ruhig gewesen. Wann hast Du mich denn aufgeregt gesehen?" (6. XI. 82.) Eine von Autos in ununterbrochener Folge befahrene Straße überschritt er z. B. in gemächlichem Tempo und völliger Gemütsruhe — seine Nervosität war nicht Angst und Aufregung, sondern Sensibilität. Sie zeigte sich in äußerster Empfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz, und wäre es nur ein Nadelstich oder kleinste Schnittwunde gewesen. Trotzdem unterzog er sich nötigen Eingriffen mit großer Selbstbeherrschung, ließ sich einmal eine von Flaschenscherben übel zugerichtete Hand vom Arzt nähen, ohne eine Miene zu verziehen, hielt dem Zahnarzt Stand und unterzog sich während seiner letzten schweren Krankheit sehr schmerzhaften Untersuchungen ohne Klage. Klagen war überhaupt seine Sache nicht. Auch beim Essen, Trinken und Rauchen zeigte sich die Sensibilität und Feinheit seines Organismus. Geruch und Geschmack waren von großer Schärfe. In der Kleidung liebte er Einfachheit, aber nie auf Kosten des in seinem Verkehrskreis Üblichen. Denn es war ihm in der Seele zuwider, durch irgend etwas in der Öffentlichkeit aufzufallen.

Im Wirtshaus sah man ihn nur bei unausweichlichen Gelegenheiten. Er blieb abends mit Vorliebe in seiner Häuslichkeit bei der einzigen Zigarre, die er sich mit Rücksicht auf seine Gesundheit erlaubte. Dagegen gönnte er sich an schönen Tagen gern einen halbtäglichen Ausflug entweder mit der Frau allein oder in Gesellschaft junger Freunde.

Sah man ihn bei solcher fröhlicher Muße, so konnte wohl manchem die Frage einfallen, die hie und da an ihn gestellt wurde: „Ja, wann schreiben Sie eigentlich Ihre Bücher?"

Die Frage hätte richtiger lauten müssen: „Wie schreiben Sie Ihre Sachen?" Zunächst rein äußerlich: nur mit ganz gutem Schreibmaterial. Dinge, die noch, wie er annahm, seiner Durcharbeit bedurften, diktierte er gern in ein Bleistiftkonzept, das aber dann doch gewöhnlich keiner Änderung, nur der Abschrift durch die Frau bedurfte, der er auch manche zeitraubende Vorarbeit, Exzerpte aus handschriftlichem oder gedrucktem Material, Druckkorrekturen und ähnliche Handwerkshilfe anvertraute und die wohl auch gelegentlich mit einer rasch gesuchten Wendung aushalf. Nur von der Entstehung seiner poetischen Schöpfungen blieb sie ganz ausgeschlossen, genoß aber das beglückende Vorrecht, Neuentstandenes zuerst und sofort sehen zu dürfen; und er konnte ihre Kritik dann nicht streng genug haben. Von andern Hilfsarbeiten besorgte er das, was auf Bibliotheken zu erledigen war, an Ort und Stelle selbst und ließ sich eigenes Durchsehen, Exzerpieren, Abschreiben auch nicht reuen, wenn Unbestimmtheit oder Eigenart seines Planes noch keine anderen Augen zuließ oder er Inspirationen vom Stoff noch erwartete. Freilich, Unbestimmtheiten waren bei ihm eine höchst seltene Sache: er traf die Wahl seines Gegenstandes mit sicherm Blick. Er wußte stets, wenn sie geschehen war, was er wollte, wann er es wollte, wie er es wollte. Darum war sein Schreibtisch auch nicht vollgestopft mit unausgeführten Entwürfen und zurückgelegten Fragmenten.

Diese Göttergabe der raschen, klaren Entscheidung war auch die Ursache seiner gradlinigen Arbeit. Er mochte wohl auch hie und da klagen, seine Anfänge seien schwer: sie waren schwer, weil sie zumeist auch gleich fertig waren, so daß es später seltener zu Änderung an Gang und Haltung, als zu Kürzungen, Konzentration kam. Denn er konnte erbarmungslos zusammenstreichen, Einzelschönheit der Gesamtkomposition opfern, und tat darin — so bei der Umarbeitung seiner ersten Gedichtauflage in die zweite — eher zu viel als zu wenig: er liebte die schlanke Gestalt des Verses, aber auch der Prosaerörterung und hätte aus man-

chem seiner Bücher zwei oder drei machen können. Zeugen hierfür sind z. B. der „Laokoon", die „Schweizerdichter".

Hatte er — und er ging nicht leicht vorher zu Feder und Papier — einen Gedanken oder einen Vers mit sich ins reine gebracht, so bediente er sich meist der Stenographie, die er sich noch auf dem Gymnasium autodidaktisch angeeignet hatte; in gewöhnlicher Schrift aber notierte er momentane, besonders poetische Eingebungen, und er schrieb solche momentane Eingebungen oft nur mit so sehr bloß andeutenden Zügen, daß sie nicht nur für die Frau, sondern auch von ihm selbst kaum mehr zu entziffern waren, als ob der in der Konzeption belauschte Genius sich vor sich selbst verhüllte.

Die Schrift Adolf Freys hat ihre so sehr charakteristischen runden, weichen und doch energischen Formen schon sehr früh gewonnen und bis ans Ende bewahrt. Schon der Vierzehnjährige zeigt sie fast ganz ausgebildet. Während er mit Recht seine große Ähnlichkeit mit der Mutter betonte, zeigt seine Schrift mit der ihren gar keine Verwandtschaft. Eher in der Frühzeit mit der des Vaters, nur daß sie größer, freier, geschwungener ist. Doch ist sie bald ganz selbständig. Sie hat nur einmal ein leicht verändertes Aussehen gewonnen, kleinere, weniger geschwungene und verzogenere Formen der Grundbuchstaben und größere Unterlängen, und zwar zirka 1889—94; ohne andere graphologische Charakteristika nähert sie sich mehr einer Gelehrtenschrift. Aber vorher und nachher prägen sich ihre eigenartigen Bindungen, ihre Vereinfachungen, ihre Weite und Freiheit, ihre dichterischen, von jeder gesuchten, eiteln Zierlichkeit weit entfernten Schwünge dem Gedächtnis unverlierbar ein. Sie sind das getreue Abbild seiner Unmittelbarkeit und seines Eigenwuchses.

Wie jeder Schaffende, so seufzte und litt auch Adolf Frey unter der produktiven Arbeit und konnte sie doch nicht lassen. „Schreibt nie einen Erni Winkelried!" oder „schreibt nie einen Roman!", konnte er auch solche seines Kreises scherzhaft warnen, bei denen es damit keine Gefahr hatte. Am wenigsten wurde ihm Anstrengung und Ermüdung da bewußt, wo die Schöpfung aus seiner innersten Natur entsprang: bei der dichterischen Hervorbringung. Sie empfand er — und sie war es auch — als eine organische Funktion und angeborenes Bedürfnis seiner Seele; er versichterte oft, sich als Poet eigentlich gar nicht überarbeiten zu können, da die Dichterkraft ganz von selbst versage, wenn er sich dem Rande nähere. Und die Muse gewährte ihm manche Gabe im Traum: wie oft erinnerte er sich an den ungefähren Ton und die Stimmung eines Traum-

gedichtes, das der Erwachte nicht wieder finden konnte und dessen Verlust er schmerzlich beklagte.

Anders verhielt es sich mit gelehrter Arbeit: da erschöpfte er sich, unterbrach und wechselte wohl auch manchmal den Gegenstand, obwohl ihm auch da das Beste im Steillauf geriet. Allerdings empfand er das Vielerlei seiner Tätigkeit als Schriftsteller und Lehrender als Erschwerung, besonders als Erschwerung für den Dichter. Andere konnten sich längerer Kontinuität erfreuen, sich auf das Vorliegende konzentrieren, die Stunde abwarten. Ihm blieb nur die Stunde zu nützen, wollte er zutage fördern, was unerlöst noch in dem Schacht seiner reichen Seele lag. —

Noch lockte in verschleierter Weite tatforderndes Leben seine unverblühte Kraft, noch trotzte über Riff und Strudeln der Mut und noch winkte der Gott der Dichterträume der gestaltungsbrünstigen Seele die erflehte Gewährung:

Scheid ich aus deiner goldnen Pforte,
Erschimmern über meine Worte
Und Werke deine Herrlichkeiten;
Noch webt um mich dein Glanz und Klang,
Und freudig schreit ich meinen Gang
Durch stürmevolle Tageszeiten.

(Ged. II, S. 325.)

Diesen Gang durch Licht und Dunkel seines Geschickes bis zur letzten Stunde wird die weitere Schilderung zu begleiten haben.

Anhang I

Beilage 1

Adolf Freys Gattin

Abkunft und curriculum vitae der späteren Gattin Adolf Freys sind die folgenden:

Lina Beger wurde den 4. Februar 1853 in Mosbach geboren als das vierte Kind des badischen Ingenieurs Hermann Beger und seiner Frau Rosalie, geb. Oßwald. Der Vater (1820—1901), Sohn des badischen Geheimerats Karl Beger, stammte aus einer ursprünglich württembergischen, von Kaiser Maximilian II. geadelten Familie. Er durchlief nach guten Studien die gewöhnliche Laufbahn der Staatsbeamten dieses Faches und starb als pensionierter Oberingenieur zu Offenburg, ein begabter, temperamentvoller und liebenswürdiger Mann von vielseitigen, besonders naturwissenschaftlichen Interessen und einer in Poesie und Prosa gleich gewandten Feder — eines seiner Gedichte aus einem Fremdenbuch wird immer wieder als Scheffeloriginal gedruckt. Die Mutter (1819 bis 1906), aus einer alteingesessenen Offenburger Familie stammend, hatte alle guten Eigenschaften der deutschen Bürgerfamilie; tüchtig, von äußerster Gewissenhaftigkeit, hatte auch sie geistige Interessen und schrieb einen guten Briefstil. — Fünfjährig verlangte ihre in sich gekehrte, weichherzige und intelligente Kleine leidenschaftlich nach der Schule und der Teilnahme am Klavierunterricht der ältern Schwester, durchlief rasch die Volksschule in Stockach, wo die Eltern seit 1858 wohnten, und wurde mit dem 12. Jahr aus der Fortbildungsschule genommen, die dem über seine Jahre entwickelten Mädchen, das zum Wunderkind des Städtchens aufgerückt war, nichts mehr zu bieten hatte. Sie wurde dem protestantischen Geistlichen zum Privatunterricht anvertraut, der die Aufsätze der 13jährigen für druckreif erklärte. Da auch ihre musikalischen Anlagen das landläufige dilettantische Maß zu überschreiten schienen, nahm sie eine Schwester des Vaters nach Karlsruhe. Hier erhielt sie im Winter 1867/68 kurze Zeit den Klavierunterricht des damaligen ersten Karlsruher Musikers Wilhelm Kalliwoda, dem aber Umfang und Art ihres Musiktalentes wohl ausbildungswert, doch nicht tragfähig genug für eine Künstlerlaufbahn erschien, sodaß sie, bitter enttäuscht, nach Hause zurückkehrte und zwar nach Konstanz, wohin der Vater versetzt worden war. Hier brannte sie auf weitere Ausbildung in den während des Karlsruher Aufenthaltes zurückgebliebenen Fächern: als sie die Annonce eines Dr. Kappes in Zürich

las, der für ein zu gründendes Mädchengymnasium Schülerinnen suchte, meldete sie sich kurzweg, und die verblüfften Eltern erfuhren erst durch seinen Antwortbrief von dem Schritt ihrer selbständigen Fünfzehnjährigen, die sie, da sie angegriffen und bleichsüchtig geworden war, schonen wollten. Sie übergaben die nicht zurückzuhaltende lernbegierige Tochter der Führung des Deutschlehrers am Gymnasium, Prof. Frühe, dessen ruhige, freie und geistvolle Art ihr segensreich wurde. Nun lernte sie die Nibelungen, Walter von der Vogelweide, den Laokoon, die Hamburgische Dramaturgie, Schillers Abhandlungen, kurz alles das kennen, was im Deutschunterricht oberer Gymnasialklassen durchzuarbeiten war, damals in Mädchenschulen aber noch nicht vorkam. Die ernsthafte Arbeit bot ihr mächtige Anregung, die Aufsätze wuchsen sich zu Abhandlungen aus und erregten bei dem Lehrer ungemessene Erwartungen. Seine Versetzung machte dem reinen Glück ein Ende; aber seine Schülerin, innerlich gesundet und erstarkt, konnte sich nun selbst helfen. Sie bestand, auf ihren Wunsch noch in zwei weitern nicht reglementarischen Fächern geprüft, 1871 das Lehrerinnenexamen für Höhere Töchterschulen; daß der Achtzehnjährigen dabei mitgeteilt wurde, man würde ihr ausnahmsweise die Oberklasse einer solchen sogleich anvertrauen, sprach schließlich nicht nur für die Examinandin, sondern auch für den Liberalismus der Oberschulbehörde in jenen Jahren, wo die Frage des Frauenstudiums noch in ersten Anfängen lag und man in Fräulein Beger eine künftige Pionierin desselben vorauszusetzen allen Anlaß hatte. Es zog sie in der Tat nicht zur Schule, sondern zum akademischen Studium, und sie erstrebte, ein noch unerhörtes Novum, die Maturität. Da sie in den Deutschfächern keiner weitern Durchbildung bedurfte, in Latein und Griechisch durch Privatstunden sehr schnell vorwärts kam und auch ihre noch sehr mäßige mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung rasch fördern konnte, so stand sie im Frühjahr 1875 unversehens vor dem ersehnten Ziel. Da schien eine plötzlich auftretende nervöse Attacke, die Lesen und Schreiben unmöglich machte, alles in Frage zu stellen. Aber noch nicht ihrer Kräfte sicher, wagte sie nach 14 Tagen den Schritt in das Maturitätsexamen in Bern und bestand es, wenn auch nicht mit der ersten, so doch mit der zweiten Note und wurde immatrikuliert.

Schon in den großen Ferien (August bis Oktober) 1876 gab eine Reise nach München Gelegenheit, sich in Tübingen nach den Chancen einer Immatrikulation und nachfolgender Examina zu erkundigen. Die Antwort lautete nicht ermutigend: es war wenig Aussicht, einen früher ge-

faßten prinzipiellen Senatsbeschluß gegen die Zulassung von Frauen umzustoßen. Nicht viel günstiger stand die Sache in Heidelberg, wo sie eine zweite Anfrage unternahm: sie konnte nach dem Belieben einzelner Professoren als Auditorin zugelassen werden, aber keine Matrikel erlangen. Da die Zeit darüber vorgeschritten war und das Semester bereits begonnen hatte, so blieb vorläufig nur die Rückkehr nach Bern für den Winter 1876/77 übrig. Im Frühjahr wurde ein neuer Vorstoß in Heidelberg gewagt; trotz der Empfehlungen von Bern und des Heidelberger Rektors wurde der Petentin als letztes Mittel nur noch ein persönliches Gesuch beim badischen Ministerium oder bei dem freisinnigen Großherzog selbst empfohlen. Aber einem Nein von so entscheidender Seite wollte sie sich mit Rücksicht auf eine spätere Anstellung nicht aussetzen. Da schien sich ein Weg aufzutun: man las von zwei Medizinstudentinnen in Leipzig. Die Erkundigung eines ihrer Berner Professoren ergab freilich, daß auch Leipzig keine immatrikulierten Studentinnen, nur Auditorinnen kannte, aber das Vertrauen auf die größeren Verhältnisse und die voraussichtlich größere Zahl zustimmender Dozenten, sowie die ihr zur Verfügung stehenden Empfehlungen an die einflußreichen Leipziger Fakultätsmitglieder Georg Curtius und Georg Voigt ließen sie auf ein Mehreres an Chancen hoffen und entschieden für Leipzig.

So wurde nach dem im elterlichen Hause in Offenburg verbrachten Sommersemester 1877, während dessen sie an ihrer Dissertation über das Verhältnis der Utopia des Thomas Morus zu den platonischen Staatsschriften arbeitete, in Begleitung des Bruders nach Leipzig aufgebrochen. Die beiden Studenten fanden die liebenswürdigste gesellschaftliche Aufnahme, Lina Beger konnte, mit einer Ausnahme, die gewählten Kollegien ohne Schwierigkeit besuchen[1]) und fand mit Übergehung des Proseminars auch Aufnahme in das historische Seminar unter von Noorden[2]). Denn sie hatte sich schon in Bern entschlossen, an Stelle der klassischen Philologie die Geschichte als Hauptfach ihres Doktorexamens und als ihr künftiges Arbeitsgebiet zu wählen. Gegen den Schluß des Sommersemesters 1878, das sie allein in dem heißen, staubigen Leipzig verbrachte, stellten drei ihrer Lehrer, Curtius, Voigt und von Noorden den

1) Bei Georg Curtius: Griechische Literaturgeschichte; C. Lange: Römische Altertümer; G. Voigt: 16. Jahrhundert und Humanismus; v. Noorden: Geschichte Europas im 17. u. 18. Jahrh.; v. d. Ropp: Deutsche Städtegeschichte.

2) Im Historischen Seminar wurden die Papstwahlen Paschals II. und Calixts behandelt. Daneben wurde die Dissertation abgeschlossen.

Antrag bei der philosophischen Fakultät, sie ausnahmsweise trotz der früheren prinzipiell ablehnenden Beschlüsse zum Doktorexamen zuzulassen. Vergeblich: trotz aller Anerkennung für die Gesuchstellerin wollte die Fakultät, um keinen Präzedenzfall zu schaffen, nicht von dem beschlossenen Verfahren abgehen[3]). Sie wurde nun von den Antragstellern privatim nach Maßgabe der offiziellen Doktorexamen geprüft und mit Zeugnissen versehen, die ihr Gerechtigkeit widerfahren ließen. Zwei Versuchen anderer Art, sie zu fesseln, ausweichend, verließ sie im August Leipzig für immer und bestand dann am 11. November 1878 ihr Doktorexamen summa cum laude in Bern[4]).

Schon ein halbes Jahr vorher war sie mit der Vorsteherin des Viktorialyzeums in Berlin[5]), Miß Archer, wegen einer späteren Tätigkeit an dieser Anstalt in Verbindung getreten. Miß Archer, von dem Entscheid des Kuratoriums abhängig, wollte das Resultat des Doktorexamens abwarten; und ein gleichzeitiger Versuch, sich an dem neu organisierten Lehrerinnenseminar in Karlsruhe eine eventuelle Anstellung zu sichern, fand dort alles besetzt. Erst im Herbst 1878 ließen die aus Berlin einlaufenden Briefe Aussichten auf Zulassung als Dozentin am Viktoria-

3) „Leipzig, 23. Juni 78. Geehrtes Fräulein. Zu meinem lebhaften Bedauern hat die philosophische Fakultät in ihrer gestrigen Sitzung den Antrag, Sie ausnahmsweise zur Doktorpromotion zuzulassen, mit großer Majorität abgelehnt. Ich habe es nie unterlassen, Sie auf den sehr zweifelhaften Ausgang dieser Angelegenheit hinzuweisen und hoffe, daß das jetzige Begehnis Sie nicht allzusehr überraschen wird. Vielleicht gewährt es Ihnen eine gewisse Genugtuung, daß Ihrem wissenschaftlichen Streben dabei von verschiedenen Seiten volle Anerkennung gezollt wurde und daß die Gegner des Antrages nur prinzipielle Gründe vorbrachten. Sollte Ihnen irgend daran gelegen sein, von einzelnen Professoren Privatzeugnisse über Ihre Kenntnisse und Studium zu erhalten, so wird dies natürlich keine Schwierigkeiten haben. Als der älteste der Antragsteller habe ich es übernommen, Ihnen diese unerfreuliche Mitteilung zu machen. In aufrichtiger Hochachtung G. Curtius."

4) Ihre Dissertation wurde gedruckt in „Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft" 1879. II. Heft, S. 187—216 und III. Heft, S. 407—484.

5) Das Viktorialyzeum, dessen bescheidene Räume sich damals in der Königgrätzerstr. Nr. 120 befanden, war 1869 gegründet worden und sollte, Gymnasial- und Hochschulzwecke verfolgend, sowohl Kurse in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern und den alten Sprachen, als auch eigentliche Vorlesungen bieten und so dem Bildungsbedürfnis der Frauen entgegenkommen, da ihnen Gymnasium und Universität noch verschlossen blieben. Namen ersten Ranges aus der Universität waren unter den Vortragenden vertreten, ebenso im Kuratorium: Ernst Curtius, R. Gneist, Ad. Wagner, v. Holtzendorff, Lazarus, Du Bois-Reymond, Virchow, v. Sybel. Die Vorlesungen zerfielen in zwei Kurse: Oktober bis Mitte Dezember und Neujahr bis Juni; sie sollten auf durchaus wissenschaftlich-exakter Grundlage dem Verständnis gebildeter Zuhörerinnen entsprechen, boten aber keine Lebensstellung, da alljährlich neue Verpflichtung erfolgte.

lyzeum gewinnen, wofür sich die Professoren Adolf Wagner, Curtius, Wattenbach und besonders R. Gneist bemüht hatten. Da die entscheidende Sitzung erst Mitte Mai 1879 stattfinden sollte, der Vorlesungskurs aber schon Anfang Juni schloß, so konnte Lina Beger den Beginn ihrer Berliner Tätigkeit erst auf den Winter 1879/80 ansetzen. Nicht ohne Sorgen sah die Vorsteherin der auch an dieser Lehranstalt für Damen noch unerhörten Sache entgegen: „Sollte es Ihnen aus Mangel an Erfahrung im Vortragen mißlingen, das Interesse zu gewinnen, so ist es gleich mit Ihnen aus" ... „Es gibt keinen Ort," schrieb sie, „so öffentlich wie das Lyceum. Die Universität ist die Zurückgezogenheit selber dagegen." Aber es gelang, und die Vortragende durfte von den zirka 700 Besucherinnen des Wintersemesters 1879/80 in ihrer Vorlesung über römische Geschichte[6]) ein gutes Hundert vor sich sehen, obwohl sie die Konkurrenz von drei andern historischen Vorlesungen zu bestehen hatte. Ihre Tätigkeit am Viktorialyzeum dauerte bis Juni 1882, wo sie, verlobt, Berlin für immer verließ.

Beilage 2

Zur Geschichte der „Bundesfestspiele" von Adolf Frey

Was sich in den Tagen der Vorbereitung für die Sechshundertjahrfeier des Schweizerbundes mit Adolf Freys Festspielen begab und warum sie bei dieser Gelegenheit nicht in Schwyz aufgeführt wurden, soll hier zum erstenmal aktenmäßig dargestellt werden.

Am 26. Juni 1890 wurde im Bundesratshaus zu Bern erstmals über dem Programm für die Feier des 1. August 1891 gesessen und eine Kommission bestellt. Diese „Zentralkommission" wählte dann am 15. November eine Subkommission, bestehend aus dem Zürcher Regierungsrat Dr. J. St. als Präsidenten, C. F. Meyer, dem Professor B., dem Maler M. (beide aus Schwyz) und dem Pfarrer W. in Höngg bei Zürich, eine Zusammensetzung, die eine Richtung nach Schwyz hin bedeuten konnte, immerhin aber gegen sie ein Mehr erlaubte; diese Subkommission wurde mit dem Festspielprogramm beauftragt. Es dauerte nicht lange, so war das Fahrzeug festgerannt. Darüber geben die z. T. in den „Briefen C. F.

6) L. B. setzte im nächsten Kurs die römische Geschichte fort und las dann später noch „Geschichte des 16. Jahrh. in Deutschland" in zwei weiteren Jahreskursen. Sie pflegte mit kleinen Notizen frei vorzutragen.

Meyers" gedruckten, teils ungedruckte Briefe Meyers an St. Aufschluß, welche dieser letztere Frey zur beliebigen Verfügung stellte, sowie die gedruckte und ungedruckte Korrespondenz zwischen Meyer und Frey. Besuche St.s in Kilchberg waren vorausgegangen, als C. F. Meyer ihn um Festsetzung eines „relativ trockenen Tages" (seiner Gesundheit wegen) für eine Kommissionssitzung ersuchte (25. XI. 90). Ein zweiter Brief an ihn (14. Dez. 90) berichtete: „Verehrter Herr, Vor acht Tagen besuchte mich hier Hr. Prof. B. — er wollte nachher noch zu Hrn. Pfr. W. gehen — und während der Vormittagsstunden vereinbarten wir in guter Stimmung ein vorläufiges, wie ich glaube, relativ glückliches Szenarium mit möglichster Beobachtung der Einheit des Ortes: Swen (sic, Sewen?). Faenza. Der Schwur. Morgarten. Burgunderkriege, vertreten durch den Tag in Stanz. Tolles Leben. Reislauf. (Eventuell Verrat Ludwig Sforzas.) Bauernkrieg. (Eventuell Tod des Luzerners Schybi). Wegfall des Landvogts. Zweites Morgarten (Reding). Gesammtbild. (Die Gegenwart von (vor) zwei Geisterchören, den Ahnen und den Berggeistern, womöglich ohne Genius und Helvetia). Auf die Milchsuppe[1]) werden wir leider (wohl) verzichten müssen, da sie unverständlich bliebe ohne Darlegung des confessionellen Zwistes, an welchem wir besser vorbeigehen. Die Hauptsache ist wohl, daß Jeder Freude habe und bei gutem Willen bleibe. Wir müssen die Mittel der Japanesen berücksichtigen und ihnen ein gewisses Zutrauen schenken, dann werden auch sie entgegenkommen. Herr B. wird seinen Entwurf Anfang 1891 der Commission zu definitiver Feststellung vorlegen. Ihm ist wohl auch die Verfassung des Textes zu überlassen, da er die Spielenden und ihre Kräfte kennt, doch bin ich gerne bereit, hier ihm zu dienen, wenn es notwendig wäre. Hochschätzungsvoll C. F. Meyer." (Ungedruckt.) Noch eine Woche später bewegten sich die Erwägungen Meyers in der gleichen Richtung: „21. Dezember 1890 Kilchberg. Verehrter Herr, eben verläßt mich Prof. V. nach einer längern Besprechung in der fragl. Sache. Da ich nun über das Richtige mit mir definitiv im Reinen bin, wünschte ich sehr, mit Ihnen, Herr Präsident, u. wohl auch mit Herr Pfarrer W., vor der Commissionssitzung im Januar ein Wort zu tauschen u. bitte Sie, dieses nach Ihrer Convenienz zu ermöglichen; ich würde dann auch vorschlagen, zu der Januarsitzg. jedenfalls Herrn Prof. V. u. womöglich einen Haupt-Japanesen zuzuziehen, damit wir vorwärts kommen. Wir

1) von Kappel, Episode aus der Schlacht v. Kappel (1531).

wollen jetzt die Sachen mit allem Ernst angreifen, da es sich am Ende doch um die Ehre des Vaterlandes handelt. Hochschätzungsvoll C. F. Meyer" (Ungedruckt)[2]). Man war also anfangs durchaus geneigt, den Schwyzern das Festspiel zu überlassen. Ob C. F. Meyer schon vor seinem ersten Brief an St. (25. XI. 90) den Namen Freys nannte („wie ich Ihnen schon anfangs sagte" vgl. unten) und sich dann umstimmen ließ, geht aus den Akten nicht deutlicher hervor. Noch vor Meyers Briefen vom 21. und 31. Dezember muß eine Manuskriptsendung der Schwyzer bei der Kommission eingelaufen sein, denn nun wandte sich das Blatt plötzlich. Erschreckt suchte St. Anknüpfung mit Adolf Frey durch den Bruder Emil, und Meyer schrieb gleichzeitig (31. XII. 90) an den Präsidenten St. und nach Aarau[3]). (Emil an Adolf Frey 22. XII. 90: [St. sagte mir], „er würde sehr gern mit Dir reden, da er Deines Rates bedürfe. Er ist nämlich Präsident oder so Etwas der Eidgenössischen Kommission für die Bundesfeier von 1891 und hat nun seine liebe Not mit dem Festspiel. Das will nämlich um Teufels Willen die Japanesengesellschaft in Schwyz verfassen, die wenig oder nichts versteht. Nun möchte St. Deinen guten Rat ... Den Entwurf hat er mir mitgegeben." (Aus diesen Zeilen dürfte evident sein, daß, wie die Öffentlichkeit überhaupt, so auch Adolf Frey, von der ganzen Japanesenbewerbung nichts wußte.)

Unter welchem Datum St.s erste Rücksprache mit Frey stattfand und wie ihr genaues Resultat war, darüber fehlt ein Aktenbeleg. Jedenfalls hatte sie am 31. XII. stattgefunden, und daß sie eine Aufforderung zur Einreichung eines Gegenentwurfes, wenn nicht direkt zur Abfassung eines Festspiels enthielt, beweisen Meyers Zeilen an Frey vom 31. XII.: „Ich würde Sie doch gerne sehen, ... schon um zu erfahren, wie Sie das Schwyzer Festspiel anpacken. Der Himmel weiß, was da werden soll und wie die Schwyzer sich benehmen werden. Ich gedenke mich Reg. R. St. durchaus anzuschließen." An St. aber sandte er jenes Neujahrsschreiben, in welchem er sich entschieden von dem Programm der Schwyzer abwandte und Frey für die Abfassung des Festspiels empfahl: 31. Dez. 90 ... „Je länger ich übrigens die Sache betrachte, desto unzulänglicher und kleinlicher, eigentlich der Schweiz unwürdig erscheint mir das schwyzerische Stückwerk — statt weniger großer symbolischer Freskoszenen; es

2) Darnach ist — Frey kannte Meyers Briefwechsel mit St. zur Zeit der Publikation von Meyers Briefen noch nicht — seine Notiz Briefe I, S. 455, über Meyers Anteil am ersten Bommerschen Programm zu berichtigen.

3) Briefe I, 391 u. 455.

ist auch leichter aus ganzem Holz zu schneiden als zu leimen. Es ist keine Frage, Frey wäre der Mann dazu, wie ich Ihnen schon anfangs sagte; und ich bin natürlich sehr erfreut, daß er eine Skizze des Festspiels entwirft."

Soweit war man also vom 26. Juni bis 31. Dezember gekommen: einige wenige, vielleicht nur zwei Sitzungen, einige private Besprechungen, Unsicherheit über die Aufgabe und am Horizont die sich schreckhaft enthüllende Aussicht auf etwas Unbrauchbares. Nun sollte Frey den Karren herausziehen. Aber da man mit Schwyz in diesem entscheidenden Moment nicht klipp und klar abbrechen wollte, — politische Rücksichten! — so wurde offenbar das Diplomatenstück geleistet, sich auch Frey gegenüber nicht fest zu binden und mit dem Hintergedanken, seinen Entwurf im Notfall ihrer Bearbeitung auszuliefern, die Dinge abzuwarten.

Mit Jahresbeginn 1891 begann der zweite Akt der Tragikomödie. Adolf Frey war in gutem Glauben an der Arbeit. Auf der Seite der Kommission ließ man die Dinge gehen. Schwyz schwieg. „Ich danke Ihnen dafür," schrieb Frey am 3. Januar an Meyer, „daß Sie mich für das Festspiel empfohlen haben. Einen Plan schnitt ich zurecht, fieng auch schon mit einem Teil an. Doch darüber möchte ich gern mündlich mit Ihnen verhandeln. Ich erlaube mir, den 6. Januar, Dienstag, vorzuschlagen." Der Besuch kam zustande, und am 8. Januar machte Meyer Frey einige sachliche Vorschläge, darunter über den nachher aufgegebenen „Bündnerschwur", und wünschte sein Szenenverzeichnis: „... ich bedarf dessen zu meinem Brief an Herrn St." Dieser Brief, vom 9. Januar, an St., legte Meyers endgültige Stellungnahme für Freys Text fest, aber nicht gegenüber der Unbestimmtheit der Schwyzerfrage. Noch wirtschaftete man in der Kommission mit „drei eventuellen Redaktoren" (Verfassern?) des Festspiels, B., Prof. V. und Frey, und Meyer sprach die rein persönliche, jeder festen Zusage aus Schwyz entbehrende „Gewißheit" aus: „die Herren Schwyzer werden bei diesem (dem Freyschen) Text ihre Rechnung finden und sich schnell mit demselben befreunden." Und wieder beteuerte er St. gegenüber: „Nun ist meine Überzeugung: Prof. A. Frey ist der Mann dazu. Er entwirft, wie Sie wissen, verehrter Herr, gegenwärtig einen Text, mit welchem ich mich — Einzelnes und allfällige vernünftige Concessionen vorbehalten — einverstanden erkläre und dessen möglichst baldige Vervielfältigung wünschbar ist[4])" ... Es war eine Erklärung, ein Ultimatum,

4) Briefe I, 391 u. 456.

dessen Mitteilung an Sch., das Departement des Innern, Meyer ausdrücklich verlangte. Sch. hatte auf den 28. Januar eine Hauptsitzung anberaumt.

Inzwischen lag Adolf Frey, begeistert von der schönen Aufgabe, dem Vaterland für seinen Ehrentag die Weihegabe der Poesie darbringen zu dürfen, trotz übelster Gesundheitszustände eifrig in den Sielen. Am 18. Januar sagte sich St. telegraphisch bei ihm im Schlößli an, um womöglich den ganzen Plan endgültig zu besprechen. Ein naßkalter, stürmischer Regensonntag. Ernstlich an Influenza erkrankt, hustend und fiebernd lag Frey zu Bett; es war nicht ratsam, daß er sich erhob und ebenso scheute er sich, den Besucher vor seinem Lager der Ansteckung auszusetzen. So eilte die Hausfrau durch den langen Korridor zwischen den beiden Herren hin und her, Vorschläge und Gegenvorschläge vermittelnd und die knappen Bleistiftnotizen des Kranken erklärend, bis der Abendzug für den Herrn Kommissionspräsidenten heranrückte. Aber es wurde Einigung erzielt: „Es ist jedenfalls absolut nötig," wünschte St. am folgenden Tag, „daß das Scenarium, die einleitenden, verbindenden und abschließenden Chorstrophen oder Solostücke, sowie die zur Ausführung gereiften Stücke Ihres Festspielentwurfes möglichst beförderlich in den Druck gegeben und in 30—50 Exemplaren abgezogen werden. Der Satz bliebe bis auf weiteres stehen." Das wurde besorgt, und in wenig Tagen lag der „confidentiell" gedruckte Entwurf bereit. Adolf Frey hatte gegenüber dem Schwyzer Entwurf den ganzen Plan auf sieben „Bilder", auf die Hälfte des ihrigen, und ein Schlußbild zusammengepreßt[5]). Eine

5) Nach St.s Wunsch, der damit vermutlich den Schwyzern entgegenkommen wollte, wurden zwischen die einzelnen Szenen Freys nicht nur lyrische Einlagen, sondern auch lebende Bilder aufgenommen. Der 50seitige Entwurf enthielt also: 1. Bundesschwur 1291. Eingang Gesamtchor (ausgeführt; 2 vierzeilige Str., nur hier gedruckt); Halbchor (3 Sechszeiler, nur hier); die Handlung 10 Oktavseiten, in Handlung und Text vielfach von der endgültigen spätern Fassung abweichend. Lebendes Bild: der Rütlischwur. Gedicht: Kampf und Sieg (Schlußchor?). 2. Die Geächteten von Morgarten 1315. Erster Halbchor: 1 Dreizeiler; Tenorsolo: 1 Vierzeiler; zweiter Halbchor: 1 Dreizeiler; ganzer Chor: 1 Dreizeiler. Die Handlung: 2 Szenen, 9 S. Oktav, wenig von Aufl. I abweichend. 3. Im Laupenstreit 1339. Chor der Berner Gesandten: 2 Vierzeiler, Chor der Innerschweizer: 1 Sechszeiler, Alle: 1 Achtzeiler. Die Handlung: $6^1/_2$ S., fast wie Aufl. I. 4. Ankunft der Leiche Winkelrieds in Stans 1386. $^1/_2$ S. Prosaentwurf. Zirka 80 bis 100 Personen. 5. Unter dem Ahorn zu Truns 1424. 1 S. Prosaskizze. Lebendes Bild: Niklaus v. d. Flüe auf der Tagsatzung z. Stans (2 Z. Entw.) Bürgertugend und Menschenliebe (?) 6. Wengi 1533. 1 S. Entw. Lebendes Bild: Aloys v. Reding (4 Z. Entw.) 7. Pestalozzi in Stans 1798. Zirka 1 S. Entw. 8. Schlußbild 1891 ($^1/_2$ S. Entw.).

enggedruckte eingelegte Seite sprach sich über die ganze Aufgabe aus. Die drei ersten Stücke, „Bundesschwur", „die Geächteten", „Im Laupenstreit" waren ausgeführt; ebenso die gewünschten lyrischen Einlagen (Gesänge) zwischen den einzelnen Stücken. Das übrige war skizziert. Aufgegeben wurde davon nachher die Ankunft Winkelrieds in Stans und der „Bund von Truns", den Meyer befürwortet hatte. Diese beiden Stücke wurden für den endgültigen Druck der I. Aufl. ersetzt durch „Die Mazze" und „Vor Grandson". Der konfidentiell gedruckte Entwurf trug natürlich provisorischen Charakter.

Mit freudigem Beifall las Meyer die fertigen drei ersten Stücke: (17. I. 91) „Ich habe die drei Stücke mit großem Vergnügen gelesen. 2 u. 3 sind von untadeligem Wuchse, während allerdings 1 mehr redet als handelt. Später mehr — ich freue mich!" und zwei Tage nachher an Lina Frey: „Verehrte Frau, tragen Sie dem Mann recht Sorge: es ist eine nicht ungefährliche Zeit — u. sagen Sie ihm, die Episode Laupen-Schlacht habe mich entzückt, zumal das Sterben des Ländlers. Ich habe gute Hoffnung, daß dieses Festspiel uns allen Freude machen und dem Mann die verdiente Ehre einbringen werde."

Des Dichters Erwartungen über die Gegenpartei waren weniger sanguinisch: (24. I. 91 an Meyer) „Da ich immer noch im Bett liege, wie wohl gebessert und mit der Hoffnung auf baldige Urständ, so muß ich Ihnen ein Diktat schicken ... Ihr Lob hat mich sehr gefreut ... Herr St. meldete heute, daß Bundesrat Sch. die Hauptsitzung schon auf nächsten Mitwoch (28. Jan.) anberaumt hat und zwar in der Meinung, daß eine Sitzung der fünfgliedrigen Subcommission nicht vorherzugehen habe. Da ich mir nun denke, daß Sie selbst bei dem wärmer gewordenen Wetter nicht nach Bern gehen werden, so möchte ich Sie sehr bitten, Herrn St. eine Zeile über meine Sachen zu schreiben, sofern Sie das nicht schon früher sollten getan haben. Denn er wird keinen ganz leichten Stand finden, da die Japanesen ihre alte Schweinsblase noch etwas mehr aufgeblasen haben, und es soll mich nicht überraschen, wenn ich unter den Tisch gewischt werde." Die Meinung Sch.s lag schon vor der entscheidenden Sitzung klar zutage: Adolf Frey, dessen Plan man zu benützen gedachte, ohne ihm die Ausführung zu übertragen, resp. die Aufführung zuzusichern, wurde inoffiziell durch St. von der Sitzung benachrichtigt, die Subkommission nicht einberufen, die Hauptsitzung in Bern abgehalten.

Die Angelegenheit trat in ihr drittes Stadium. Am Vortag der Hauptsitzung traf Sch. mit B. und einem andern Schwyzer Herrn seine Verein-

barung in Zürich; B. wurde zur Hauptsitzung offiziell eingeladen und zu einem Referat über seinen Entwurf aufgefordert[6]). An Frey zu der einen oder andern Zusammenkunft eine Einladung ergehen zu lassen, wurde für überflüssig gehalten. Ebenso geschah seiner Arbeit im Protokoll der Sitzung keine Erwähnung. Dagegen benützte man sie zur Korrektur oder an Stelle des B.schen Entwurfes. Das Resultat dieser Beratung vom 28. X. 91 teilte St. noch am gleichen Tag Frey mit: „Hochgeehrter Herr! Nach langer Diskussion ist grundsätzlich beschlossen worden: 1. Es soll (in Übereinstimmung mit Ihrem Entwurf) von einer Faenzascene abgesehen werden; ferner soll weder Reisläuferei noch Bauernkrieg auf die Bühne kommen. 2. Weniger Dialog, möglichst viel Handlung. 3. Mehr Musik resp. Gesang. 4. Einschaltung einer Scene aus den Burgunderkriegen, vielleicht Darstellung des Hoflagers von Karl d. Kühnen. 5. Wengi. 6. 1798. Schwyz wird angefragt, ob es ein so modifizirtes Schauspiel zur Aufführung bringen wolle. Wenn ja, so ist die definitive Redaktion einer Kommission übertragen, bestehend aus den Herren Ständeratspräsident K., Baden, Professor B., Schwyz, Prof. Ad. Frey, Aarau. Wenn nein, so tritt die Centralkommission neuerdings zusammen." Meyer schickte zu diesem Entscheid eine Glückwunschdepesche nach Aarau. Wohl hatte Freys Entwurf gesiegt; aber die Frage an Schwyz lautete vorsichtigerweise nicht: wollt ihr Freys Festspiel aufführen? Schwyz schwieg und verlangte (3. II. 91) von St. wie von Frey Exemplare seines gedruckten Entwurfes „zur Einsicht", die es erhielt. Damit fing nun offensichtlich die japanesische Muse ihre Suppe zu kochen an. Am 4. Februar erhielt Frey die Mitteilung seiner Wahl in die Dreierkommission vom Departement des Innern. Am 8. Februar sollte diese Kommission in Zürich sitzen. „Hochgeehrter Herr," schrieb er am 5. II., zum erstenmal wieder nach seiner Krankheit in der Schule, an Meyer: „für Ihren telegraphischen Glückwunsch sage ich herzlichen Dank. Die Sache ist freilich noch lange nicht erledigt ... B. verlor (in Bern) alle Scenen bis auf eine. Ob sich die Schwyzer nun gefügt haben, weiß ich nicht, doch scheinen sie einzulenken; ob ehrlich, weiß der —." St. aber berichtete unter dem gleichen Datum nach Aarau: „Gratuliere sehr! Das Schlußbild resp. die bezüglichen Chöre sind ausgezeichnet gelungen. Gestern schrieb ich nach Schwyz, daß Sie bereits

6) Protokoll der Sitzung des eidgenössischen Zentralkomitees vom 28. II. 1891.

den Entwurf (sollte wohl heißen das Festspiel) beendigt hätten[7]). Es werde am besten sein, wenn nun das Ganze gedruckt werde, bis auf Weiteres selbstverständlich unter voller Wahrung Ihrer Autorrechte, also wiederum ‚Confidentiell als Manuscr.'. Herr K. wird nun hoffentlich die Sache energisch an die Hand nehmen" ... Die Sitzung in Zürich, wenn sie überhaupt stattfand, verlief jedenfalls ganz ohne oder mit unbestimmtem Resultat. Bern schwieg. Schwyz schwieg. „Da Herr Sch. die Sache gar so gemütlich nimmt," meinte St. (11. II. an Frey), „so muß er gedrängt werden. Hat er wohl noch nicht genug von seiner Vertrauensseligkeit gegenüber den Schwyzern?" und er wies darauf hin, daß Frey wenigstens auf die Komposition seiner Chöre drängen und sich einmal an Bundesrat Welti wenden solle; auch solle er durch K. auf sein ökonomisches und literarisches Interesse hinweisen, um endlich zu erfahren, woran er sei und seinen Text herauszugeben und verwerten zu können. (St. wußte also offenbar um eine ablehnende, inzwischen bei der Kommission eingelaufene Antwort der Schwyzer.) „Mit vollem Recht dürfen Sie anführen, daß man sich in Zürich sehr für Ihre Arbeit interessire und eventuell mit dem Gedanken einer hierortigen Aufführung trage." Jedenfalls müsse das Departement des Innern, wenn Freys Festspiel in Schwyz nicht aufgeführt werde, „mit einem gewissen Betrag einstehen": „Sie haben die Arbeit aus Patriotismus unternommen. Nachdem Sie getan ist, sind Sie auch zu der Erwartung berechtigt, daß man zu derselben Stellung nehme und nicht leichthin Ihre Interessen preisgebe." Und er sprach die Absicht aus, durch sein Demissionsgesuch als Präsident der Fünferkommission beim Bundesrat einen Druck auszuüben. Frey hatte wenig Lust, sich mit Klagen und Eingaben in einer Sache zu wehren, deren Aussichtslosigkeit er nun nur zu gut durchschaute. Während Meyer sich seit seiner Erklärung vom 9. Januar aus der Kommission ganz zurückzog, Freys Arbeit aber nach wie vor mit vollem Interesse verfolgte[8]), bemühte sich K. vergeblich, bei Sch. wenigstens die Ausschreibung einer Komponistenkonkurrenz für die Freyische Schlußkantate zu erreichen, und auch die Intervention von Bundesrat Welti blieb ohne jeden Erfolg. Sch. erklärte ihm schon bei der ersten

7) Am 6. Febr. war außer dem Schlußbild auch „Wengi" fertig, am 31. Febr. „Grandson". Vgl. Briefe I, 392ff.

8) Briefe I, 392—400. (S. 394 Meyers Urteil über „Im Laupenstreit", „ein Unicum des einfach Rührenden"), hier auch Näheres über Meyers für die Deutsche Rundschau beabsichtigte Rezension der Festspiele.

Rücksprache (19. oder 20. II. 91) „daß die Frage der Erstellung des Textes des Festspiels erledigt sei und daß Herr K. Ihnen (Frey) hievon bereits Mitteilung gemacht habe." Auch ein zweites Ansetzen Weltis führte zu nichts, als daß Sch. erklärte, das Departement des Innern werde die Druck- und sonstigen Kosten des Freyschen Festspiels übernehmen, was übrigens laut Protokoll einem Beschluß der Sitzung vom 28. I. 91 entsprach. Nur auf ausdrückliche Aufforderung hin hatte Frey sich entschlossen, die Rechnung und zwar nur die der Druckkosten vorzulegen. Was darauf erfolgte, darf in dem Bild des Verfahrens nicht fehlen: nachdem das Departement am 11. Februar vierzig Franken an die Druckkosten berichtigt hatte, erfolgte am 31. März folgende Mitteilung: „Geehrter Herr! Sie haben uns mit Ihrer geschätzten Zuschrift vom 30. dies die Rechnung über die Druckkosten Ihres Festspiels im Betrag von Frcs. 351 zur Zahlung übermittelt. Wir müssen Ihnen hierauf erwidern, daß wir leider nicht in der Lage sind, Ihrem Wunsche vollständig nachzukommen, sondern dies bloß in dem Maße tun können, wie es bei ähnlichen Arbeiten anderer Verfasser zu geschehen pflegt und z. B. anläßlich des Druckes des Festspielentwurfes des Herrn Professor V... in Bern geschehen, daß nämlich wir die Hälfte der Kosten übernehmen. Wir bitten Sie demnach, die vorliegende Rechnung in diesem Sinne modificiren zu wollen. Genehmigen Sie, geehrter Herr, die Versicherung unserer vorzüglichen Hochachtung. Eidgen. Departement des Innern. Sch." (eigenhändig). Einen Betrag von fünfzig Franken, die St. mit der Begründung sandte, „dafür besorgt sein zu wollen, daß ich noch eine Anzahl ‚Spiele' in Zürich erhalte, sowie hieher (Bern), um nach Möglichkeit Propaganda dafür machen zu können," ließ Frey umgehend an den Absender zurückgehen — er vermutete dahinter eine Art „Schmerzensgeld" unbestimmter Herkunft. — Auf privatem Weg erfuhr er noch über die entscheidende Sitzung der Zentralkommission: ... „es sei der Kommission nichts Anderes übrig geblieben, als in den sauern Apfel zu beißen und das Opus der Schwyzer mit einigen Änderungen anzunehmen. Die Schwyzer hätten nämlich erklärt, wenn man nicht ihren Text annehme, so werde sich die ganze Japanesengesellschaft zurückziehen und sich in keiner Weise an dem Festspiel beteiligen. Die Kommission habe aber der vorgerückten Zeit wegen und aus andern Gründen sich nicht getraut, Schauspieler von andern Orten, z. B. aus Zürich oder Basel, heranzuziehen, um ein anderes Festspiel aufführen zu lassen. Es sei zu bedauern, daß Herr Sch. nicht rechtzeitig Konkurrenz für das Stück er-

öffnet habe; auch hätte Herr St. Sie nicht zu Ihrer Arbeit veranlassen oder dann an derselben festhalten sollen ... Ihre Arbeit sei allgemein als sehr schön befunden worden" ... usw. Die Japanesen hatten also die Festigkeit gehabt, die das Zentralkomitee vorher hätte haben sollen. Und was hatte man nun nach Verschleppung, Angsten und Machenschaften für die Ehrung des Vaterlandes herausgefischt?

Das Schwyzer Festspiel ist gedruckt. Zu seiner Charakteristik sei nur das erheiternde Kuriosum hervorgehoben, daß als Schlußchor des „Bundesschwures" ein Gedicht jenes J. J. Leuthy figuriert, den Frey in seinem „Bernhard Hirzel" als das Urbild des phrasendrehenden Dichterlings schildert. Die Strophe prangt mit den Zeilen:

„Die Schweiz mit ihren Reizen,
Ein Eden steht sie da,
Um Anmut, Schönheit geizen
Die Bilder fern und nah."

Im Lager vor Murten singen die Schweizer Körners Gebet vor der Schlacht, und Veit Weber, „der Sänger", beginnt sogar seinen Spruch mit Heines „Auf Flügeln des Gesanges"!

* * *

Mit dem anrückenden Lenz rührte es sich auch in den Kantonen, mit denen das Zentralkomitee, wie St. am 17. II. 91 an Frey berichtete, keinerlei Fühlung genommen hatte, deren jeder aber — es konnte nicht jedermann am 1. Aug. nach Schwyz — eine Feier haben wollte. So liefen bei Frey eine Reihe von Anfragen um die Erlaubnis der Aufführung ein, u. a. von der Kulturgesellschaft Aarau, von Baden, Brugg, St. Gallen, Uster, Bern, Brienz, Pfäffikon, von dem Schweizer Verein Helvetia in Frankfurt a. M. Und da der Dichter in der Vorrede die Aufführung für den Festsommer freigab, so wurde die eine und andere Szene mancherorts auch ohne Anfrage gespielt. Es wurden in rascher Folge von Sauerländer in Aarau drei Auflagen gedruckt. Einen Plan Emils (28. II. 91) rasch an die Hand zu nehmen und durchzuführen, fehlte eine Persönlichkeit, die sich nicht scheute, „dem Kälblein in die Augen zu langen": „Die Schuljugend," hatte er dem Bruder geschrieben, „das ganze Volk soll Festspiele sehen ... Aber es ist ja nichts Rechtes vorhanden ... Um solches dem Volke zu geben, soll der Bundesrat Deine

Sachen ankaufen und das Recht der Aufführung dem ganzen Volke freistellen. Er soll das Manuskript dem Basler oder Züricher Verein für Verbreitung guter Volksschriften gratis übergeben, damit diese Vereine die Spiele in ihre Kollektionen aufnehmen und zum Preise von 10 Rappen das Stück verkaufen. So lassen sich 20000 bis 50000 Exemplare vertempeln (ausstreuen), jedes Städtchen, jede größere Ortschaft kann ein Festspiel arrangiren und aus Deinem Werke wählen, was sie will" ... Eine ähnliche, von St. ausgehende Anregung veranlaßte den Zürcher Regierungsrat, 500 Exemplare zur Verteilung in den Schulen am 1. August anzukaufen. Daß dieses Beispiel vereinzelt blieb, mochte mit an der Presse liegen, die sich scheute, öffentlich gegen das Verfahren des Departementschefs aufzutreten und die Feststimmung zu trüben. Auch Frey selbst hielt sich aus diesem Grunde zurück, und wenn es z. B. vor Fleiners Stellungnahme in der neuen Zürcher Zeitung tönte: „doch möchte er noch mit Dir reden, inwieweit man den Sch. skalpiren soll," so waren solche Erwägungen kaum vereinzelt, und Frey wurde infolge solcher Rücksichten eine Genugtuung in der Presse nicht zuteil. Sie soll seinem Andenken aus den soeben mitgeteilten Akten erstehen. —

Gegenüber den künstlerischen Schwierigkeiten der Aufgabe als solcher und der Aufführungsmöglichkeiten hatte fremder Rat so ziemlich versagt: nicht umsonst hob Meyer den Mangel dramatischer Stoffe in der Schweizergeschichte „außer dem ewigen Waldmann" hervor, erkannte aber dann in dem ausgeführten Werk Freys: „viel dramatische Kraft, wird früher oder später Verwendung finden." Eingehend befaßten sich Widmanns Briefe mit dem ersten gedruckten Entwurf, besonders mit dem „Bundesschwur", von dem er fand, er habe, nachdem Frey die Szene ins Freie verlegte, „enorm gewonnen". „Nun kommt" (17. II. 91) schrieb er weiter, „das wunderschöne Morgartenbild. Da ist nun Alles vortrefflich, ergreifend. Das ist aber auch ein dramatischer Vorwurf ersten Ranges." Sein Bedenken galt nur der Bühnenillusion der Winterlandschaft: „Aber das kommt ja nicht in Betracht neben der Großartigkeit dieses Auftritts." Ergötzlich, wenn auch nicht für den Produzierenden, war es, daß sich Meyer und Widmann bezüglich des Laupenstreits direkt widersprachen: während Meyer von dem sterbenden Ländler immer von neuem entzückt war, stieß sich Widmann an dem Episodischen: „Nun es kommen dann die Berner und von da an ist der Auftritt sehr gut und schön." Die ursprünglich beabsichtigte Ankunft der Leiche Winkelrieds in Stans schien Widmann „von größter Wirkung". Aber was

sollte der Dichter mit seiner folgenden Äußerung anfangen: „Wenig. Kitzlige Geschichte. Aber natürlich gerade darum von größtem Wert." „Im Schlußbild," schrieb Meyer (6. II. 91), „werden die Berg- und Stromgeister gute Wirkung tun." „Die Berg- und Stromgeister," meinte Widmann, „würde ich zum Teufel jagen." Hätte es Frey nicht schon vorher gewußt, aus diesen Äußerungen und Widersprüchen der Berufensten wäre es ihm entgegengesprungen: in Sachen der Kunst „muß jeder aus dem eigenen Beutel zahlen."

Übereinstimmender klang es aus den mit wenig Ausnahmen beifälligen, ja begeisterten Pressestimmen zurück. Davon sei nur Weniges wiedergegeben. Nach einer hauptsächlich die Geächteten hervorhebenden Inhaltsangabe fährt der Referent der Basler Nachrichten (H. H. 28. IV. 91) fort: „Die Sprache der Festspiele dringt machtvoll ans Ohr und zum Herzen als die Äußerung einer starken Seele und tiefgewurzelter vaterländischer Gesinnung. Uns war beim Lesen, als riefe in der Ferne das Horn von Uri ... als hörten wir den dumpfen Trommelschlag eines altschweizerischen Heereszuges ... Denn es steckt bei aller Schönheit und Vollendung der Sprache etwas Hartes in diesen Szenen, nichts glatt Gestrichenes, Gelecktes. Rasch erklimmt die Handlung den Höhepunkt — der Zuschauer wird nicht ermüdet durch langatmige Entwicklung. Der Dichter schiebt ihn sofort ins Gedränge und Getriebe hinein" ... usw. Eine Vorbesprechung Spittelers in der N. Z. Ztg. betonte neben einigen seiner Unsicherheiten den künstlerischen Standpunkt: „Adolf Frey ist ferner der Meinung, daß es dem Patriotismus nichts schade, wenn ein patriotisches Werk auch literarischen Wert besitze, weßhalb die einzelnen Szenen in runder literarischer Fertigkeit (sic!) ausgearbeitet sind. — Jedes Stück hat dramatisches Leben. Wir haben diese Festspiele mit Genuß gelesen und sind überzeugt, durch eine Aufführung derselben noch eine Vermehrung des Genusses zu erleben. Einer Aufführung aber würde sich nicht die mindeste Schwierigkeit entgegenstellen, da ein Künstler wie Adolf Frey nicht an den Regisseur, sondern an sich die höchsten Anforderungen stellt." Widmann sprach sich am 20. April im „Bund" aus: „... Das Ergreifende liegt in der edel an sich haltenden Sprache, in einer jedem überschwänglichen Phrasenausdruck aus dem Wege gehenden Art, die sich den Dialog des alten Aeschylus zum höchsten Vorbild genommen zu haben scheint ... Daß die große offizielle Bundesfeier in Schwyz diese Frey'sche Dichtung sich hat entgehen lassen, ist schade genug." Daß C. F. Meyers für die Deutsche Rundschau geplante Besprechung dann doch nicht

zustande kam, lag an seiner Erkrankung. Er hielt die Absicht bis über die Schwelle seines Unheilsjahres 1892 hinaus fest.

Das Experiment der Aufführbarkeit der Festspiele Adolf Freys ist nicht nur auf vielen Dilettantenbühnen, sondern auch mit tiefer Wirkung später auf dem Zürcher Stadttheater (Die Geächteten, Im Laupenstreit, Die Mazze) erfolgreich gelöst worden. Szenisch ist nichts, aber auch gar nichts in den Stücken, was nicht „gemacht" werden könnte. Auch auf der Freilichtbühne.

Die Vorstellung am 1. August in Schwyz löste eine große Begeisterung vieler aus: es war der patriotische Anlaß als solcher, die äußere Inszenesetzung, die Vorstellungen und Gefühle, die der historische Stoff weckte. All das vermochte z. B. einen J. V. Widmann zu Tränen zu rühren, der doch über die betrübliche Qualität des Japanesentextes keinen Augenblick im Zweifel war.

Sanktionierte dieser Erfolg ein Verfahren, künstlerisch Minderwertiges vorzuführen, wenn man Wertvolles haben konnte? Wenn ja, dann haben solche Veranstaltungen mit der Kunst überhaupt nichts zu tun, wenigstens mit der Dichtkunst nicht.

Anhang II

Anmerkungen

1) Die „Baumschule", jetzt eine große Gärtnerei (Großmann), wird im Mietkontrakt von dem Eigentümer, Fr. Zimmermann-Rychner, auch „Löwenfeld" oder „Liwenfeld" genannt. Die Wohnung wurde dem jungen Ehemann vom 1. März 1854 bis 1. März 1855 um jährlich 274 Fr. zugesichert. Der Vertrag wurde dann wohl verlängert, da Jakob Frey Aarau erst im September 1856 verließ und von einer anderen Wohnung nichts bekannt ist. Am 28. Mai 1922 wurde am Geburtshaus Freys von der Literarischen und Lesegesellschaft Aarau eine Gedenktafel angebracht: „In diesem Hause wohnte Jakob Frey. Hier wurde am 18 Hornung 1855 der Dichter Adolf Frey geboren, ein Bildner unserer Sprache und Deuter ihrer Kunst."

2) Ich folge in den nachfolgenden Ausführungen über Jakob Frey dem reichen, pietätvollen und gewissenhaft dokumentierten Lebensbild, das Adolf Frey von seinem Vater entworfen und dem V. Band der „Ausgewählten Werke von Jakob Frey" (Verlag Sauerländer, Aarau) eingefügt hat.

3) Mitteilung von Herrn Pfarrer Dr. Steiner, Kirchberg. Taufpaten waren Friedrich Hunziker, Ober-Kulm (ein Bruder der Mutter) und Elisabeth Matli von Kölliken, der amtierende Pfarrer hieß Pfleger.

4) Aus ungedruckten Briefen Rosa und Jakob Freys.

5) Nach mündlichen Mitteilungen.

6) Eine kleine Erinnerung erzählte er gern. Als Lili das „Unser Vater" beten sollte und die Bitte um das tägliche Brot an die Reihe kam, meinte die Kleine: „Aber ein Apfel wäre mir lieber!" „So," fügte der Erzähler bei, „haben es manche Leute mit ihrem Kunsturteil: wenn ihnen ein Stück Brot gegeben ist, so wollen sie eben einen Apfel haben."

7) Wie sich freilich die Sache für die Jungen gestaltet hätte, wenn sie den reichlich zweistündigen Weg von der Trostburg in die Schule nach Aarau täglich hin und zurück zu machen gehabt hätten — für eine Unterbringung in Aarau reichten die Mittel des Vaters nicht —, läßt sich leicht ermessen. Wurde ja schon die Entfernung des Landenhofes für sie folgenschwer genug.

8) Biographie Jakob Freys von Adolf Frey (Gesammelte Erzählungen, Bd. V, Beigabe, S. 102).

9) Briefliche und mündliche Mitteilungen befreundeter ehemaliger Mitschüler.

10) Daß gerade der Aargau ein erfreulich gut geartetes und intelligentes Schülermaterial aufweist, hat Adolf Frey später, als er selbst in der Kantonsschule Aarau amtete, oft und gern anerkannt.

11) Vgl. Freys Nekrolog auf Hunziker in der Neuen Zürcher Zeitung vom 19. Juni 1901.

12) Biographische Notizen über die Lehrer A. Freys finden sich in den Programmen der Aargauischen Kantonsschule von 1869—75. Über Hunziker urteilte Adolf einmal dem Vater gegenüber (27. I. 74): „Schlufi (Übername Hunzikers) hat zwei volle Stunden über Rousseau und seine Zeit gelesen — jedenfalls sind alle andern Vorträge zusammen genommen nicht halb so viel wert wie dieser eine." Wenn einer, so hat er wohl am meisten Einfluß auf Frey gehabt.

13) Übername Adolfs daheim und in den hier zugrunde liegenden zahlreichen ungedruckten Familienbriefen.

14) Der Gesangslehrer Burgmeier.

15) „Die Maturität," triumphierte Emil nach Bern (18. IV. 75), „ist ganz gut abgelaufen. Im Aufsatz — er hatte weitaus den besten — hat er sich ein sehr gut erworben. Die gleiche (erste) Note hatte er in Griechisch, Französisch, Geschichte, Naturgeschichte, Chemie und Italienisch; im Latein, Mathematik, Physik und Englisch gut... der Englisch-(sc.-Lehrer) kam sofort zu Adolf und sagte, diese Note habe er nicht gemacht, man habe ihn nicht einmal um Rat gefragt, sonst würde er sicherlich sehr gut erhalten haben... Denke, die unfehlbare vierte Klasse hat sich im Latein und Griechisch so fehlbar gezeigt, daß im Latein keiner, im Griechischen nur Adolf sehr gut bekam."

16) Es verpflichtete, jedes Semester Studienplan und Aufenthalt durch die Erziehungsbehörde bewilligen zu lassen und nach bestandener Staatsprüfung auf Wunsch der Behörde sich sechs Jahre dem aargauischen Staatsdienst zu widmen. Doch wurde auf dieser Bestimmung nicht rigoros bestanden. Das Stipendium konnte drei Jahre bezogen werden; Adolf Frey erhielt es zuletzt im Sommersemester 1877.

17) „Das neue Zähringerhaus," schrieb Jakob Frey am 9. I. 75 seiner Frau, „steht unmittelbar hinter der Alpenegg ... Die Häuser sind dreistöckig, aus Stein aneinandergebaut ... Unsere Wohnung liegt im ersten Stock, mit einem kleinen Balkon zu 750... Begreiflich ist auch die Bewohnerschaft eine andere als früher im hinteren Quartier, Beamte, Professoren usw.... Es sind nur drei Zimmer, aber wir werden uns einrichten." Später fand er die Wohnung freilich „schrecklich eng".

18) Es war der von der Aarauer Kantonsschule an die Berner Universität übergesiedelte frühere Lehrer Ludwig Hirzel.

19) Am 9. Mai immatrikuliert, hörte er bei Hagen über Euripides' Alkestis und über Kritik und Exegese; bei Rettich über Gerichtsreden Ciceros und Demosthenes' dritte Philippika; bei Hirzel deutsche Literaturgeschichte; bei Hidber Bernische Sitten- und Kulturgeschichte, und er war vor allem eifriges Mitglied der Seminarien, wo im philologischen Fach Hagen Xenophon, Rettich Sallust behandelte, und im historischen Hidber Geschichte der Schrift und Alfred Stern die Geschichte seiner Zeit des De Thou. Im Anschluß an diese letzteren historisch-kritischen Übungen erörterte die Seminararbeit Freys den „Tod der Gabrielle d'Estrées, dargestellt mit besonderer Berücksichtigung der Economies royales von Sully." Er untersuchte die Quellenberichte über den unaufgeklärten Tod der bekannten Mätresse Heinrichs IV., welcher dem König, mehr noch seinen Ratgebern, so gelegen kam, daß der Verdacht eines absichtlich herbeigeführten Endes entstand. Die Arbeit gab ihrem Verfasser reichlich zu tun; er lieferte sie im September ab. Die Abhandlung umfaßt 15 Quartseiten und ist mit den kritischen Bemerkungen Sterns noch erhalten. Ob Adolf eine lateinische Seminararbeit, von der er am 14. Juli an Fleiner berichtete, wirklich abfaßte, ist nicht mehr festzustellen.

20) Die Prosaarbeit, wahrscheinlich ein Artikel oder eine Rezension, vielleicht „Jakob von Bongars und Jakob Gravisset von Adolph Frey", lief im März 1876 durch eine Anzahl von Nummern des „Sonntagsblattes des Bund". (A. Freys Prosaartikel sind erst von 1876 an erhalten.) Von der Versnovelle hat sich nichts vorgefunden.

21) Es handelte sich um ein Gedicht in freien Rhythmen: „... Nachdem ich Ihr Gedicht so lange gelesen, bis ich es beinahe auswendig wußte, überlegte ich sehr

ernsthaft, ob ich Sie nicht noch einmal heimsuchen sollte, da ich es aber mit Ihnen nicht verderben wollte und da ich vor den Portiers und den harten steinernen Treppen im Bellevue einen gewaltigen Respekt habe, so unterließ ich es ... Ich zeigte Ihr Gedicht meinem Papa. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß er auch Kritiker ist, dem sich z. B. Gottfried Keller von jeher unbedingt unterstellt hat; zudem hat er kein tendre für schriftstellernde Frauenzimmer, also waren Sie hier als Frauenzimmer nicht im Nachteil, was Ihnen ja immer sehr wichtig ist. Er sprach sich sehr anerkennend aus und sagte mit einem Seitenblicke: ‚Dieses Fräulein scheint bedeutend mehr in die Tiefe zu gehen als gewisse Herren, die die Maturität hinter sich haben' ... Mit dem Entschluß, Ihr Gedicht meinem Papa zu zeigen, faßte ich auch den andern, es drucken zu lassen ... und ging zum Herausgeber. Es gefiel ihm ebenfalls sehr ... Ich setzte unter Ihr Gedicht den Namen Berengar usw."

22) Gedruckt im „Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern", IX. Bd., Erstes Heft. Bern, Stämpflische Buchdruckerei, 1876 (S. 58—108). Hierbei mochte Adolf zum erstenmal ein Jahrzeitbuch gesehen haben, wie er es in der Winkelriedkantate beschreibt: „Leider ist das," heißt es in dem Vorbericht, „aus Pergamentblättern in Großfolio bestehende, in Holz und Leder eingebundene und mit Messing beschlagene Jahrzeitbuch unvollständig." Da er 1876 auch im Mitgliederverzeichnis des historischen Vereins figuriert, läßt sich die Frage aufwerfen, ob er damals vorübergehend an eine Laufbahn als Historiker dachte.

23) Das Zeugnis lautete: „Herr Adolf Frey von Gontenschwyl (Aargau), stud. phil. in Bern, hat seit Beginn des Wintersemesters bis zum 14. März a. h. an Stelle des sel. Herrn Stüssi in der achten, siebenten, vierten und dritten Klasse des hiesigen Gymnasiums als Vikar Unterricht im Lateinischen gegeben. Da er nun aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle zu unserem Bedauern niederlegt, so bezeugen wir ihm gerne, daß er seinen Pflichten zu unserer vollen Zufriedenheit nachgekommen ist. Er hat seine Stunden pünktlich und gewissenhaft gegeben, ein entschiedenes Lehrtalent an den Tag gelegt und mit der Disziplin nicht die mindeste Schwierigkeit gehabt. Da endlich Herr Frey von frischem wissenschaftlichen Streben erfüllt ist, so vereinigen sich in ihm alle Eigenschaften, die den tüchtigen Lehrer ausmachen. Wir wünschen ihm von Herzen Glück zu seiner weiteren Laufbahn."

24) Heines Gedichte.

25) Er belegte: Geschichte der deutschen Poesie bis 1700 bei Hirzel, Logik bei Hebler, Sanskrit und über Tacitus bei Knaus; Terenz' Phormio und paläographische Übungen bei Hagen; althochdeutsche Übungen bei Vetter; Geschichte der englischen Revolution bei Stern. Dazu die Seminare: im philologischen Valerius Maximus, Vergil, und schriftliche Übungen bei Rettich, Theokrit bei Hagen; im historischen Seminar Geschichte der Schrift und Urkundenlehre bei Hidber, bei Stern über die Utopia des Thomas Morus.

26) Das Schweizerhaus. Ein vaterländisches Taschenbuch auf das Jahr 1877. Sechster Jahrgang, S. 58—75. Bern. Jent und Reinert, 1876.

27) „Erinnerungen an Gottfried Keller von Adolf Frey." Haessel, Leipzig. III. Auflage, 1919.

28) Zwei Stunden Epigraphik und drei Stunden Pausanias bei Hagen; drei Stunden deutsche Literaturgeschichte bei Hirzel; ebensoviele bei Hebler; vier Stunden über die französische Revolution bei Stern; zwei Stunden Sanskrit bei Knaus. Im philologischen Seminar zwei Stunden bei Rettich über das Symposion und zwei Stunden bei Hagen über Ovids Tristien; im historischen Seminar kritische Übungen bei Stern.

29) Die Übersetzung aus dem Englischen war zweifelsohne die „Sieben Briefe

über die politischen Zustände der Schweiz während des Ausbruches des Bürgerkrieges im Jahre 1847 von Georg Grote", die durch 14—15 Nummern des Sonntagsblattes des „Bund" lief.

30) Vgl. Gottfried Keller und J. V. Widmann. Briefwechsel. Herausgegeben und erläutert von Dr. Max Widmann. Rheinverlag, Basel, 1922, S. 48.

31) Vgl. Bächtold Gottfried Kellers Leben III, S. 357.

32) Die Familie wohnte zuerst in der Floraſtraße 4, Hottingen, dann Blumenstraße 6 (Schönbühl).

33) Am 21. April wurde er immatrikuliert und hörte im Sommersemester: „Über Entstehung und Lösung philosophischer Probleme" von Avenarius; über „die archäologische Forschung der Gegenwart und die Gattungen der antiken Kunst" nebst einer Stunde Erklärung der Abgüsse im archäologischen Museum bei Dilthey; über „Schillers ästhetische und philosophische Schriften" bei seinem früheren Aarauer Lehrer Daniel Jakoby und ein vierstündiges Kolleg Kinkels über „Geschichte der Kunst des Mittelalters".

34) Deutsche Jugend XI, 1878: „Arnold von Winkelried. Ballade zu einer Komposition von Alfred Rethel".

35) In Gedichte, I. Aufl., 1886, „Heimwärts", S. 162, später „Heimfahrt". Auch das zweite der „Seegedichte" fand unter dem Titel „Auf dem See" 1886 Aufnahme in die erste Sammlung.

36) Nicht mehr vorhanden und nie gedruckt.

37) Eine noch vorhandene, ungedruckte Ballade über den bei Murten gefallenen Hans von Hallwyl.

38) „Anthologie deutscher Lyrik seit Goethes Tod". Reclam. Adolf nennt als dort aufgenommene Gedichte „Einem Gott gleich" und „Auf der Höhe"; beide dann in Gedichte I, 1886. „Einem Gott gleich" kam auch im IV. Bd. der „Poet. Nationalliteratur der Schweiz" von J. J. Honegger, S. 757 ff., 1876, zum Druck, dazu zwei Freiharstbubenlieder.

39) Der Druck unterblieb dann durch mit Adolfs Krankheit zusammenhängende Verzögerung. Vgl. über den Verkehr mit Keller: „Erinnerungen an G. Keller von A. Frey", S. 68 ff.

40) Dabei wäre beinahe eine für Adolf äußerst peinliche Sache mitunterlaufen, über die er seiner Freundin (29. XI. 78) berichtete: „In meinem letzten Brief schickte ich Ihnen ein kleines Gedicht, das ich auch Gottfried Keller vorgelegt habe, als es sich um den Druck von einigen meiner Gedichte handelte. Während meines Aufenthaltes in Aarau schrieb sich Albert Fleiner die paar Zeilen nebst anderen Gedichten ab und schenkte Frau E. eine Kopie. Diese zeigte die Gedichte einer Freundin, die bemerkte, das „Lebewohl" stimme fast aufs Wort mit einem Gedichte von Mörike. Nach Wochen teilte mir Fleiner dieses zufällig mit, ich sah gelegentlich nach — es ist wirklich so. Als ich zu Bern im ersten Semester stand, hatte ich mir ... die Gedichte Mörikes geliehen, das betreffende flüchtig abgeschrieben und zu anderen Papieren gelegt. Als ich diesen Sommer unter denselben aufräumte, fand ich das kleine Ding, hatte keine Ahnung, wessen Kind es war und stutzte ein wenig daran... Sie können sich vorstellen, wie es mir ergangen wäre, wenn diese Sendung (Kellers) zustande gebracht worden wäre, ehe ich die fatale Entdeckung machte ... Nun sind Sie vielleicht auf meinen unbeabsichtigten Betrug gekommen und vielleicht war er auch die Ursache Ihres Schweigens... Es ist mir ziemlich gleichgültig, was die Leute durchschnittlich von mir halten, aber es liegt mir viel daran, daß Sie an mir nicht eine Seite suchen, die ich nicht habe, mag ich sonst sein, wie ich will." So hatte ein glücklicher Zufall den jungen Dichter vor

dem Verdacht eines Plagiates bewahrt, das offenbar auch den Augen Gottfried Kellers entgangen war. Die an L. B. gesandte Strophe war: „Lebewohl, ach tausendmal — gebrochen".

41) Die zweite Auflage des Jenatsch besprach Frey in der Neuen Zürcher Zeitung, 7. Dezember 1878.

42) Vgl. Briefe von C. F. Meyer, herausgegeben von Adolf Frey, Bd. I, 326 (von nun an nur als „Briefe" zitiert): „Über den Eindruck, den mir die Sachen Ihres sel. Vaters gemacht haben, habe ich eher zu wenig als zu viel gesagt. Auch meine l. Schwester, die ein ausgezeichnetes Urteil hat, war von der Noblesse und dem Tiefsinn dieser Sachen ganz frappiert. Nirgends eine Verzeichnung, aber das Sinnlich-Blendende fehlt, welches bei dem wahrhaften Wesen Ihres Vaters nur aus einer Überfülle von Daseinskraft hätte hervorgehen können. Doch jene Herzenskraft, die einem das Buch immer wieder in die Hände legt, ist wohl noch mehr wert."

43) Es war der „Heilige".

44) III. Aufl., S. 315 ff.

45) Briefe I, S. 327 ff. Aus einem Briefe an Fleiner geht hervor, daß Meyer das Amulett und den Schuß unter dem Titel „Denkwürdige Tage" zusammenfassen wollte. (10. XI. 78.)

46) Er war ein Bruder des „Schweizerdoktors", der den 1870 verwundeten Herbert von Bismarck behandelte: Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870—71. Cotta, 1903, S. 27 und S. 47. Er hieß Gottlieb Frey.

47) Mündliche Mitteilung von Fr. Dr. Wedekind.

48) „Über die unter dem Motto ‚Das Gute bleibt der Nachwelt unverloren' eingelangte Bearbeitung," heißt es in dem Zirkular über die Preisverteilung, „lautete das Urteil der Fakultät: Der Verfasser der eingereichten Schrift, welche fast 400 Quartseiten umfaßt, behandelt zunächst den Entwicklungsgang Hallers als Dichter, indem er, teilweise auf Grund bisher nicht benutzter Dokumente, den Einfluß zu ermitteln sucht, welchen die Dichter vor Haller, die Deutschen, die Alten, die Engländer, als seine Vorbilder auf diesen ausübten. Indem der Verfasser dann von Hallers eigenen dichterischen Leistungen spricht, erörtert er Hallers Stellung und Ansehen, seine theoretischen Ansichten von der Dichtkunst, die Art seiner dichterischen Begabung, sein Verhältnis zu den dichterischen Zeitgenossen, seinen Einfluß auf dieselben und die zahlreichen Nachahmer, die Haller gefunden. Dies alles geschieht mit Einsicht und Umsicht und auf Grund einer guten Kenntnis der in Rücksicht zu ziehenden Umstände. Wenn auch der Arbeit eine gewisse Abrundung fehlt, und insbesondere die Rekapitulation am Schlusse, wo eine zusammenhängende Erörterung über Haller als Dichter zu erwarten war, nicht ganz befriedigt, wenn endlich der Verfasser mit der mehrfach wiederholten Behauptung, Haller habe das Lehrgedicht in Deutschland eingeführt, im Irrtum ist, so ist der Arbeit nichtsdestoweniger ein wissenschaftlicher Wert zuzuerkennen. Dieser Wert besteht namentlich in der Herbeischaffung einer großen Menge neuen Materials, welches der Verfasser mit rühmenswerter Belesenheit zusammengebracht hat, und aus welchem die Bedeutung, welche Haller für die Dichter seiner Zeit und der Folgezeit gehabt hat, weit deutlicher hervorgeht, als durch alle bisherigen literarhistorischen Versuche über Haller. Den letztern ist die Arbeit des Verfassers überhaupt in umfassender Behandlung des Gegenstandes und gründlicher Forschung weit überlegen. Mit Recht stellt unter anderem der Verfasser auch, Mörikofer gegenüber, eine größere Einwirkung Beat Ludwig Muralts auf Haller in Frage. Auf den Antrag und mit Rücksicht auf die Vorschriften der Stiftungsurkunde wurde dem Verfasser, Herrn Adolf Frey, stud.

phil. von Gontenschwyl (Aargau), ein Lazaruspreis von Fr. 120 von der Erziehungsdirektion zuerkannt."

49) Er hörte in diesem Semester bei Meyer von Knonau: „Geschichte des Mittelalters" 4 Stunden; „Das Zeitalter der Renaissance" 2 Stunden; bei Avenarius „Psychologie" 4 Stunden; bei Rahn „Geschichte der Malerei im XVI. und XVII. Jahrhundert"; bei Vögelin „Holbeins Tätigkeit in der Schweiz" 2 Stunden.

50) Der Roman war „Maître Gaspard Fix" von Erckmann-Chatrian und erschien zu Beginn 1878 durch 52 Nummern der N. Z. Z. hindurch. Er trug dem Übersetzer das Lob C. F. Meyers ein (Briefe I, S. 328): „... Ihre Übersetzung des M. Fix lese ich mit Vergnügen. Es läßt sich gewiß viel daran lernen und ich sehe, wie sicher Sie im Ausdruck werden."

51) Prof. Dr. Geßner, Aarau.

52) Es waren: Geschichte der Philosophie bei Avenarius; Geschichte der deutschen Volkspoesie bei Tobler; Englands öffentliches Leben und dessen techn. Sprache bei Breitinger und Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei bei Rahn.

53) Noch in den herbstlichen Tagen schloß er „auf 50 engbeschriebenen Seiten" eine Arbeit über Niklaus Manuel ab (10. XI. 1878 an Fl.), die im Bund erschien (Sonntagsblatt 16. Februar—16. März 1879); über die Jenatschbesprechung (in der N. Z. Z. s. oben) schrieb er an Fleiner (21. XII. 78): „C. F. Meyer scheint große Freude zu haben an der Rezension, die er vielleicht etwas lobender erwartet hatte." Dagegen fand G. Keller, dessen Zürcher Novellen Frey ebenfalls in der N. Z. Z. rezensierte: „Sie händ dick ufgschmiert."

54) Dazu kam eine unangenehme Verleumdungsgeschichte. In einem Brief an Ernst Feer (30. XI. 78) schreibt er darüber: „Fastenrath kann mich nicht leiden und hat mich schon öffentlich auf gemeine Weise angegriffen; ich schrieb sofort an das betreffende Blatt, das meine Entgegnung aufnehmen mußte. Ich erklärte Fastenrath als ganz gemeinen Lügner (groß gedruckt), wenn er nicht alles sofort zurücknähme. Wer es schon in zwei Tagen tat, war Fastenrath." (Rudolf Fastenrath, 1856 geb., gab in Herisau 1876—79 zuerst eine „Schweizerische Dichterhalle", dann eine „Neue Deutsche Dichterhalle", eine Zeitschrift „Orphelia" und eine Anthologie: „Im Haine der Musen" heraus.) Er ist derselbe, von dem Gottfr. Keller (Bächtold III, 357) schreibt: „Der dämonische Lump F..... hat natürlich gelogen. Ich hatte die Teilnahme an allen und jeden Dichterhallen negiert" usw. Vgl. auch Ermatinger: G. Keller, Bd. III: An Adolf Frey, 6. XII. 79: „Fastenrath hat immer größeren Zuzug" usw. und Max Widmann: „Gottfried Keller und J. V. Widmann, Briefwechsel", Basel, Rheinverlag, S. 43ff., bes. S. 48. Das Nähere der Angelegenheit war nicht mehr zu eruieren.

55) „Herr Dr. Adolf Frey von Gontenschwyl hat von Ostern 1878 bis ebendahin 1879 an mehreren Mittelklassen unseres Gymnasiums Unterricht in der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache erteilt. Er übernahm diese vorübergehende Funktion auf unser Ansuchen, um uns bei augenblicklichem Mangel eines Lehrers aus der Verlegenheit zu helfen und mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er sich unserem Wunsche nur für die Dauer eines Jahres unterziehe und nach Ablauf desselben ins Ausland zu reisen entschlossen sei. In seinem Unterricht bewies er sich nicht bloß als ein in allen Punkten gewissenhafter Lehrer, sondern er zeigte auch trotz seiner Jugend große Gewandtheit, eine sich immer gleichbleibende Ruhe und Gelassenheit, klaren und korrekten Vortrag; mit der Disziplin hatte er keine Mühe, indem die Schüler ihn achteten und liebten; des Unterrichtsstoffes war er vollkommen mächtig. Uns allen ist Herr Dr. Frey wegen seines liebenswürdigen Charakters ein werter Kollege geworden, den wir ungern aus unserem Kreise schei-

den sehen und immer in freundlichem Andenken behalten werden. Zürich, 2. April 1879. Dr. J. Frei, Rektor des Gymn."

56) Prof. Dr. Rudolf Rahn in Zürich.

57) Es kam wohl auch nie eine Zeile davon zu Papier, wenigstens hat sich keine erhalten. Das ganze 5strophige Gedicht ist gedruckt in dem Album von Ernst Heller: „Sänger aus Helvetiens Gauen", über dessen Entstehung und Art in Kellers und Meyers Briefen das Bezügliche zu finden ist. Es steht S. 179; außerdem sind von „Adolph Frey, Leipzig" hier noch gedruckt: „Heimfahrt", „Abends", „Vor Tag".

58) Vgl. oben an Fl. (6. II. 79): „Übrigens sagte Meyer: ‚Mein Lieber, Sie sind mir viel zu solid, Sie sollten auch ein wenig flott leben.'"

59) Er belegte für das Wintersemester bei Zarncke 6 Stunden deutsche Literaturgeschichte bis zur Reformation; bei Hildebrand 5 Stunden deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, deutsche Etymologie und ein Privatissimum über den Sachsenspiegel; bei Springer Kulturgeschichte des Mittelalters und das vielbesuchte Kolleg über Rafael und Michelangelo, da, wie er nach Hause schrieb, „Springer, Zarncke und Hildebrand ... zum Teil für mich sehr lehrreiche, zum Teil geradezu unentbehrliche Collegia" lesen.

60) Ein gemeinsamer Freund Fleiners und Adolfs, Roland A. Kollewyn, von dem er immer mit großer Sympathie sprach.

61) Lohmeyer wohnte außerhalb der Stadt.

62) Schon vorher hatte er sich die vollständigen Hempelausgaben von Lessing, Schiller und Goethe und den Goedecke angeschafft.

63) Der behandelnde Arzt, Prof. Dr. Huguenin.

64) Der Briefwechsel A. Freys mit Keller und Meyer bleibt zum größten Teil der Veröffentlichung in einem Briefband vorbehalten.

65) Bis zum Datum dieses Briefes; es folgten zahlreiche Besprechungen nach.

66) Bd. XVII, 1880: „Der arme Heinrich von Justus Herwalt (nach Hartmann von Aue)".

67) Dieser Plan kam nie zur Ausführung.

68) Bei Zarncke „Nibelungenlied", bei Hildebrand „Deutsches Volkslied" und „Deutsche Grammatik"; bei Springer „Kunstgeschichte des Mittelalters".

69) Der Vertrag mit dem Verleger Schorer ist vom 1. April 1880 datiert, wahrscheinlich zurückdatiert, denn keiner der Briefe Adolfs spricht vor Juni von der für ihn so wichtigen Aussicht auf die Redaktionsstelle. Wahrscheinlich wurde die Anfrage wegen seiner Krankheit verschoben und der Vertrag dann auf den 1. April datiert, um ihm den vollen Gehalt schon für das Sommerhalbjahr April—Oktober 1880 in Leipzig zu sichern. Nach einem Briefe Adolfs vom 4. Februar 1881 liegt die Möglichkeit vor, daß der Vertrag sogar erst 1881 abgefaßt wurde.

70) Es war der Kunsthistoriker von Eye. (Brief an Gottfried Keller, Leipzig, 21. VII. 80.)

71) Am Kanal.

72) Über ihre Stellung in Berlin gibt nachstehender Artikel Aufschluß: „Zu den Doktoren med. weiblichen Geschlechts, welche bereits seit Jahren in Berlin wirken, ist vor einigen Wochen in der Person von Fräulein Lina Beger auch ein weiblicher Doktor phil. gekommen. Wir wollen uns nur an die Tatsache halten, daß Dr. Lina Beger bereits ein angemessenes und befriedigendes Feld für ihre Tätigkeit gefunden hat. Zuvörderst ist ihr die Ehre zu Teil geworden, Aufnahme in die aus ausgezeichneten Gelehrten bestehende Lehrerschaft des Viktoria-Lyzeums zu finden. Sie hält daselbst unter immer wachsender Teilnahme Vorlesungen über römische Geschichte, welche sich ebensosehr durch gründliches Studium, als durch die elegante

Form und die fesselnde Darstellung auszeichnen. Zwei hiesige höhere Töchterschulen haben ferner Frl. Dr. Beger den Geschichtsunterricht in den Oberklassen übertragen, in einem Privatzirkel lehrt sie Deutsch und Literatur, hochangesehene hiesige Familien haben ihr die Töchter anvertraut usw.

Nicht ohne Grund dürfte man fragen: Wie geht es zu, daß man einer jungen Dame, die fremd nach Berlin kommt, sofort nach ihrem Eintreffen ein solches Vertrauen entgegenbringt? Tut es lediglich das Doktordiplom? Man könnte allerdings schon darauf ein nicht unbeträchtliches Gewicht legen, denn es wird einer jungen Dame heutzutage wahrlich noch nicht leicht gemacht, ein solches zu erwerben und man darf bei der Besitzerin eines solchen neben einem reichen Vorrat von Kenntnissen viel Beharrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Ernst und Pflichttreue voraussetzen. Dr. Lina Beger bringt aber noch mehr mit: glänzende Zeugnisse und eine gewinnende Persönlichkeit; weibliche Anmut gepaart mit einem höchst bescheidenen, anspruchslosen Auftreten. Wer in ihr einen ‚Blaustrumpf' — man verstatte uns das vielfach gemißhandelte Wort — vermutet, der hat sich gründlich verrechnet; man sieht ihr die Gelehrte durchaus nicht an, was, bei den Begriffen, die man heute noch damit verbindet, gewiß als Lobspruch betrachtet werden muß. Wer ihr in der Gesellschaft begegnet, der findet nur eine gebildete, etwas zurückhaltende junge Dame" usw. Berliner „Post".

73) Seit 1898.

74) Vgl. auch das schöne Gedicht „Heimweh", Gedichte II, 1908, S. 171: „Da steh ich, ach, ich armes Blut, Von Gott und Welt verlassen! Es gönnt mir keiner einen Gruß In all den hundert Gassen" usw.

75) Die Schriftsteller Hopp und Pfeilstücker, mit denen sich Frey stets aufs beste verstand, gehörten ebenfalls zum Redaktionsstab, der letztere nach dem Austritt Lohmeyers.

76) Es geschah sehr zum Bedauern des Autors (S. Bassyg-Gerald), der ihm am 28. III. 81 versicherte: „Nobody could execute the work in a style so admirable as yours."

77) „Unter der Linde", komponiert von Westerhusen.

78) Von poetischen Beiträgen solcher Art sind mir ca. 40 bekannt; von prosaischen, außer einer „ganz kleinen Novellette" und einer „Weihnachtsnovellette", sind in der Korrespondenz genannt:

„Über die Saharabahn" von Justus Herwalt.
„Ein unglücklicher Dichter" (Leuthold) von Adolf Frey.
C. F. Lessing (wohl Karl Friedrich, der Maler).
Eine biographische Skizze über C. F. Meyer.
Über Kinderferienkolonien von Heinrich Klingenberg.
Eine kleine Novelle von Felix Edlibach.

(An L. B. Berlin, 21. Aug. 1881: „Ich habe in einer der letzten Nummern einen Artikel gehabt unter dem Pseudonym Heinrich Klingenberg und eine kleine Novelle unter dem Namen Felix Edlibach... Ich werde über das große Groteske Geschichtswerk — ed. Onken — einen größeren Artikel ins Familienblatt schreiben"...)

79) Eine II. Auflage erschien 1921 bei den Nachfolgern Dürrs, Hegel und Schade, Leipzig. Bedauerlicherweise konnte über eine zweite Serie von Sagen, die Frey am 29. VI. 82 an Lohmeyer sandte (Brief an die Brüder von diesem Datum) und von der er am 12. Aug. 82 schreibt: „Von meinen Sagen ist Lohmeyer entzückt," nichts mehr in Erfahrung gebracht worden. Sie fehlen also in der II. Aufl.

80) Da waren die stark umgearbeiteten „Kornengel" aus ursprünglich 11 vierzeiligen Strophen zuerst in der II. Aufl. der Gedichte auf 34 zusammenhängende

Zeilen gebracht, mit Weglassung des ganzen einleitenden und abschließenden Rahmens: „Das Kornjahr". Dann die „Geisterglocke" (1886 „Die versunkene Glocke"), 4 Strophen, von der nur die zwei Schlußzeilen unverändert blieben; nochmals geändert 1908. Ferner „Quellsage" in fünf Vierzeilern; 1886 umgearbeitet und in vier Strophen gebracht. Aus der Prosaerzählung „Der Geiger" erwuchs „Das Geigenfräulein" (1886 sieben Vierzeiler, 1908 umgearbeitet). Eine erste Anregung zu der Kantate „Ahasvers Erwachen" (1908) und das Motiv eines geisterhaften Zuges, der keinen Halm bewegt („Totenfahrt" 1886, „Nachtfahrer" 1908 und „Und also in Ewigkeit" [Totentanz]), mag ebenfalls den „Schweizersagen" zu verdanken sein.

81) Postkarte von Stauffer an A. Frey, „Stammgast im Rest. Alt-Karlsbad bei der Potsdamer Brücke", 2. III. 82.

82) Vgl. Nekrolog von Berta Glogau (vermutlich in der „Post", 1884). (Ausschnitt ohne Quellenangabe und Datum.)

83) Gedichte, 1886, S. 39.

84) Ein Artikel der Berliner „Post" (10. Febr. 82) berichtete darüber: „Ein weiblicher Doktor der Philosophie als Vortragender ist in Berlin noch eine Seltenheit. Gestern abend trat ein solcher im Wilhelms-Gymnasium in der Person des Fräulein Beger auf, und zwar mit einem Vortrag über altgriechische Lyrik zum Besten der Hausindustrieschule für Mädchen aus unbemittelten Familien. Hatten die zu diesem guten Zweck veranstalteten früheren Vorträge schon eine lebhafte Beteiligung gefunden, so war das Interesse in dem vorliegenden Fall noch besonders angeregt, und die Aula des Wilhelms-Gymnasiums hatte sich beim Beginn des Vortrages mit einem distinguierten, zum größten Teil aus Damen bestehenden Publikum gefüllt. Fräulein Dr. Beger erschien im schwarzen Seidenkleide, einfach und anspruchslos, ohne die sprichwörtliche Prätention gelehrter Damen. Sie sprach mit vieler Wärme über das Thema ihres Vortrages, die altgriechische Lyrik. Mit Archilochus von Paros, dem Meister der Jamben, beginnend, gab sie ein Bild von der dichterischen Entwicklung Griechenlands während des 7. Jahrhunderts v. Chr., die Erzeugnisse jener Epoche in Elegien, Einzelgesänge und Chorgesänge einteilend. Den Höhepunkt der vorgeführten Dichtergrößen bezeichnete Alcäus, der gefürchtete Epigrammatiker aus Mytilene, der Sänger der Freiheit und der Trinkerweisheit. Zu diesem Lyriker stand bekanntlich Sappho in geistigen Beziehungen, und die Person der Letzteren war es, welche von der Vortragenden mit besonderer Liebe behandelt wurde. Auch Fräulein Dr. Beger verwies, gleich den meisten Geschichtsforschern der neuen Zeit, die Erzählungen von dem ausschweifenden Leben Sapphos und ihrem aus verzweifelnder Liebe begangenen Selbstmorde in das Gebiet der Fabel. Nach Schluß des Vortrages bildete sich um Fräulein Beger ein starker Kreis von Damen, welche nicht müde wurden, ihre gelehrte Mitschwester zu ihrem in der Tat unbestreitbaren Erfolge zu beglückwünschen."

85) Vgl. Bächtold, G. Kellers Leben, III, S. 483.

86) Vgl. Briefe von C. F. Meyer, Bd. I, S. 339 ff., 345.

87) Vgl. Briefe I, S. 252: „A. Frey hat mir wiederum geschrieben ... Er hat große Anlagen und wäre eine Acquisition."

88) „Mit Vergnügen sehe ich Ihrer Wahlannahmserklärung entgegen und bitte Sie auch, mir den Zeitpunkt zu bezeichnen, in welchem Sie die Stelle werden antreten können. Einstweilen ist Herr cand. phil. Hans Herzog zum Stellvertreter ernannt, und wird bis zu Ihrem Amtsantritt den Unterricht erteilen.

Genehmigen Sie, verehrtester Herr, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung. L. Karrer, R. Rat."

89) Wohnung seiner Braut, die von der Großbeerenstr. 94, ihrer ersten Pension, nach der Benderstr. 41, dann seit kurzem hierher gezogen war.

90) 1888 übernahm Frey das Griechische an der zweiten Klasse des Gymnasiums; 1892 wurde das Progymnasium aufgehoben und die Lehrfächer neu verteilt: das Griechische kam damit für ihn in Wegfall und er übernahm dafür den Deutschunterricht auch noch an den obern Klassen der Gewerbeschule, zudem am ganzen Gymnasium, da die Kantonsschule jetzt aus Gymnasium und Gewerbeschule bestand. 1886 wurde zu dem schon bestehenden Bezirksinspektorat ein Fachinspektorat errichtet und Adolf für Deutsch dafür gewählt. 1889 wurde ihm das Konrektorat übertragen, da er dem Rektorat mit Rücksicht auf seine schriftstellerische Tätigkeit auswich. Nachfolgend amtete er als Bezirksschulinspektor bis 1896 und als Konrektor bis zu seinem Austritt 1898.

91) Ich bemerke hier, daß ich meine eigenen Briefe aus jener Zeit einmal verbrannte und daher Ergänzung und Gegengewicht zu manchem Passus fehlt. Ich bringe diese Ausschnitte nicht nach der Aufeinanderfolge des Datums, sondern nach dem innern Zusammenhang.

92) 1892 Besoldung Fr. 4500, mit 100 Frs. für jedes weitere Jahr bis auf 4800. In ganz außergewöhnlichen Fällen, besonders bei Berufungen, konnte die Aargauische Regierung später 5000 Fr. anbieten, was bei Adolfs Berufung nach Zürich auch geschah.

93) Brief des Dekans Blümner, 19. I. 82.

94) Kam nie separat heraus.

95) Vier Feuilletons vom 26.—29. Juli. Der Beifall der Braut blieb nicht der einzige: U. a. schrieb Bouvier aus Genf, der, wie es auch von anderer Seite geschah, sich die Feuilletons hatte schicken lassen (13. IX. 92): „Je les ai lu avec interêt et profit, comme d'ailleurs vos autres publications." Scherer (21. I. 83) antwortete auf die Zusendung: „Lieber Herr Dr., Besten Dank für Ihre Rede, die ich gleich gelesen habe und die mir in den Hauptpunkten, auf die Sie hinweisen, sehr gut gefallen hat. Ich glaube, daß hiemit wohl die wesentlichen Grundlinien für eine Lösung des Problems gezogen sind. Wenn auch noch manches herbeizuziehen wäre; z. B. die Abwendung vom Drama und ihre Gründe." Und er zitierte die Rede in seiner Literaturgeschichte, 5. Aufl. Vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, Anmerkungen, S. 3.

96) „Für den Fall, daß Sie nicht bereits von anderer Seite aus benachrichtigt sind, zeige ich Ihnen an, daß die h. Regierung Ihnen die venia legendi an der I. Sektion der philosophischen Fakultät der Hochschule erteilt hat. Sie mit herzlichem Glückwunsch begrüßend usw." und er fügte eine liebenswürdige Einladung zum Mittagessen auf den morgigen Sonntag bei. Als Habilitationsschrift wurde, wenn ich mich recht erinnere, das Buch über Albrecht von Haller von der Behörde anerkannt.

97) Erklärung. „Herr Fürsprech H. von Brugg hat jüngsthin vor dem großen Rate, wenn auch ohne meinen Namen zu nennen, Aeußerungen über mich getan, die ich, da dieselben in den Spalten der ‚Aarg. Nachr.' veröffentlicht worden sind, an dieser Stelle nicht ohne einige Bemerkungen lassen kann. Der mich betreffende Passus lautet wörtlich folgendermaßen:

‚Ein Lehrer, der für die deutsche Sprache gewählt wurde, fast von der Schulbank weg, hat bald darauf in den Zeitungen sich urbi et orbi als habilitierter Privatdozent ausgekündigt.'

Zunächst bin ich nicht ‚fast von der Schulbank weg' nach Aarau gewählt worden. Nach zurückgelegtem zwanzigsten Altersjahr erhielt ich 1875 am hiesigen Gymna-

sium das Maturitätszeugnis und bestand nach sechs Semestern, von denen ich eines als Lehrer am Gymnasium in Burgdorf verbrachte, das Doktorexamen, fungierte hierauf ein Jahr als Lehrer am Gymnasium in Zürich und studierte hernach noch volle sechs Semester an den Universitäten Leipzig und Berlin. Ich hatte also, ehe ich hier meine Stelle antrat, den Schulbänken schon so lange Valet gesagt, als Jakob seinem Schwiegervater um Rahel diente.

Herr H. stellt im Zusammenhang seiner an dieser Stelle aus Rücksicht auf den Raum nicht völlig zitierten Rede mein Privatdozententum als einen Akt der Renitenz gegen die hohe Erziehungsdirektion dar. Er vergißt, weiß nicht oder verschweigt den Umstand, daß Herr Professor Uhlig seiner Zeit mit einer Stelle am hiesigen Gymnasium sogar eine außerordentliche Professur in Zürich verband, daß einer meiner Amtsvorgänger, Herr Daniel Jakoby, Privatdozent war wie ich. Ich selbst richtete das Gesuch, an der Züricher Universität lesen zu dürfen, aus Berlin an die philosophische Fakultät in Zürich, ehe ich von der aargauischen Erziehungsdirektion die Anfrage erhalten hatte, ob ich eine eventuelle Wahl als Gymnasiallehrer annehmen würde. Bei der Annahmeerklärung erhielt ich von Herrn Reg.-Rat Karrer die Zusage, in Zürich dozieren zu dürfen. Ich habe übrigens diesen Sommer nicht gelesen und kann es aus Gesundheitsrücksichten auch diesen Winter nicht. Die hier einschlagende Frage, ob es einem Gymnasium zur Ehre gereicht, wenn seine Lehrer außer ihrer pädagogischen Tätigkeit auch wissenschaftlich noch etwas zu leisten versuchen, will ich an dieser Stelle nicht erörtern. Es gibt Leute von Namen, Bildung und Einsicht, die darüber anders denken, als Herr H.

Ferner muß ich bemerken, daß ich mich nicht ‚urbi et orbi als Privatdozent ausgekündigt habe'. Nach hergebrachter Sitte lud im Tagblatt der Stadt Zürich einzig der Dekan der philosophischen Fakultät das Publikum zu meiner Probevorlesung ein, die dann im Feuilleton der ‚Neuen Zürcher Zeitung' publiziert wurde, da der Stoff eine größere Anzahl von Freunden und Kennern der schweizerischen Literatur, als der kleine Saal sie zu fassen vermochte, zu interessieren geeignet schien. Daß diese und jene Blätter von meiner Vorlesung Notiz nahmen, war lediglich ein Akt persönlicher Höflichkeit der betreffenden Redaktionen.

Aarau, 2. Dez. Dr. Adolf Frey."

98) Eine schöne Schilderung der Juralandschaft hat Adolf Frey später in seinem Buche „Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde" gegeben. II. Aufl., S. 33—37.

99) In der Folge „Der Saalbau" genannt, worin alle Konzerte, Gemäldeausstellungen, Vorträge, öffentliche und private Anlässe sich abspielten, ein im Verhältnis zur Einwohnerzahl sehr ansehnliches Gebäude, das im großen Saal seine 800—1000 Zuhörer fassen konnte.

100) Er liebte damals Chopin sehr, der seiner lyrischen Stimmung entgegenkam, wogegen ihm, bei aller Vorliebe für Schumanns Lieder, Werke, wie das A-Moll- und das F-Moll- (Opus 14) Konzert Schumanns den Eindruck krankhafter Stimmung machten und ihn peinlich verletzten.

101) Schützenlied

Mit Becherschwung und Liederklang
Tun wir den freudevollen Gang
Durch Sommerluft und Sonnenschein
Zur alten Aarestadt herein.

Aus Tannenreis und Rosen lacht
Sie hell, zum Ehrentag erwacht,

Und heißt mit sachtem Fahnenwehn
In ihrem Bann und Hort uns gehn.

Ihr tut der blanke Büchsenmund
Den warmen Dank der Schützen kund
Und trägt hinaus in Berg und Tal
Ihn hundertmal und tausendmal.

Und wenn des Weines Labe fließt
Und hoch das Schoß der Rede sprießt,
Dann glühn uns alle Freuden recht
Und fürsten unser frei Geschlecht.

In ihrem fernsten Widerschein
Bleibt Wehr und Hand uns immer rein,
Daß uns erkoren finden mag
Des Kampfs verhängnisvoller Tag.

Aarau, Juni 1882. Adolf Frey.

(Schützenfestzeitung, 8. oder 9. Juni.)

102) Während des ersten Berner Aufenthaltes des Vaters.

103) (Bezog sich auf eine Neckerei der Schwiegermutter.)

104) Er setzte die studentischen Fechtübungen mit dem Bruder Albert Fleiners, Hans Fleiner, fort.

105) Ständerat Anwalt Dr. Gottfried Keller, Aarau, brieflich 1921 und in „Aargauer Nachrichten", März 1915, Nr. 50.

106) Dr. Siegfried, Wildegg, Freund und Hausarzt seinerzeit von Betsy Meyer. (Vgl. C. F. Meyer von Adolf Frey, III. Aufl., S. 381.)

107) Dr. G. A. (Gustav Adolf) Frey: „Zwei Aargauer Dichter" in „Neuer Aargauer Kalender auf das Jahr 1921", S. 29ff. (Druck und Verlag Buchdruckerei der „Neuen Aargauer Zeitung", Aarau.)

108) Nach den Schulprogrammen der betr. Jahre, von denen besonders das schöne und ausführliche Referat Ganters von 1896/97 hervorzuheben ist, das ich zum Teil zitiere.

109) Neue Zürcher Zeitung: Mühlberg, 4. VI. 1915. Wie der Vater, so war auch Adolf Frey, was mit Anlage und zum Teil seinem Stoffkreis zusammenhing, Nekrologist: so wurden außer Keller und Meyer Betsy Meyer, das Ehepaar Wille, Antistes Finsler, Oberrichter Meyer-Finsler, Wilhelm Schultheß, Armeekorpskommandant Fahrländer, Oberst Rothpletz in solchen biographischen Nachrufen von ihm gefeiert.

110) Zum Denkmal Heinrich Zschokkes

Du wohst am schlichten Werk und Sange,
Der deines Herzens Abglanz war,
Bis dich dem grünen Hügelhange
Entführt das sturmgefüllte Jahr.

Ob deiner Gruft schwebt keine Klage,
Denn vor uns schreitet noch dein Geist,
Ein Sturmwart, der am rauhen Tage
Zum unerschrocknen Kampf uns reißt.

Auf unsern Marken sollst du stehen
Im Ehrenbild von Erz und Stein,
Und sollst mit Geisterfreuden sehen
Das Land in deines Nachruhms Schein.

Vom Buge deiner Brauen glänzen
Die Flammen noch, die du geschürt —
Der dringt ins Land von ew'gen Lenzen,
Den diese reine Leuchte führt.

111) Ein Werk des Aargauers Prof. Moser, der, später in Karlsruhe zu Ruhm gelangt, nach seiner Heimkehr in die Schweiz auch das schöne neue Züricher Universitätsgebäude schuf.

112) Festschrift zur Einweihung des neuen Kantonschülerhauses, Aarau 1896.

113) Eine ausführliche Besprechung der Komposition von A. N. (Arnold Niggli) brachte die Schweizerische Musikzeitung vom 5. Mai 1896, S. 87.

114) Das Gedicht ist in dieser Fassung in einer Niederschrift von Lina Beger (1875) erhalten, wurde 1880 im deutschen Familienblatt in veränderter, aber nicht verbesserter Form als Bildertext gedruckt. Verwandt damit ist folgendes Motiv (8. XI. 74): „Spätherbstnebel. Da kommt der Leichenzug daher beim Schall der Glocken, wann wird der Scheiterhaufen erscheinen, wo der Mensch nicht verwest, wie das Laub?"

115) Als Entstehungsjahr trägt der Abdruck im „Schweiz. Miniaturalmanach" von 1878 die Jahreszahl 1874 und Adolfs Namensunterschrift. Die Niederschrift von Lina Beger (1875) weicht an verschiedenen Stellen vom Druck ab und enthält die 7. Strophe, die im Druck fehlt.

116) Bereits variiert ist das Gedicht in L. B.s Niederschrift (19. VIII. 75); es war das erste, ihr von Frey mitgeteilte Poem. In eine andere Fassung (von Emils Hand 16. I. 76) schrieb Adolf Varianten. Eine fünfte Fassung ist die des Druckes von 1886.

117) Die erste Fassung der „Elfen" von Lina Beger und Emil Frey, mit einer kleinen Variante bei dem letzteren (Str. 3: „Die sich lebend Liebe boten"), fast gleichlautend fixiert, hatte ursprünglich an fünfter Stelle eine Strophe mehr als im Miniaturalmanach, die schon für diesen mit Recht getilgt wurde. Die Umarbeitung für den Gedichtband nahm vor allem den unguten Refrain weg, eines der wenigen Beispiele desselben bei Frey überhaupt, stellte Strophe zwei und vier um und tilgte die dritte Strophe; glückliche Textänderungen kamen dazu. Das Gedicht gewann an Einheit und Sauberkeit des Motivs so sehr, daß die zweite Auflage der Gedichte nur noch eine kleine Wortänderung erfuhr.

„Auf der Höhe", in der ältesten Niederschrift von Lina Beger und, wenig geändert, von Emil erhalten, wurde für den Miniaturalmanach nicht anders gefaßt; aber für den Gedichtband strich der Dichter, der mit seinen früheren Sachen damals geradezu unbarmherzig ins Gericht ging, das anmutige Lied auf zwei Strophen zusammen und brachte kleine Korrekturen an. Friedrich Hegar, der es komponierte („Schöner Ort"), zog die ursprüngliche vierstrophige Form vor, und mit einigen weiteren Änderungen kehrte Adolf Frey in der II. Aufl. (1908) selbst zu ihr zurück.

Die stärksten Wandlungen machte „Einem Gott gleich" durch. Und nun der erste Keim: „Ich möchte auf des Ätna und Vesuv Feuerspitzen ..... Feuer saugen, um es im Liede wiederzugeben; ich möchte den Sturmwind in meine Brust fassen, um in den Gassen das Volk aufzurütteln. Ich möchte die Pest in meinem Liede aushauchen, um den Feind zu verderben, ich möchte den Liebesgesang

der Engel singen, um alles zu bezaubern — ach Herz, bescheide dich, in süßer Einsamkeit dein kleines Lied zu singen." 23. VI. 75. Aber am 5. Dezember 1875 findet sich in den Skizzen: „Flügel möcht' ich noch den Winden leihen, Feuer möcht' ich in die Sterne tragen, tausend wilde Quellen, tausend Ströme möcht' ich aus dem harten Felsen schlagen. Ich ziehe durch die Wälder, wo jeder Baum mein Lied wiederholt."

Wie „Auf der Höhe" hatte das Gedicht bei Lina Beger keinen Titel, nur die Überschrift „Aus einem Cyclus II" und das Datum 13. XII. 75. Emils Abschrift ist vom 15. XII. 76 datiert und ist mit dem Miniaturalmanach gleichlautend. Für 1886 wurde nur wenig geändert; wie aber das Gedicht für die II. Aufl. 1908 völlig umgearbeitet (nur die zweite Strophe blieb bestehen) und mit drei neuen Strophen zu einem der schönsten und stärksten Liebesgedichte nicht nur Adolf Freys, sondern der deutschen Lyrik überhaupt wurde, kann hier nicht ausgeführt werden.

Das vierte der im Miniaturalmanach 1877 gedruckten Liebesgedichte „Nachts" ist in einer Niederschrift Emils (ohne Datum) erhalten, die vom Druck wenig abweicht. Der Sentimentalität der ersten und fünften Strophe gänzlich abgeneigt, beseitigte der Dichter diese beiden und die dritte für seinen ersten Gedichtband, so daß nur zwei und vier blieben. Aber auch hier stellte er mit stimmungsgewaltiger Bereicherung in zwei neuen Strophen der II. Aufl., den vierstrophigen Bestand wieder her.

118) 1. Wie ich ein Freiharstbube ward. („Ei, Bern, vom dunklen Wald umkränzt".) 2. Abschied, Altes Lied. („Eine Trommel hört' ich schlagen.") 3. Des Freiharstbuben Morgenlied. („Es springt der Sonne erster Strahl".) 4. Ein lustig Jägerlied der Freiharstbuben. („Merkt auf, ihr Kriegsgesellen".) 5. Der Freiharstbuben Tanzlied. („Faßt die Lanze".) 6. Der Sturm. („Wir wollen die Wallbüchs lassen stehn".) 7. Brandolf von Stein. („Herr Brandolf von Stein ward überfallen".) 8. Der Zinnentanz. („Gransons Mauern sind zerschossen".) 9. Im Igel zu Granson. („Den Harst von tausend langen Spießen".) 10. Die Wache. („Rollend kommt des Lagers Wogen".) 11. Der Rächer. („Nun hab ich wohl die lange Nacht".) 12. Beim Angriff. („Seht ihr dort die welschen Dränger?") 13. Zu Kampf und Sieg. („Ich weiß auf dieser weiten Welt".) 14. Der Tote. („Stark an Leib und jung an Jahren".)

Schon ein Blick auf diese Inhaltsangabe zeigt die großen Unterschiede dieser ersten von den späteren Gestaltungen. Abgesehen davon, daß der Titel der Fiktion der ersten vier Stücke, wonach ein Freiharstbube singt, von der fünften Nummer an nicht mehr entspricht — ein nebensächlicher Umstand, der den Dichter offenbar nicht gestört hat, denn er behält ihn auch später bei — es blieb kein Stein auf dem andern.

Dem Titel war 1886 eine kurze historische Erklärung beigefügt („Freiharste hießen die Freiwilligenkorps der alten Schweizer"), die 1908 erweitert wurde („Freiharste oder Blutharste hießen die gewöhnlich aus junger Mannschaft bestehenden Freiwilligenkorps der alten Schweizer. Gedacht sind sie hier im Kampf gegen Karl den Kühnen von Burgund").

119) Fünf Versionen sind festzustellen: 1. Die des schweizerischen Musenalmanachs. 2. Handschriftliche Korrekturen für den Band von 1886. 3. Endgültiger Text für 1886. 4. Text für Karl Munzingers Komposition der Freiharstbuben. 5. Text der zweiten Auflage der Gedichte 1908.

120) Sechs Stücke von den vierzehn alten fielen weg, zwei wurden unter einen andern Rahmen gestellt, zehn neue entstanden (der Musenalmanach von 1878 hatte noch zwei Nachklänge gebracht, „Zwei alte schweizerische Kriegslieder" von Adolf

Frey, I. Vennerlied, II. Des Kriegers Morgengebet. Mit einer Illustration von E. Jauslin).

Sie wurden in den Text der Munzingerschen Komposition aufgenommen. „Herr Musikdirektor Munzinger (an Albert Fleiner 7. X. 76) will einen Teil derselben (der Freiharstbubenlieder) komponieren, ein anderes Gedicht, ich glaube ‚Abends', hat er schon in Musik gesetzt." 25. XI. 76. „Munzinger wird beinahe Alles komponieren." Und 19. XII. 76: „Munzinger hat 7 oder 8 Stück recht hübsch komponiert und mir vorgespielt."

Inwieweit diese schon 76 entstandenen Kompositionen Carl Munzingers sich mit dem späteren Werk für Männerchor decken und welche Stücke sie betrafen, ist mir bis heute noch nicht nachzuweisen gelungen. Jedenfalls blieb die Sache für elf Jahre liegen: Am 17. Mai 1887 wandte sich Munzinger an Adolf Frey mit dem Vorschlag, einen geschlossenen Zyklus für Männerchor herausgeben zu wollen und berief sich auf die frühere Arbeit: „Sie wissen, daß ich vor Jahren mehrere in Musik setzte. Es sind auch einige veröffentlicht: ‚Kriegers Morgenlied' und ‚Zu Kampf und Sieg' stehen in bernischen Heften (?) und in Webers Sammlung von Volksgesängen (Zürich, 1885)." Er schlug bereits die nachher festgehaltene Anordnung und die Mischung von alten (1877) und neuen (1886) Texten vor und nahm als Einleitung eine Nummer (Orchestervorspiel?) in Aussicht, auf welche ev. gesprochen folgen könnte: „Auf der Warte." Auch hoffte er auf eine Probeaufführung im Laufe des Winters. Eine Karte vom 23. Juli 1887 meldete dann: „Der Cyclus liegt nun fertig und kommt im Winter vielleicht einmal zur Aufführung." Daraus wurde nun freilich zunächst nichts. Die Erstaufführung erfolgte erst am 19. Februar 1898 durch die Liedertafel Bern. — Wie Frey am 13. XII. 80 nach Hause schrieb, erbat sich auch der Berliner Musiker Westerhausen ein Exemplar der Freiharstbuben zum Zweck der Komposition, der schon früher jenes als altes Volkslied im Deutschen Familienblatt gedruckte Gedicht „Unter der Linde" komponiert hatte, das der Dichter in einem Konzert am 6. November 1880 in Berlin hörte. Die letzte Komposition der Freihärster von Fritz Niggli schließt sich an die endgültige Fassung der Gedichte (II. Aufl. von 1908) an.

Munzingers Text umfaßt zehn Stücke, die nach dem Bedürfnis des Komponisten angeordnet und danach aus der alten oder neuen Sammlung herausgegriffen sind: 1. Abschied (1886); 2. Morgenlied (1886); 3. Zu Kampf und Sieg (1877, mit starken Änderungen und Auslassung der Strophe 2 und 3); 4. Lustiger Krieg (1886, mit einer neuen zweiten Strophe von Munzinger selbst?); 5. Vennerlied (aus dem Almanach von 1878 mit Änderungen); 6. Gebet (ebendaher, „Des Kriegers Morgengebet", mit Änderungen); 7. Der Freiharstbuben Jagdlied (1877, stark umgearbeitet und verkürzt); 8. Tanzlied (1886, mit anderem Schluß); 9. Abends (1886); 10. Der Tote (1877, stark umgearbeitet).

Es war das Recht des Komponisten, nach anderen Gesichtspunkten zu verfahren, als sie für den Dichter maßgebend sein mußten: ihm mußte es um Texte zu tun sein, die Gelegenheit zu klanglicher Ausbreitung boten, Kontraste und wirkungsvolle Übergänge erlaubten und Verweilen in der gleichen Stimmung gestatteten. Daher vermied er die starken Kürzungen, das Zusammenpressen der mehrstrophigen Stücke in eine einzige Strophe von 1886 und ebenso die, wenn auch noch so eindrucksvollen Neuschöpfungen dieser Ausgabe. Aber er vermied auch die mehr schildernden Gedichte oder suchte sie immer wieder zu mischen mit solchen von kräftiger Handlung, leidenschaftlicher Stimmung, momentanem Affekt. Seiner Musikerindividualität entsprach ohnehin das dramatisch bewegte mehr als ruhige Epik oder zartere Lyrik. Daß keiner der beiden Komponisten, weder Munzinger noch Niggli,

die dreifache Wächterwechselrede („Auf der Warte"), die in ein Unisono ausläuft, zu komponieren unternahm, mochte wohl darin begründet sein, daß sie den stimmungsvollen Auftakt in „Abschied" durch die epische Haltung dieses ev. Einleitungsgedichtes abzuschwächen fürchteten, das vielleicht nur ein Parlando erlaubt hätte.

121) Das erstere umfaßt auf fünfeinhalb Quartseiten 161 nicht strophisch gegliederte Verszeilen, die ich nur im Auszug wiedergebe. Die Blätter tragen noch deutliche Spuren der Flamme, der sie überliefert werden sollten. Was von den im Manuskript durchgestrichenen Partien mitgeteilt wird, ist eingeklammert. Das zweite Gedicht „Hallwyls Tod" besteht aus sieben achtzeiligen Strophen.

122) 1. „Der frommen Landsknechte Leben". — Nach einem fliegenden Blatt des Sebastian Zwilchrock vom Jahr 1522. (II. Bd., 1881.) Eine Druckseite. Fünf plündernde und von Bauern verfolgte Landsknechte. Bild. 2. Landsknechtsleben. Eine halbe Druckseite (Großoktav). Sechs Personen. Szene in einer Schenke. Bild. 3. Vor der Schlacht. 43 Zeilen. Unterredung zwischen General und Generalissimus über das Wagnis einer Schlacht. Siebenjähriger Krieg. Bild. 4. Der Spion von Erich Rodal. 58 Zeilen. Was diese Sachen auszeichnet, ist kraftvolle, zeitgetreue Sprache. Von dem Gedichtband sind sie mit Recht ausgeschlossen geblieben.

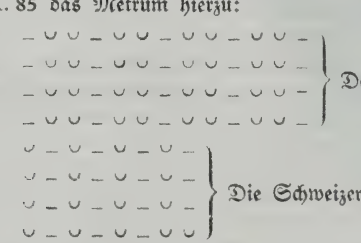
123) Eine Musterung der Motive ergibt eine ganze Reihe, die früh aufgezeichnet, jetzt ihre Gestaltung erfuhren (von zwei Daten bezeichnet das erste meist die Konzeption, das zweite die Ausführung):

11. I. 76. Das sind zu Josaphat die Gründe,
Wo Gottes Richtstuhl flammend steht
Und wo der Gute, wo die Sünde
Den letzten Lohn zu suchen geht.

6. II. 76. Albrecht von Stein vor dem Schlosse zu Grandson.

20. IV. 76. Rückzug von Meaux: In der Mitte der König, Hoffräuleins und Hof. Darum kämpfend die 6000 Schweizer.

Und IX. 85 das Metrum hierzu:



(Das einzige Beispiel, daß sich Adolf Frey ein Metrum aufgezeichnet hat. In der Ausführung wurden es je zwei Achtzeiler.)

6. VI. 77. Mit behaglichem Gefühl kann man den ersten Schnee betrachten, der unverhofft über Nacht gefallen ist. Aber wenn sich einmal der erste Schnee auf dem Haupte zeigt — Das erste graue Haar — jetzt steh' ich schon im ersten Glied — Nun spute dich mit Werk und Lied. (20. I. 84.)

7. VI. 77. Bischof Ulrich von Augsburg hieß, als die Stadt von den Hunnen belagert und aufs Äußerste gebracht wurde, die Belagerten einen Ausfall tun und hieß die Unmündigen und Säuglinge durch ihre Mütter in die Kirche bringen und auf den Altar und den Boden hinlegen, um mit ihrem Geschrei sein Gebet zu vermischen. Die Feinde mußten abziehen. (Hegner, Bd. 5.)

5. VIII. 77. Dank der Toten.

Der Richter betet für die Seelen, wenn er über den Friedhof reitet; verfolgt, ruft er die Toten an, die sich zwischen ihn und seine Feinde werfen.

27. VI. 78. Totenklage der Karaiben.

Bei den Karaiben gehen die Seelen der Toten auf die See, um Boote umzuschlagen, andere als böse Geister in den Wald.

27. VI. 78. Herz-Aß.

Ein relegierter Student wird Goldgräber, ersticht beim Spiel einen andern und muß fliehen. Durch die Wälder irrend, kommt er um: den Coeurbuben, den sie noch auf ihm finden, erheben die Wilden zum Gotte.

27. VI. 78. Solon.

Solon will nicht sterben, bevor er ein Lied der Sappho, das er seinen Neffen singen gehört, auswendig gelernt hat. Stob. Serm. XXIX. 28.

14. IX. 78. Valerius Puplicola.

In das Haus des Publius Valerius, des Poplicola Sohn, werfen die Plebejer, als er gestorben ist, Asse, damit die Beerdigungskosten bestritten werden können.

3. XII. 78. Der Doktorhut.

Schweizer, die aus der Schlacht von Nancy zurückkehren, erzwingen in Basel durch nicht mißzuverstehende Gebärden und Rufe die Doktorpromotion von ihren Landsleuten.

21. XII. 78. Wandlung.

Ich bin in Sturm und Sieg ein Mann geworden. Die alte Violine strich ich wieder — das sind die alten weichen Töne nicht wieder.

21. XII. 78. Auf dem Schlachtfeld.

Ich liege im Felde todmüde. Da im blassen Mondschein kommt von ferne eine weibliche Gestalt mit einem Licht und bückt sich über die Toten. Jetzt kommt sie zu mir — Herrgott, es ist mein Weib! Ich fahre rasch und erschrocken auf; rauh geht der Wind und stille sind die Toten.

28. I. 79. Aufschwung.

Kurz ist das Leben, ewig ist der Tod.

17. III. 79. Gesang in der Nacht. Gedanken in der Nacht.

Ich höre die Bronnen durch die Nacht klingen. Da plötzlich rauscht es wie Flügelschlag an meinem Fenster. War's ein verspäteter Vogel oder der Flügelschlag der Muse? Ach, sehnlich zieht es mich ins Weite! O, hätte ich Flügel!

Mein ist die Rache!

Leipzig, 23. IV. 79, 15. XI. 85. Der Traktätchenhändler zündet das Haus seines alten Feindes mit den heiligen Histörlein und Bibeln an.

13. V. 79. Abwehr.

O, laßt mich blühn und enden, wie das Schicksal es bestimmt, denn ihr werdet mit euren Händen nichts ändern.

23. V. 79. Heinrich des Löwen Tod.

Heinrich der Löwe läßt sich im Alter, da er krank und schlaflos liegt, ganze Nächte lang Chroniken vorlesen.

24. VIII. 79. Meine Lieder.

Mein Herz spiegelt alles wie in einem Spiegel, aber ein feiner, grauer Duft der Melancholie liegt über den Bildern.

23. IX. 79. Der Pfarrherr.

Priester reitet im Gebirg mit Hostie, wird eingeladen zum Hexentanz.

Aus dem Jahre 1880 stammen die Motive zu 1. „Knut von Schleswig" (aus Saxo Grammaticus und vita Kanuti ed. Waitz, Haupt-Zeitschrift XII. 335), ausgeführt 18. I. 80; IX. 85.

2. Der sterbende Goldfisch. 21. I. 80; 27. XII. 84.

3. Savonarola. 22. II. 80. Entschlossen, das Elternhaus heimlich zu verlassen und ins Kloster zu gehen, singt Savonarola eine schwermütige Melodie. Die Mutter hört's und sagt: „Das klingt wie Abschied."

4. Auszug? Rickenbachs Alt-Rapperswiler Chronik. Zürcher Antiquarische Mitteilungen. 6. 232.

5. Veilchen blicken kannst du, Rosen lachen. 2. V. 80.

6. Echo: Das Echo trat hinter allen Stämmen hervor und ließ seine silbernen Rufe ins Tal hinunterschallen. 22. VIII. 80.

Von den Motiven von 1881 nichts ausgeführt.

Von 1882: nichts ausgeführt.

7. 1883 (von L.s Hand) Casamicciola.

Der Schauspieler David Petit spielte in Casamicciola die Rolle des Polichinell und kommt in dieser Kleidung mit den Verwundeten und Leichen des furchtbaren Erdbebens in Neapel an. 2. Aug. 1883. November 85.

8. Unvergessen.

„In der Hand trug ich, träumend wandelnd, einen Strauß frisch gepflückter Blumen. Ein Schmetterling setzt sich darauf — der Tor. Und ich tue ja das Gleiche — gerade suchte meine Seele Labsal bei dir, die nicht mehr ist." 8. Aug. 83. Februar 1884.

9. Blumenkopf schaut in eine alte Kanone. 10. XI. 83; 10. XI. 84.

10. Hier ist des grünen Hügels Neige. 20. Aug. 83.

11. Auf ihrem Grab schüttle ich den Würfelbecher. 20. I. 84.

12. Mein stilles Tal, sie finden Gold darin. 12. IV. 84.

13. Blitze-Kränze. Wer einen erhält, den verzehrt es. 28. VIII. 84.

14. Schneelieder III. 28. VIII. 84.

15. Ich saß an einem Raine vor einer Felsenklause, da zeigte sich lieblich auch das Echo. Schwatzt aber auch mit dem plärrenden Waldbruder. 28. VIII. 84.

16. Tod und Bismarck. 28. VIII. 84. (An diesem Tag 7 Motive.)

1885

17. Die Brüder.

Drei Brüder durch den Strom. 31. V. 85.

18. Heimkehr. (10. VIII. 85.)

Aus der Ferne zurückgekehrt — der Bruder liest meine Lieder. 19. VIII. 85.

1886

Der Pestwürger

Im Neißtale zu Muskau ereilt die Pest den heimkehrenden Mann in der Form eines Nebelstreifens. Er springt umher, will sich, da er nicht ins Dorf will, in die Neiße stürzen. Die Pest als langer weißer Streifen läßt von ihm und zieht in einen Hügel hinein. (Laistner, Nebelsagen.) Sept. 86. 21. II. 86.

Der ausgewanderte See

Der estnische Eimsee entfloh vor wilden, bösen Menschen samt seinen Fischen einer weißen Wolke gleich durch die Luft ziehend, erscheint erst als Schwan, dann als Schiff, dann als dunkle Wolke. „Heb' dich von dannen mit der Ernte," sprach eine Stimme aus der Wolke, „ich will bei dir wohnen." (Laistner 293.) 21. II. 86; 19. IX. 86.

(Aus Schüppner, bayrische Sagen):

Im Kreuzgang. Kindlein. Klein Stephan. Ein Kind bietet dem Christkindlein

Brot: „Da, Kindchen, beiß einmal!" Das Chriſtkindlein beugt ſich und umfängt das Kindchen. I. 310. 21. II. 86.

Gegenrecht

Die Bäuerin, der auf dem Feld ein Wolf das Kind raubt, reißt, anſtatt den Wolf zu verfolgen, in der Kapelle der Mutter Gottes das ſteinerne Kindlein vom Arme, beteuernd, es nicht wieder zu bringen, bevor ſie das ihrige wieder habe. Der Wolf bringt es ſofort. II. 460. 23. II. 86.

Der Künſtler.

Der liederliche unfromme Bildſchnitzer hatte viele Heilige und Herrgottskinder geſchnitzt und gemalt. Sieht nachts einen Teufelszug mit Kuhſchwänzen, Rüſſeln und feurigen Zungen. III. 267. 24. II. 86.

Des Himmels Einſehn.

Der Wagen mit Roß wiegt nur 6 Pfund. III. 310. 26. II. 86.

Das Finklein.

Es iſt irgendwo ein ſehr wundertätiges Gnadenbild, zu dieſem kommt faſt wöchentlich ein gewiſſer Vogel, welcher mit ſeinen Flügeln das Bild abſtaubet. (Beſſerung des Müßiggangs. Abrahamitiſches Gehabdichwohl, S. 6.)

Die Wolke.

Eiſenbahn. Wandernde Wolke. Götterbilder zur Fratze verzerrt. Traum? Wandlung zuſammengerückt. 3. V. 86. 26. Sept. 86.

Tod und Forſcher.

Gelehrter — Bazilleneſſer — Tod. 3. V. 86.

Nachtzug im Walde.

Tod ſchlafend vor Lokomotive. 3. VI. 86. 25. Sept. 86.
Regen im Hochgebirg. 17. VIII. 86.

Falter II.

Grenze des Sonnenlichtes — die Schmetterlinge. 7. VIII. 86. 24. Sept. 86.

Künſtlerernte.

Ich ſchlafe neben dem malenden Maler im Hochgebirg. Ich erwache — er hat vollendet — ich — — 7. VIII. 86. 16. VIII. 86.

Am Bergſee.

Der Bergſee ſpiegelt alles; ich ſchlafe ein; der See iſt ſchwarz; das Schifflein meiner Hoffnung ſcheitert an den ſtarren Borden. 7. VIII. 86. 19. VIII. 86.

Themis.

Juſtitia beim Göttermahl. Gerichtsverhandlung im Freien. Der Muni. 7. VIII. 86.

124) „Im Kreuzgang", wozu die bayriſche Sagenſammlung unverändert brauchbare Motive ergab.

125) Am 4. März folgte ein weiteres Stück des Gedichtes, welches die ſpäter ſtark umgearbeitete und verkürzte Faſſung von „Im welken Laub" (Geſichte, 1886) darſtellt:

Sie ſinkt hinab und aus des Fluſſes Lauf
Taucht ſchon ein ander Frauenbildnis auf,
Die Stirne bleich, die Augen glüher Brand
Und einen Kranz in hochgeſtreckter Hand.
Des Nachruhms Göttin, ſprich, was ſuchſt du hier?
In atemloſem Lauf rannt ich nach dir —
Du ſchienſt mir nah — und ich erreicht' dich nicht:
Nun läßt mich kalt dein lockend Augenlicht.

Ich bin nicht unter großem Stern geboren
Und deine Huld ist ewig mir verloren.
Du trügst mich nur. Die kleinste Hand voll Glück
Nähm' ich für all dein Gut.

Sie sinkt zurück...

126) 19. III. 83 an Emil: „Das Gedicht ist fertig, 84 Verse, das neue ‚Traum auf dem Schlachtfeld' begonnen." (1886: „Nach der Schlacht".) Der Schluß des Gedichtes „Im welken Laub" ist handschriftlich nicht mehr vorhanden, so daß eine Differenz von ca. 30 Verszeilen zwischen obiger Angabe (84 Z.) und dem Druck (54 Z.) unaufgeklärt bleibt und nur die Kürzung der brieflichen Fassung um 10 Zeilen ersichtlich ist.

127) Hier also Napoleon I., nicht Cäsar. Vgl. „Erinnerungen an G. Keller", S. 42.

128) Konzeption und Niederschrift decken sich nicht in „Knut von Schleswig" (22. VIII. und IX. 85); „Der Pulcinell von Casamicciola" (Nov. 85); „Die Brüder" (31. V. und 10. VIII. 85). 10. VIII. 85 ein Tag von acht Motiven!

Es entstand 15. VI. 85 „Das Bild des Vaters"; 23. VI. 85 „Vision"; 4. VII. 85 „Tod und Bismarck"; 7. VIII. 85 „Wanderung"; 29. VIII. 85 „Die Erlöste"; 9. IX. 85 „Der Rückzug von Meaux"; 19. IX. 85 „Der ausgewanderte See"; 24. IX. 85 „Falter" II; 12. X. 85 „Die Bitte der Unmündigen"; 25. X. 85 „Der Bittgang"; 15. XI. 85 „Mein ist die Rache"; 21. XI. 85 „Herz-Aß"; 24. XI. 85 „Im März"; 24. XI. 85 „Heinrich der Löwe"; 28. XI. 85 „Tod und Dichter"; 5. XII. 85 „Das Geigenfräulein"; 18. XII. 85 „Totenfahrt". Die reichste Ernte 1886 selbst bis hart an den Druck, für den das laufende, nicht das kommende Jahr auf den Titel kam: 4. I. 86 „Heimkehr"; 20. I. „Winterabend"; 30. I. „Solon"; 16. II. „Valerius Poplicola"; 23. und 26. II. „Gegenrecht"; 28. II. „Sieg des Schwachen"; 26. II. und 4. III. „Des Himmels Einsehn"; 21. II. und 5. III. „Kindlein"; 6. III. „Pelzrock"; 24. II. und 8. III. „Der Künstler"; 9. III. „Das Finklein"; 3. V. „Tod und Forscher"; 5. VIII. und 16. VIII. „Künstlerernte"; 19. VIII. „Am Bergsee"; 22. VIII. „Karnevals Abschied"; 19. IX. „Der ausgewanderte See"; 19. IX. „Der Pestwürger"; 22. IX. „Das welke Blatt"; 22. IX. „Schneelied" IV; 24. IX. „Falter" I; 25. IX. „Schnellzug im Walde"; 26. IX. „Die Wolke"; 5. X. „Themis"; 2. X. „Tod und Forscher";

Zieht man gegenüber dieser unvollständigen Liste in Betracht, daß sie nur ca. ein Viertel des ganzen Bandes (148 N.) und darunter nicht die ausgedehnten Stücke („Prometheus") belegt, daß gelehrte Arbeit und Schule die Hauptzeit beanspruchten, so kann man wohl von einer erstaunlichen Fülle der Hervorbringung reden.

129) Man erinnert sich dabei gern an den Bericht Freys (Erinnerungen an Gottfried Keller, S. 21) über Keller: „Namentlich haßte er die Sucht, Sagen und Taten dichterischer Helden auf persönliche Erlebnisse zurückzuführen" usw.

130) Haessel anerbot die gleichen Verlagsbedingungen wie für C. F. Meyer, worauf der Vertrag 4. Nov. 86 unterzeichnet wurde.

131) Als Faksimile reproduziert: Deutsche Literaturgesch. v. Vogt u. Koch. I. Aufl.

132) Vgl. Briefe C. F. Meyers I, S. 368 ff.

133) Vgl. „Kunst und Künstler", Jahrg. VIII, Heft VIII, S. 401.

134) Vgl.: „N. Zürch. Ztg." (C. Weitbrecht), 10. Dez. 1886, Nr. 343.
„Bund", Feuillet., Widmann, 19. Nov. 86.
Beilage z. „Allgem. Schweizer Ztg." (Hans Trog), 1889, Nr. 197.
„Basler Nachrichten", 1886, Beilage 354, 25. XII.
„Schweizer Grenzpost", XVI. Jahrg., 25. Nov. (Spitteler).

„Schweizer Freie Presse", 20. XI. 86.
„Thurgauer Zeitung", 1887, Nr. 133.
„St. Galler Tagblatt", St. Galler Blätter 1886, Nr. 52 usw.
„Aargauer Nachrichten", „Alpenrosen", 1886, Nr. 48.
„Deutsche Rundschau", 14. Jahrg., Heft I, 1. Okt. 87.
„Blätter f. liter. Unterhaltung" (1886, S. 427 ff.).
„Vom Fels zum Meer", Weihnacht 1887/88.
„Kunstwart", 11. Stück (1887), Spitteler.
„Velhagen u. Klasings Monatsh.", 1886, 17. Nov.
„Didaskalia", „Deutsche Dichtung", IV. Bd., 1. Mai 1888 usw.

Ein Neuyorker Blatt druckte das kleine Gedicht „Abschied" ab, das, bald ein Liebling des größeren Lesepublikums, seine lange Laufbahn in der Druckerschwärze somit von Amerika aus antrat. (Neuyorker belletristisches Journal, 16. XII. 86, Nr. 1812.)

135) „Zur Hallerfeier", gedr. im „Schweizerhaus", 1878, S. 89—91, 4 Achtzeiler.

136) A. v. Hallers Gedichte mit Einleitung, 1882, Huber, Frauenfeld.

137) Bächtold-Ermatinger, Keller, Bd. III.

138) Briefe von C. F. Meyer, I, 332 ff. und II, 427, wo die Rezension abgedruckt ist.

139) Basler Nachrichten, 14. III. 1880. (H = Hirzel?)

140) Damals Dr. Hermann Brunnhofer, später Freys Jugendfreund, der verdiente und für ihn stets hilfsbereite Staatsarchivar Dr. Hans Herzog.

141) U. a. in den Briefen Bodmers, Sulzers und Geßners (ed. Körte, 1808); in Briefen Geßners an seinen Sohn; den Briefen Wielands, Matthissons, Zimmermanns; in Matthissons Lebenserinnerungen, Zimmermanns Lebensgeschichte von Bodemann, Lessings Literaturbriefen und Fragmenten, Geßners Vorrede, A. W. Schlegels Werken (ed. Böcking) u. a. m.

142) Ihr Verfasser gedachte dabei der Vorgängerschaft Freys: „Winterthur, 11. IX. 89. Waldhof. Sehr verehrter Herr, vor einiger Zeit wird Ihnen durch Herrn Huber mein Salomon Geßner übermittelt worden sein; gestatten Sie, daß ich dem Büchlein noch zwei Worte nachsende. Fürs erste freut es mich, für Ihre schöne Einleitung Ihnen nochmals mein Compliment zu machen. Ob Sie in den letzten Jahren den Plan, eine Biographie zu schreiben, haben fallen lassen, hätte ich bei Abfassung meiner Vorrede gern gewußt... Daß ich gerade auf Ihr Urteil sehr gespannt bin, brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

143) „Das biographische Moment erscheint hier etwas erweitert um einige Proben einer Vorarbeit für eine umfangreichere Monographie, die der Verfasser beabsichtigt." (Vorbemerkung zur Einleitung.)

144) G. W. Roeder, Gaudenz von Salis-Seewis. St. Gallen, 1863, 16° c.

145) Briefe C. F. Meyers, I, 352: „Die Salis-Sache will ich mir doch überlegen, zuerst mit Rahn. Sie interessirt mich selbst." (16. VI. 83.) Und 24. VI. 83: „In der Salis-Sache werde ich nächster Tage wieder anklopfen, meine Beziehungen sind nur sehr indirekte." Am 2. Juli erfolgte Bestimmteres: „Mein Herr und Freund, jetzt bin ich im Stande, Ihnen in der Salis-Sache einige präcise Notizen zu geben.

Vorhanden sind zwei mit seit 10 Jahren unbesichtigt gebliebenen Papieren unbekannten Inhalts gefüllte Kisten im Besitz der zwei Herren Johann Ulrich und Nationalrat Gaudenz Salis. Ein nächstens aus Italien heimkehrendes Frl. Jacobea v. Salis, das Einfluß auf die 2 Herren besitzt und allenfalls im Stande

wäre, die Kisten selbst zu öffnen, wird von einer Frl. Peppi Salis im Bodmer in Chur, der Correspondentin eines unbekannt bleiben wollenden Mittelmannes, bearbeitet werden. Also folg. Linie:

Sie — Ich — Mein Mittelmann

Frl. Peppi — Frl. Jacobea — Die zwei Besitzer.

G. F. F. F. S. Ganz der Ihrige C. F. Meyer."

Am 6. Juli versprach er weiteres Bemühen. Erst 1884 kam dann noch Johanna Spyri zu den Hilfstruppen. (Briefe I, 360 ff.)

146) „Für den Geßner," beantwortete Meyer die Zusendung, „danke ich freundlich. Die Einleitung, nach dem Hineinblicken sehr gute Arbeit, werde ich aufmerksam lesen. Frappirt haben mich die Gervinus'schen Idyllenstoffe. Napoleon auf Helena, Karl V. in Sankt Just, das rangirt mit Hutten auf Ufenau." (Briefe I, 362.) Im Oktober erzählte Adolf der Frau (5. X. 84): „Ich sah Gottfried, dem der Geßner gefällt."

147) Von den vielen, durchweg anerkennenden Besprechungen sei nur auf die der beiden Zürcher Historiker verwiesen: Prof. Meyer v. Knonau, Neue Zürch. Ztg., Dez. 1887 („Interessante Beiträge zur Geschichte des Anteils der Schweiz am Kriege von 1799 sind hier geboten"), sowie Histor. Zeitschr. v. Sybel Bd. LXVII (1891) und Prof. W. Oechsli, Neue Zürch. Ztg., 1889, 3. Oktober.

148) Blätter für literarische Unterhaltung.

149) A. a. O.

150) Sonntagsbl. d. Bund, 1889, Nr. 42.

151) Zeitg. f. dsch. Altertum (1891 ?).

152) Deutsche Rundschau, Okt. 1890, S. 437, und Briefe II, S. 435 ff.

153) Briefe I, S. 385.

154) Hübsch erzählt der anonyme Referent der Basler Nachrichten: „Besser als mit langen Schilderungen und Erörterungen empfehlen wir daher den ‚Salis' des Hrn. Frey durch Mitteilung einer symptomatischen Anekdote. Unsere Berichterstattung nämlich verzögerte sich deßhalb, weil eine Dame heimlich hinter das Buch geraten war und sich weigerte, dasselbe hervorzugeben, bis sie es zu Ende gelesen. Es giebt eben keinen Romanhelden, der es an Anziehungskraft auf das Herz mit dem wirklichen leibhaftigen Gaudenz v. Salis aufnehmen könnte; u. A. Frey ist nicht der Mann, ein solches Licht unter einen Scheffel zu verbergen." Und er wies auf den Dichter als Verfasser.

155) Duno Duni.

156) In den Jahren 1885, 1889, 1891, 1905, 1908, 1909, zuletzt 1910.

157) Springkraut, Impatiens noli me tangere. Vgl. „Bergaufenthalt", Neue Gedichte, 1913, S. 89.

158) „Das liebe Bild" (Gedichte II, 1908, S. 68).

159) Neue Gedichte, 1913, S. 116 ff.

160) Vgl., den Eindruck eines Hörers schildernd: Adolf Frey-Buch, hrsg. von C. F. Wiegand. Grethlein & Cie., Zürich, 1920, S. 15 ff.

161) Neue Gedichte, 1913, S. 76 ff.

162) Vgl. Jahresbericht der Aarauer Kantonsschule 1915/16. Heinrich Ganter (24. II. 48 geb.), aus dem bad. Schwarzwald stammend, zuerst in einem industriellen Etablissement tätig, 1870/71 als Leutnant im deutsch-französischen Krieg, seit 1876 zum Lehrfach entschlossen, studierte am Polytechn. Zürich und der Berliner Universität, bestand 1884 Fachlehrer- und Staatsexamen und war am Zürcher Gymnasium und am Polytechnikum als Lehrer tätig bis zu seiner Berufung an die Aarauer Kantonsschule. Ein hochgewachsener, energischer, wohlwollender Mann

und vortrefflicher Lehrer von reichen literarischen und künstlerischen Interessen: „Man spürte," schreibt ein Kollege, „eine gewisse geistige Überlegenheit; es steckte mehr in ihm als bloß tüchtige mathematische Veranlagung." Zugleich ein vorzüglicher, hochverehrter Pädagoge. Auch seine Frau, Anna geb. Schilling, war ein Schwarzwaldkind, kam — der Vater, Arzt, war als Achtundvierziger zum Tod verurteilt, entkam aber nach der Schweiz — auf der Flucht der Mutter zur Welt und blieb von zartester Gesundheit. Sie studierte in Zürich, eine ungewöhnliche Frau von anmutigem Außern und feinen Lebensformen, voll Intelligenz, Idealität und schrankenloser Aufopferungsfähigkeit.

163) Amalie Kling, neben Frau Joachim eine der ersten deutschen Altistinnen, Schülerin Stockhausens, mußte ihre glänzend begonnene Künstlerlaufbahn nach kurzer Zeit aus Gesundheitsgründen aufgeben. Vor allem auch hervorragende Brahmssängerin.

164) Bachstr. 1054.

165) Zuerst wohl durch Henzes „Die Chirogrammatomantie" (Leipzig, 1862). Vgl. „Bund", 27. II. 1876.

166) Besonders auch Crépieux-Jamin's Traité pratique.

167) Heft I, S. 63 ff.

168) „Tod und Bismarck", Gedichte I, S. 80.

169) „Wissen und Leben", Heft 4 vom 15. Nov. 1909.

170) A. Frey, Briefe Albert Weltis, Bd. I, Rascher, 1916, S. 211 ff.

171) „Gestern," schrieb C. F. Meyer am 20. IV. 82 an Gerold Vogel in Zürich (ungedruckt), „besuchte mich von Berlin zurückkehrend Dr. Adolf Frey und wir besprachen das merkwürdige Produkt (Spittelers Prometheus). Eine Recension des Pro- und Epimetheus von Frey liegt bei der Rundschau, welche sie ohne Zweifel nächstens bringen wird." Noch am 12. August 82 wollte Rodenberg die Arbeit drucken: „Rodenberg frägt an, ob ich Meyers Gedichte recensiren will und verspricht den Tandem zu bringen." (A. Frey an Emil 12. VIII. 82.) Vgl. Keller an Rodenberg, Bächtold III, S. 513 und besonders A. Frey, „Eine Rezension und ihr Schicksal" in Neue Zürch. Ztg., 23. IV. 1915, worin der durch Gottfr. Kellers Abneigung gegen Spitteler vereitelte Abdruck erzählt wird. Nach diesem Bericht fällt eine Vermutung von Dr. Max Widmann dahin, sein Vater habe A. Frey zu dem Artikel veranlaßt. (S. Max Widmann, „Gottfried Keller und J. V. Widmann. Briefwechsel", Rheinverlag, Basel, S. 24.)

172) Biblisches Erstlingsdrama Spittelers.

173) Im Adolf Frey-Buch, s. oben.

174) Man erinnert sich an Spittelers schönen Aufsatz über Schubert im „Kunstwart".

175) Robert Gerwig, Erbauer der Schwarzwald- und Gotthardbahn.

176) Roland Marschall v. Bieberstein.

177) Von Nachrufen seien besonders hervorgehoben: Neue Zürch. Ztg., 14. II. 95, Nr. 45.

178) II. Aufl., Aarau, Sauerländer, 1896.

179) „Immer noch gibt es in Zürich und derenden Leute, welche meinen, ich sei es nicht, sondern ein Anderer, welches nicht recht ist": mit diesem echten Gäuggelisatz wollte Emil dereinst die Sammlung seiner Scherze einleiten. Neun Jahre nach seinem Tode war es wirklich „ein Anderer". Ein Züricher Geistlicher benützte Emil Freys Erfindung des „alt Cordonnier" und gab einen „Nachlaß des Sebastian Gäuggeli" heraus, der aber den echten nicht aus Erinnerung und Herzen seiner ehemaligen Leser zu vertreiben vermochte.

180) 20. II. 84 an Emil: „Kürschner will für die Collection acceptiren: 1. Handgeld 2. Freiheitstraum 3. Zweierlei Urkunden 4. Heimkehr 5. Eine Frau statt Epauletten." 1. VII. 79 nach Hause: „Vielleicht, aber ich weiß noch nichts Bestimmtes, krieg' ich einmal den Haessel für eine Ausgabe von Papas Sachen." Auch Sauerländer in Frankfurt und dann Spemann wurden ins Auge gefaßt. Bei dem letztern kam es 1884 wenn auch nicht zu der gewünschten großen Sammlung, so doch zu einer Ausgabe von fünf der besten größern Erzählungen (Zweierlei Urkunden, Heimkehr, Drei Freunde, Ein seltsames Handgeld, Der Freiheitsbaum, s. oben), die mit einer treffenden, empfundenen und tiefgreifenden Charakteristik, die Adolf beisteuerte, das 73. blaue Bändchen der „Deutschen Hand- und Hausbibliothek" füllten. 1756. S. S. 58. Es war wesentlich Alfred, der sich mit diesen Mühen belud, ohne die stockende Druckangelegenheit in eine lebhaftere Gangart bringen zu können. Er war und blieb bis ans Ende die Zuflucht des Bruders in Verlags- und Vertragssachen, aber auch in mancher Lebensfrage, und es war in Dingen der Praxis, der Menschenbeurteilung u. dgl. dessen Grundsatz: „Ich werde noch mit Alfred reden!" „Ich werde Alfred fragen!" Sein Urteil war fast immer entscheidend, und nie hat er seine Hilfe versagt.

181) Ein Beispiel dieser Schwierigkeiten: in dem Band „Schweizer Jugendalmanach", hrsg. von C. Gutknecht (Bern, 1853), figuriert Jakob Frey unter drei verschiedenen Pseudonymen (J. Reif, F. Kuhn, F. Imhoof).

182) Vgl. Deutsche Dichtung, IX. Bd., 1. Heft (Okt. 1890), und Briefe I 387. Eine Serie von Artikeln über G. Keller von Lina Frey brachte die Neue Zürch. Ztg.

183) Bächtold III, S. 484. Es geschah erst in den letzten Lebensjahren, daß Frey noch einmal auf den Grünen Heinrich öffentlich zurückkam. In der Neuen Zürch. Ztg. vom 12. Juni 1918 erörterte er die von Paul Schaffner aufgeworfene Frage nach den Modellen Kellers für die Maler Lys und Erikson. Frey hatte Keller die Modellbenützung ausdrücklich verneinen hören, fügte aber auch noch triftige innere Gründe für diese Ablehnung bei.

184) Neue Zürch. Ztg., 28. XII. 86.

185) Ebenda, 18. IX. 92.

186) Ebenda, 18. Nov. 1917.

187) Aargauer Tagblatt vom 26. Jan. 91. „Vor Obergericht, II. Akt".

188) „Erinnerungen an Gottfr. Keller", von Adolf Frey. Dritte erweiterte Aufl., H. Haessel, Leipzig, 1919. Zuerst größtenteils in der Deutschen Rundschau, 1890.

189) Von den weiteren literar-histor. und editor. Publikationen Freys über Gottfr. Keller hier nur Daten und Titel: 1. 1893 „Gottfr. Keller-Reliquien" (Deutsche Rundschau, Septemberheft); 2. 1895 „Ein verschollenes Gedicht Gottfr. Kellers" (Schweiz. Rundschau, Heft I); 3. 1907 Vierzehn Briefe an Maria Knopf (Deutsche Rundschau, Heft 5); 4. 1909 „Gottfr. Kellers Frühlyrik", H. Haessel; 5. 1913 Ausgewählte Gedichte G. Kellers. Mit Einleitung. Cotta, Stuttgart; 6. 1918 „Acht Briefe G. Kellers an Ludmilla Assing" (Deutsche Rundschau, Juliheft); 7. 1919 „Allerhand über G. Keller" (Deutsche Rundschau, Juliheft). Dazu seine öffentlichen Vorträge, die ungedruckt sind.

190) Zwölf ungedruckte: „Liebesfreude", „Wunsch", „Glück" (I und II), „Erbunggle", „Berichtigung", „Mut", „Der Mohrenkönig", „Unterm Weihnachtsbaum", „Sonntagsjäger", „Aufforderung" und einige Zeilen an Frl. Kling.

191) 1893, Nr. 3 „Das Leid des Herrn" (später „Im Anfang", „Von Anbeginn", „Das Leid des Schöpfers" betitelt); „Vor der Schlacht"; „Waldgang"; „Meisterschuß"; „Flämmchen"; „Pilgrim" (später „Der Jahrtag"); „Die Dohle";

„Abendmahl". 1894: „Das Schlummerlied"; „Der Kelch"; „Das Bild". Datierte Konzepte sind vorhanden: Kinderfest, 9. Okt. 93; Kelch, 10. Okt. 93; Der Feldherr, 7. Nov. 93.

192) „Eine tiefe Menschlichkeit gibt sich hier kund," fühlte auch der Rezensent des Kunstwarts (Februar 1895), „mit einer reifen Kunst, die sich von jeder Verirrung ins Rhetorische frei hält" ... „Schon in diesen kurzen einleitenden Worten (‚Vor meiner Kammertür') zeigt sich der Meister. Einfach in der Idee, knapp in der Fassung, ruhig und fest in der Stimmung, erregen sie in der Seele des Lesers jene Reinheit und Harmonie, welche die Grundbedingung alles Erhabenen bildet... Seine reiche Phantasie, seine plastische Sprache, die Einfachheit seiner künstlerischen Mittel und die Reinheit seiner Gesinnung verleihen seinen Dichtungen einen tiefen, wahren und erbaulichen Gehalt." (Schwäbischer Merkur.)

193) 13. III. 93 Besprechung der Schweiz. Rundschau im „Bund"; 20. VII. 94 ebenda; 29. XI. 94 in der „Nation"; 15. XII. 94 Voranzeige des Buches im „Bund"; 30. XII. 94 Zweite Anzeige im „Bund".

194) Im Fall Totentanz sprechen die Daten: Frey 1895, Spittelers Balladen 1896. Der „Gotenknecht" steht allerdings unmittelbar hinter „Kelch" in der Schweiz. Rundschau 1894, Nr. 7, in einer um eine Strophe kürzern, prägnantern Fassung. Frey ging über den tendenziösen Unsinn der Sache vornehm hinweg; biographisch mußte er angenagelt werden. Bekanntlich machte sich Spitteler einen Spaß, vielleicht auch ein Studium daraus, gelegentlich einen fremden Stil nachzuahmen. Den Freys könnte man zur Not wiedererkennen in „Der Handwerksbursch" (Balladen, 1896, S. 137).

195) „Die Kritik," schrieb der Rezensent der „Allgemeinen Zeitung" (München, 2. II. 95, Nr. 43), „hat ihn (Frey) bisher stets als Schüler C. F. Meyers oder G. Kellers bezeichnet, wohl nur deshalb, weil er deren Landsmann ist und man um seine freundschaftlichen Beziehungen zu beiden wußte. Aus den vorliegenden Gedichten kann man aber deutlich erkennen, daß Frey in keinem Schülerverhältnis zum einen oder andern dieser schweizerischen Dichter steht, daß er vielmehr eine ganz eigenartige und im besten Sinne des Wortes moderne Kunstweise sich geschaffen hat. Dabei zeichnet der Dichter mit wenig Strichen einfach und kraftvoll; alles Nebensächliche schiebt er beiseite, er faßt die anschaulichen Züge mit bewundernswerter Schärfe und strebt in Eile dem Höhepunkt der Dichtung zu; dann bricht er wortlos ab, ohne Sentenz, ohne Klage, ohne Pathos, und auch die Seele des Lesers bleibt andachtsvoll in einem Meer von Stimmung versunken."

196) Jetzt Frau Hämig-Burgmeier.

197) Diese lockten auch den Komponisten Westerhausen in Berlin, der „Unter der Linde" komponiert hatte. S. oben. Die reizenden Lieder, die von namhaften Sängerinnen wie Emilie Herzog, Frau Lobstein-Wirz u. a. gesungen wurden und immer wieder Entzücken wecken, erschienen bei Hug & Cie.: erste Folge mit Titel und Kopfleisten von Herm. R. C. Hirzel, 1898, als Op. 4; zweite Folge, Op. 5 mit Titel und Kopfleisten von Cuno Amiet. Weitere Kompositionen Freyscher Texte von Fritz Niggli sind: Zuflucht; Schlummerlied; Wildrosen in Op. 8 Zehn Lieder. Das tote Lieb, Trinklied in Op. 9 drei Männerchöre in Schweizer Mundart. „Eine Trommel hör' ich schlagen". Sechs Lieder aus alter Kriegszeit, Op. 11 (Freiharstbuben) für Männerchor und für Einzelstimme. Op. 12 Drei Lieder für Männerchor „An das Vaterland", „Aargauerlied". Op. 13 und 13a „Edelweiß" und „Vale" (für Männerchor und Einzelstimme). Op. 14 Sechs Lieder für Einzelstimme, „Amselruf".

198) Ungedruckte Briefe J. V. Widmanns an Frey.

199) Neue Zürch. Ztg., 11. Okt. 1888. „Das steinerne Herz" von J. V. Widmann.

200) „Isländische Volkssagen". Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés, Berlin, Mayer & Müller, 1889, S. 29, „Die Sennerin": Die Adoptivtochter eines Pfarrers, heimlich mit einem Huldenmann vermählt, vom Pflegevater aber zu einer irdischen Heirat gezwungen, stirbt in der Weihnachtsnacht in der Umarmung des Hulden, der als „Wintergast" in das Haus kam. Auch der Hulde wird neben ihr tot gefunden.

201) Der „Meermann", von dem Widmann schrieb, sollte vermutlich ursprünglich an Stelle des Hulden (die Hulden sind Luftgeister) der dämonische, todbringende Geliebte sein.

202) „Der Fürst der Hulden". Musikalisches Drama von A. Frey. 1919, Verlag von H. Haessel, Leipzig.

203) München, Alfred Schmid Nachfolger: „Drei Gesänge aus einem Totentanz". Gedichte von Adolf Frey. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.

204) Neue Zürch. Ztg., März 1896. Mit gleich verständnisvoller Einfühlung in Musik und Text besprach Arnold Niggli die Schöpfung, wobei er vor allem „Schlummerlied" als ein „Kabinettstück stimmungsvollster Tonpoesie" empfand ... „Vielleicht noch unmittelbarer deckt sich mit den schwermütig schönen Versen ... das Schlummerlied ... Gleich der Eingang dieses C-Dur-Stückes, in dem sich die Töne wie zarte Sommerfäden heben und senken, zeichnet die Situation auf poetische Weise und über der Stelle, die das holde Bild des Mädchens widerspiegelt, liegt etwas wie müder Sonnenduft. Von bestrickendem Effekt ist dann vollends die Tonmalerei der Begleitung, welche das Plätschern des Springbrunnens und das Geschaukel der Falter auf den Blumen illustrirt" usw. Eine weitere, eigenartigere und tiefere Gestaltung erfuhr das „Schlummerlied" nach Jahren durch Othmar Schoeck: Neue Lieder und Gesänge, Op. 14, Hug & Cie.

205) Die weitern Strophen dieser ersten Niederschrift der später von Fr. Hegar komponierten Kantate „Ahasvers Erwachen" sind:

Nur du allein,
Herdgeläut allein und Hirtenjodler
Und sehnsuchtsvoller Alphornruf
Fahret fernher [Ertöne fernher]
Auf leiser Windharfe (?)
Über der gefurchten Stirne
Am Ohr des Schlummerers verschwebend [des Schlummrers Ohr umstreichend].
Er wird erwachen
Dann sieht er wieder
Vor den entsetzten Augen
Endlose Straßen,
Friedlose Pilgerfahrten [Ohne Frieden]
(Und) Herbergsruh ohne Rast. [Rastlose]
Wie süß und hold war Traum und Ruh!
Habt Dank huldvolle Einsamkeiten!
Für heut entsank
Dem Racheengel
Der (ach seit ungemessner Zeit)
(Auf meinen rauhen Pfaden) immerzu
Mit zorngesträubten Locken fährt

(Mit mir auf rauhen Pfaden fährt)
Das scharfe Schwert.
Und in der reinen Höhenluft
Haucht es wie Ahnung einer Gruft
Mich an, wie süßen Sterbens Seligkeit
(Der doch nicht sterben kann).

Und in dem reinen Bann
Der gletscherkühlen Luft
Weht es mich an
Wie (stille) Ahnung stiller Gruft.

206) Neue Gedichte, 1913, S. 49.

207) „Es waren," erzählte ein Brief Wolfs, „Damen und Herren aus Ostpreußen ... das mitteldeutsche Gebiet war allein durch mich vertreten, denn ich bin Sachse. Als die treffliche Sängerin gebührend gefeiert war, ... erhob sich ein ostpreußischer Herr und machte die Strophen Ihres Gedichtes zum Gegenstand einer warmen vaterländisch begeisterten Rede, indem er darauf hinwies, welch eminent germanischer Zug im eigentlichen Sinne dieser Dichtung eigen sei (Eine Trommel hör' ich schlagen). Ich wurde aufgefordert, den Dichter dieser schönen Verse zu nennen. Ich that es, indem ich von Ihrem schönen Band Gedichte erzählte, welchem ich unter den neuesten dichterischen Erscheinungen an Werth und wahrhafter, echter Poesie nichts an die Seite zu stellen vermag, — ich wies auf „Tod und Bismarck" hin, Einiges rezitirend ... das Resultat war der allgemeine Wunsch, dem verehrten Dichter eine Nachricht zu geben ..."

208) In einer an Fr. v. Albertini mitgeteilten Version: „Zwischen den Stämmen am Buchenhang schreiten die Schatten Verstohlenen Gang. — Sieh, wie die Gründe Verschwiegen ruhn! Laß uns zur Stunde Im Frieden ruhn."

209) Zwei später hinzugefügte Stücke „Knappenlied" und „Requiem" in Gedichte II, 1908, S. 62 und 68.

210) Nicht veröffentlicht.

211) 1862 entstanden, erstmals im „Neuen Schweiz. Unterhaltungsbl." gedruckt; von Paul Heyse in seinen „Deutsch. Novellenschatz" (Bd. 23) aufgenommen und mit warmem Lob bedacht. (Vgl. Gesamm. Werke von Jak. Frey, Bd. V, Sauerländer, Aarau.)

212) Hallers Bibl. d. Schweizergesch., H. C. Fäsys „Staats- und Erdbeschreibung" (1768) (über d. Kt. Bern); J. K. Sinner, voyage hist. et lit. dans la Suisse occidentale (1781); Beschreibung d. Stadt u. Republ. Bern, 2 Bde., 1796. Die Flugschrift: Bern, wie es war, ist, sein wird (1798); Tscharner, Du gouvernement de Berne; Hidber B., „Der ehemalige sog. äußere Stand d. Republ. Bern" (Neujahrsbl.); „Reden, patr., gehalten vor dem hochlöbl. äußern Stand d. St. Bern" (1773) und „Erneuerte Gerichtssatzung vor die Stadt Bern" (1762). Wahrscheinlich auch das bekannte Werk von Tillier und etwa noch die Zeerlederschen Urkundenpublikationen.

213) Emils Bemerkungen fehlen; die erhaltenen Alfreds zeigen überall seine Gründlichkeit und scharfe Logik, aber auch seinen Sinn für Sprachschönheit und dramatische Wirkung.

214) Es war ein Druckausschnitt aus einer französischen Zeitung (vermutlich Journal de Genève), gezeichnet J. Weber und über die Oper Winkelried von Louis Lacombe berichtend: „Lionel Bonnemère fit un scenario où il suppose Winkelried marié depuis huit jours à une jeune fille appelée Baeteli. Une certaine contesse Anna de Valengin, eprise par Winkelried, voulait l'épouser.

En apprenant son mariage la jalousie l'exaspère à tel point qu'elle prend la resolution de perdre Winkelried et sa compagne. Enfermée avec eux dans son château que les Autrichiens assiègent, elle se décide à trahir son pays dans l'espoir de voir périr sa rivale. Les Autrichiens pénètrent dans la forteresse par un souterrain que leur a ouvert la contesse; ils se rendent maître de la place et fêtent leur pretendue victoire par une orgie quì a pour dénoument l'incendie du château. Au deuxième acte la contesse accuse Winkelried du crime commis par elle; les Suisses ajoutent foi à ses paroles. Winkelried repousse l'accusation, confie sa femme à ses compagnons et leur annonce qu'il va mourir. Le reste se devine. La trahison de la contesse est découverte, Winkelried justifié meurt victorieux. On apporte ses restes à l'endroit où plus tard on érigea une chapelle â sa mémoire." Die Aufführung fand in Lyon ſtatt: „. . . tout le monde était enlevé après le premier acte" etc.

215) Vgl. Kürſchner, Deutſche Nationall., Bd. 149, Einleitg., S. XXXV. Nach Adolf Frey nahm Arnold Ott das gleiche wirkungsvolle Motiv in ſeinen Karl d. Kühnen auf, wie er ſich denn auch die Gebetsſzene vor der Schlacht nach Freys Vorgang nicht entgehen ließ.

216) Brief Emils v. 22. VIII. 90.

217) Ein weiterer Änderungsplan: A. Fr. an die Frau (Ragaz 17. IV. 92): „Seit heute, ſeit die Sonne kam, hat ſich mein Zuſtand ſo auffallend gebeſſert, daß ich am liebſten gleich am Winkelried anfangen möchte, den ich ſeither ... noch oft durchgedacht habe ... u. zu einer neuen Änderung kam, die das ganze auf vier Akte bringt ..., nämlich der erſte Teil des dritten Aktes — Schenk-Leopold — wird zum I. genommen, die Würfelſzene wird an den III. angehängt u. bildet ſo zur Ratſzene einen Kontraſt." Aber fünf Tage ſpäter war er unentſchloſſen geworden: (22. IV. an die Frau): „Deine Winkelriedbemerkungen haben mich wieder aus dem Hafen der dramatiſchen Sicherheit auf das Meer der Unſicherheit hinausgeworfen. Ich denke der Sache oft nach." Emil riet ſchließlich: „Ich würde nun noch Meyer zu Rate ziehen — u. dann dem eigenen Kopfe folgen." Aber Meyer war nicht mehr zu beanſpruchen; zwar ſchrieb er noch am 16. III. 92: „Es iſt ſchön, daß Winkelried unter der Preſſe iſt; ich bin gewiß, daß der gute Held uns alle auferbauen wird; möge er kräftig zur Gründung unſeres heimiſchen Heldendrama helfen." Doch ſeine letzten Zeilen an Adolf Frey mußten auch nur die Lektüre eines Teiles ablehnen — er ſtand ſchon unter dem Bann ſchwerſter geiſtiger Ermüdung.

218) 9. April 1893, Nr. 98 ff.

219) Sonntagsbl. d. Bund, 18. Juni 1893, Nr. 25.

220) Dieſe Arbeiten aufzuzählen, muß einem bibliographiſchen Abſchnitt vorbehalten bleiben. Vom Jahr 1876 an wohl zum großen Teil erhalten, ſind ſie bis 1880 teilweiſe ſchon oben erwähnt; von 1880—85 finden ſich 26, 1885—89 97, 1890—97 30 Rezenſionen verzeichnet; von 1876—98 170 Beſprechungen, meiſt in Schweizer Zeitungen.

221) Vgl. noch „Bund" (10. XII. 97), ein größeres Feuilleton; Rundſchau, Beil. z. Allgem. Zeitg. (19. II. 98), N. Z. Ztg. (10. XII. 97), St. Galler Blätter (1897, Nr. 50) u. A. m.

222) 1885 bei Haeſſel in II. Aufl. erſchienen. Meyer hatte für die erſte Aufl. $2^1/_2$ Druckſeiten eines curriculum vitae beigeſteuert. Die kleine Arbeit war als Feſtgabe zu Meyers 60. Geburtstag gedacht und in feſtlicher Geburtstagsfreude erklang auch der darin faksimilierte Dankbrief des Gefeierten. Vgl. über die Abmachungen mit Frey Briefe I, 381 ff.

223) Betsy sprach sich dankend und befriedigt über eine Einsendung Freys aus, die zuweitgehenden Gerüchten über Meyers Gesundheit entgegentrat, besonders aber auch über einen Essay von Lina Frey über C. F. M. in der Deutschen Rundschau (Dez. 1891, vgl. Briefe I, 401).

224) A. F., C. F. Meyer III. Aufl., S. 367 ff. über die Persönlichkeit.

225) Es war die ungedruckt gebliebene „Clara". Vgl. C. F. Meyers Leben III. Aufl., S. 72 ff. und über die „Zwanzig Balladen" S. 166 ff.

226) Frey folgte der Einladung der Frau Meyer nach Kilchberg und sah sie bei gemeinsamem Besuch in Königsfelden. Obwohl selbst von körperlichen und nervösen Störungen heimgesucht, suchte sie für ihn nach Material. Am 23. I. 93 schrieb sie: „Gewiß haben Sie schon jede Stunde eine Zeile von mir erwartet u. nun ist es noch nicht einmal der Bericht über das Vorhandensein der Dynast-Anfänge u. des Kaisers Friedrich. Seit Ihrem so freundlichen Besuch sind für mich wieder andere Tage gekommen u. habe ich meistens das Bett gehütet." Am 8. Februar hatte sie, zu wiederholtem Besuch auffordernd, „ein paar wenige Bogen über den Dynast gefunden u. habe Zerrissenes sogar auch sorgfältig aufgehoben, vielleicht können Sie das eine oder andere auf geschickte Weise in Zusammenhang bringen, sodaß es Ihnen doch noch dienen kann. Ein Jammer ist es, daß mein geliebter Mann just vor einem Jahr furchtbar Vieles zerrissen hat, ich stand einmal sprachlos dabei, durfte nichts einwenden, da die Stimmung eine trübe war; dachte ja ich will dann schon noch den Papierkorb durchmustern, obschon es in kleinste Stücke ging; aber o Unglück, er befahl dem Zimmermädchen den Korb sofort ins Feuer auszuleeren" ... Vergeblich suchte sie dann auch nach der Lady Russel und der „Suisse von Ulrich". Das wenige, was sie Frey geschickt hatte, war im Mai 1893 wieder in ihren Händen, wofür sie am 24. brieflich dankte. Aber dann übertrug sie, selbst seelisch schwer erschüttert, Abneigung und Mißtrauen gegen ihre Schwägerin Betsy auch auf Frey und erwiderte seine Erkundigung nach dem Befinden des aus der Anstalt Zurückgeholten mit den abweisenden Worten: „Ich danke, es geht Herrn Dr. gut. Die Sammlung (= die Biographie) kann noch keine Anwendung finden." Aus dieser Stimmung heraus veranlaßte sie dann die Biographie von August Langmesser.

227) Der wichtigste, hier zu erwähnende Fall ist der jener vier Liebesgedichte, in denen Clelia Weidmann lebt und die auf Veranlassung der Frau Meyer aus einer Auflage der Gedichte ausgeschieden blieben.

228) Vgl. Briefe I, S. 199. Meyer schickt an Wille Nietzsches „Jenseits von Gut u. Böse" zurück, „das geistreiche Büchlein, das während des schwierigen Jahres vergessen blieb."

229) N. Z. Ztg. 19. und 20. Januar 1900. Bund: 23. und 24. Dezember 1899.

230) Vgl. Meyers Leben III. Aufl., S. 367 ff.

231) In der Schweizer Rundschau 1895, Nr. 7, veröffentlichte Frey einen größern Aufsatz „Gedanken über Rezitation", worin er Milans gedachte. „Alles, was Sie sagen," schrieb dieser 20. VII. 95, „ist so ganz unserm eigensten Empfinden u. Fühlen entsprechend, u. wie Sie es sagen, scheint uns so überaus vornehm u. glücklich." Er schrieb auch im Namen seiner Frau, Adele Dorée, der bekannten hervorragenden und liebenswürdigen Schauspielerin, deren persönliche Bekanntschaft mit Freys eben bevorstand.

232) Milan bemühte sich dann für den Plan noch bei Friedrich Hegar, der aber dem Gedanken ebenfalls nicht nahe zu treten vermochte. (Milan an Frey 10. VIII. 96 und 21. X. 96: „Hegar hat mir leider abgeschrieben. Ich lasse die Sache aber nicht fallen.")

233) Jetzt nach seiner Tätigkeit als Präsident des Ernährungsamtes in Berlin 1918 Geheimer Regierungsrat in Köln.

234) Nach seinem Schlaganfall. Die „Melancholie" war die mit dem Schwarzspiegel.

235) So die anmutigen „Kinder der Muße", „Die Engelmesse", „Novembersonnenblick", „Nacht", „Begegnung", „Das liebe Bild", „Die Ungeduldigen", „Einsamkeit", „Heldenzeit", „Der Gruftstein", „Herbststürme", „Höhenfeuer", „Blütenblätter", „Erwachen" u. a. m., die dann z. T. Titeländerungen und Umarbeitungen erfuhren.

Einmal tauchte auch der Gedanke einer neuen Sammlung auf. 1889 machte Haessel den Vorschlag einer „Taschenausgabe von Gedichten Adolf Freys", zog ihn dann aber aus irgendeiner seiner Alterswunderlichkeiten wieder zurück. Darüber unsicher und verlegen geworden, wandte er sich an C. F. Meyer. „Theurer Herr," schrieb dieser (11. X. 89) an Frey: „an meinem Geburtstag muß ich Ihnen doch mit einer Zeile sagen ..., wie herzlich unangenehm mir die Vorfallenheit mit Häßsel und das Nichterscheinen der Taschenausgabe ist. Ich ... hätte wohl Lust, ihm darein- und zuzureden, wenn ich nicht sicher gewesen wäre, ihn damit eher zu verhärten, und nicht sicher in Ihren Intentionen zu handeln, da Sie mich nichts hatten wissen lassen ... Der Wert Ihrer Dichtung ist hier völlig außer Spiel, es ist die reine Geschäftssache" usw. „Die Sache ist so," erwiderte andern Tages Frey, „Häßsel hat mir aus heiterm Himmel die Taschenausgabe proponirt und hat sie dann, nachdem ich ihm meine neuen Gedichte auf sein Verlangen geschickt, nach wochenlangem Schweigen aus nicht minder heiterm Himmel zurückgezogen ... Auf seinen engen u. gewundenen Brief ... schrieb ich ihm ... er möchte sichs in Zukunft weniger sauer ankommen lassen, wenn er mir etwas Unangenehmes zu sagen habe ... Natürlich wäre mir die Taschenausgabe willkommen gewesen. Aber da er sie nun nicht macht, ich bin ihm nach wie vor dankbar, und die Angelegenheit ändert an meiner Gesinnung gegen ihn nichts." ... Einen Schritt bei Haessel, der die Publikation doch ermöglichen sollte und den Meyer anriet, ersparte sich Frey. — Einmal (Mitte der neunziger Jahre?) stellte er die Abschnitte für einen neuen Gedichtband zusammen, wovon sich drei Convolute von Gedrucktem und wenig ungedruckt Gebliebenem vorgefunden haben: „Zur Laute", „Träume und Augenblicke", „Im Hochland". Erwägt man, wie viel durch nachfolgende Umgestaltung an Schönheit, Prägnanz und Vollendung an diesen Sachen für den zweiten Gedichtband gewonnen wurde, so wird man sich des entschlossenen Verzichtes auf eine frühere Drucklegung nur freuen können.

236) Vgl. Fritz Enderlin im „Adolf Frey-Buch" S. 49 ff.

237) Vgl. C. F. Wiegand im Adolf Frey-Buch S. 11 ff.

238) „In einem Wald ob Engelberg," erzählt einer seiner frühern Schüler, fand er einmal eine jener seltsamen saprophytisch lebenden Urwald-Orchideen, von denen in der Schweiz eine kleine Anzahl von Arten sich noch finden. Er pflückte sie und zeigte sie einem Schüler, der dieses Gebiet zu seinem Spezialstudium gemacht hatte: „Wie heißt diese Orchidee? Daß es eine solche ist, das erkenne ich, aber die Spezies ist mir neu?" Es war die seltene Corallorhiza innata R. Br. Ein andermal traf ich ihn im Jura, von dessen sonnigen Matten ich ein Bouquet schöner Ophrys ins Tal gebracht hatte. Er wollte sie sehen und setzte mich durch seine Kenntnis unserer vier Ophrys-Arten in Erstaunen." (Mitteilung von Ständerat Dr. Keller, Aarau.)

239) Vgl. die ähnliche Einstellung Goethes nach dem Kanzler Friedrich v. Müller (Goethes Unterhaltungen mit d. Kzl. F. v. Müller S. 221 ff.).

Von **Adolf Frey** erschienen in meinem Verlag:

Albrecht v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur (1879)

Gedichte. (1886 und 1908)

Erinnerungen an Gottfried Keller. (III. Auflage 1919)

Briefe Conrad Ferdinand Meyers nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, herausgegeben von Adolf Frey (1908)

Gottfried Kellers Frühlyrik, herausgegeben von Adolf Frey (1909)

Conrad Ferdinand Meyers unvollendete Prosadichtungen, eingeleitet und herausgegeben von Adolf Frey (1916)

Der Fürst der Hulden. Musikalisches Drama (1919)

Albert Weltis Briefe, II. Band, eingeleitet und herausgegeben von Adolf Frey (1920)

Stundenschläge. Letzte Gedichte (1920)

Ferner erschienen in meinem Verlag:

Lieder und Gesichte von Adolf Frey. Ausgewählt und eingeleitet von Gottfried Bohnenblust (1922)

„Adolf Frey", Rede zu seinem Gedächtnis, gehalten in der Tonhalle in Zürich von Gottfried Bohnenblust (1922)

Conrad Ferdinand Meyers Gedichte und Novellen von Lina Frey (1892)

H. HAESSEL · VERLAG / LEIPZIG

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122954271